4°
Bild
25
- 9 -

037005 00004 48

Ausführlicher Text

zu Bertuchs

Bilderbuche

für Kinder.

Ein Commentar für Eltern und Lehrer, welche sich jenes Werks bei dem Unterrichte ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen.

Verfasset

von

C. Ph. Funke.

Neunter Band,

welcher Tafel 1 — 86 oder Heft LXXXI — XC des Bilderbuchs begreift. 1 - 88

Weimar

im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs 1805.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Ein und achtzigster Heft.

I. Tafel.

Große vierfüßige Säugethiere.

Das Rhinozeros oder Nashorn.

Unter allen Wissenschaften macht in unsern Tagen wohl keine einzige so große und schnelle Fortschritte, wie die Naturgeschichte. Jeder Freund dieser vortrefflichen Wissenschaft wird es sich daher angelegen seyn lassen, die neuen Entdeckungen in derselben kennen zu lernen. Seitdem in dem ersten Hefte des Bilderbuches eine Abbildung und in dem ersten Bande des Kommentars eine Beschreibung von dem Rhinozeros geliefert wurde, hat man in der Naturgeschichte dieses merkwürdigen Thieres Man-

ches zu berichtigen gefunden. Man hat aber auch seitdem viel richtigere Zeichnungen und Abbildungen von demselben erhalten. Wir bitten unsere Leser, die hier gelieferten neuen Darstellungen mit der ältern zu vergleichen. Was den Kommentar betrifft, so darf man hier nur Ergänzung des frühern erwarten.

Die merkwürdigste Berichtigung in der Naturgeschichte des Rhinozeros ist unstreitig, daß man nun zwei Gattungen als völlig spezifisch verschieden annehmen kann. In dem frühern Kommentare sind zwar zwei Verschiedenheiten erwähnt; aber noch nicht als Gattungen betrachtet worden.

Fig. 1. Das Afrikanische Nashorn.

(Rh. Africanus.)

Einige Naturforscher nennen diese Gattungen auch die zweihörnige (bicornis); allein die andere hat hinter dem größern gleichfalls noch ein zweites, obgleich viel kleineres Horn. Das Afrikanische Einhorn unterscheidet sich hauptsächlich auffallend durch den Mangel der Vorder- oder Schneidezähne, welche als bleibender Gattungscharakter anzusehen sind. Es bewohnt das südliche Afrika, insonderheit die Gegenden nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ehemals war es selbst in der Nähe dieses Vorgebirges nicht sel-

ten; nun aber, da sich die Holländischen Kolonisten immer weiter ausgebreitet und das Thier mit dem Feuergewehr zu arg verfolgt haben, hat es sich tiefer landeinwärts gezogen. Durch neuere Reisende ist uns dieses Thier näher bekannt geworden.

Die Größe des Afrikanischen Nashorns hängt von seinem Alter ab. Das kleinste von denen, welche Sparrmann maaß, war von der Nasenspitze bis zum Anfange des Schwanzes 11½ Fuß lang, 7 Fuß hoch und in der Mitte betrug sein Umfang 12 Fuß. Der Kopf gleicht einem Schweinskopfe, den Rüssel abgerechnet; denn die Schnauze läuft spitzig, wie bei den Schildkröten aus, und die plumpe Oberlefze ragt vor der untern etwas hervor. Die kleinen Augen liegen, wie beim Schweine, tief im Kopfe, und die beiden Hörner über der Nase stehen fast gerade aufgerichtet, doch etwas hinterwärts gebogen. Beide sind in Rücksicht ihrer Gestalt und Größe gar sehr verschieden; das Vordere fast immer um den Drittheil länger. An dem oben erwähnten, von Sparrmann gemessenen Nashorn betrug die Länge nur 1 Fuß und der Durchmesser an der Wurzel 5 Zoll. Größere Thiere haben aber auch ein 12 Fuß hohes Vorderhorn. Die Gestalt beider kommt mehr mit einer Weinflasche, als einem Horne überein. Das Weibchen zeigt in Rücksicht der Hörner keine Verschiedenheit vom Männchen. Die Masse, woraus die Hörner ge-

bildet sind, besteht aus parallellaufenden hornartigen Fibern, welche unterhalb mit ihren starren Spitzen hervorstehen, und die Oberfläche rauh machen, so daß sie wie eine Bürste anzufühlen sind: die obere dünnere Hälfte ist dagegen so glatt, wie an den Hörnern des Rindviehes. Der Abstand zwischen dem Vorder- und Hinterhorne beträgt nur 2 Zoll. — Daß das Nashorn die Hörner bewegen könne, bestätigen neuere Erfahrungen. Le Vaillant verschob sie mit der Haut hin und her. Das Thier ist aber auch im Stande, dieselben mittelst eines starken Muskels so fest zu halten, daß sie unbeweglich stehen. Dies geschieht im Zorne und überhaupt wenn das Thier gereizt wird, und dann ist es ihm Kleinigkeit, mit seinem Vorderhorne tiefe Furchen in die Erde zu reißen, und beträchtlich schwere Steine damit fort zu schleudern.

Was die Haut des Afrikanischen Nashorns betrifft, so ist sie bei weitem so runzlicht und panzerähnlich nicht, wie bei dem Asiatischen oder einhörnigen Nashorne, sondern fast überall glatt anliegend, wie beim Elephanten; nur auf den Schultern, an den Seiten und am Hintertheile bemerkt man einige schwache Runzeln. Bei alledem darf man jedoch die Haut nicht glatt nennen; sie ist vielmehr rauh und mit Buckeln bedeckt, besonders bei größern Thieren. Sparrmann fand sie auf dem Rücken anderthalb Zoll dick und an den Seiten etwas dicker.

Oberhalb sieht sie aschgrau, unten am Bauche aber fleischfarben aus. Der 3 Fuß lange und 1 Zoll dicke Schwanz ist nach dem Ende hin verdünnt. Nur auf demselben, so wie an den Ohren und um die Hörner erblickt man einige borstenähnliche Haare; sonst ist die Haut überall kahl.

Das von Sparrmann erlegte bereits erwähnte war so schwer, daß es 5 Mann nicht fortziehen konnten. Bei der Zergliederung fand Sparrmann die Zunge weich, und es ist also falsch, daß das Nashorn damit die Hand des Menschen wund lecken könne. Die innern Theile kommen mit den des Pferdes überein. Es ist kein wiederkäuendes Thier, wie man sonst geglaubt hat. Seine Nahrung besteht in Vegetabilien. Der Auswurf gleicht dem von Pferden. — Daß das Nashorn gar keine Stimme habe, ist falsch; le Vaillant hörte es nach der Verwundung ein fürchterliches Geschrei ausstoßen. Es liegt am Tage still, und geht des Nachts seinen Geschäften nach. Sehr gern wälzt es sich in Sümpfen und Morästen. Von seiner Fortpflanzungsweise ist wenig Zuverlässiges bekannt; doch steht zu vermuthen, daß sie eben so, wie bei andern großen vierfüßigen Säugethieren, erfolge. Daß das Afrikanische Nashorn es war, welches die alten Römer in ihren Kampfspielen brauchten, leidet keinen Zweifel; denn man sieht es schon aus den Abbildungen auf alten Denkmälern.

Fig. 2. Das Nashorn von Sumatra.

Der Engländer William Bell fand auf der Insel Sumatra in Ostindien ein Nashorn, welches zwar in vielen Stücken mit dem Asiatischen übereinkommt; dennoch aber durch die Hörner verschieden ist. Das, was Bell beschreibt, war noch nicht ausgewachsen. Es hatte die Gestalt eines Schweins und eine bräunliche Aschfarbe, die am Unterleibe ins Schmutzigfleischfarbene fiel. Von den beiden Hörnern, welche schwarz aussahen, stand das größere unmittelbar über der Nase, war 9 Zoll lang, sehr spitzig und zurückgebogen; das hintere kleinere aber maß nur 4 Zoll in der Länge, hatte eine etwas breite pyramidalische Form, und stand über den Augen. Beide waren am Hirnschädel befestigt, und man bemerkte keinen Muskel, der sie in Bewegung hätte setzen können. An dem dicken kurzen Halse war die Haut sehr runzlicht und faltig, und eine große linienförmige Falte lief auch von der Schulter nach der Brust herab. Außerdem fanden sich nur noch hie und da einige Runzeln und Falten. Die rauhe, dünne Haut trug schwarze Haare. Die Größe des Thieres war viel unbeträchtlicher, als die des Afrikanischen Nashorns.

Da das Rhinozeros von Sumatra in so vielen Stücken mit dem Asiatischen oder einhörnigen übereinkommt, in andern aber wiederum von demselben abweicht, so läßt sich noch nicht entscheiden, ob man es als eine

besondere Gattung anzusehen habe, oder ob es nur Spielart des Asiatischen sey. Wäre das erstere, so hätten wir drei Gattungen Nashörner.

Zur Naturgeschichte dieser Thiere überhaupt gehört noch der merkwürdige Umstand, daß man in nördlichen Ländern, wo jetzt kein Nashorn lebt und leben kann, z. B. am Harze und im Gothaischen bei Burgtonea, Knochen von ihnen findet; ja daß man im J. 1772 im sandigen Ufer des Witimflusses, welcher unterhalb Jakutzk im 64sten Grade nördlicher Breite in die Lena fällt, ein ganz unversehrtes Nashorn mit Haut, Sehnen und einigem Fleische fand, welches in dem fast immerwährend gefrornen Boden sich unverweset erhalten hatte. Der Kopf dieses Thieres findet sich noch im Petersburger Museum. — Brachten Ueberschwemmungen diesen Bewohner eines warmen Himmelsstrichs nach jener beeiseten Polargegend, oder stand einst die Axe der Erde senkrecht auf ihrer Bahn, so daß Nashörner und Elephanten da wohnen konnten, wo ewiges Eis jetzt den Boden fesselt? — Diese Frage ist schwer zu beantworten.

II. Tafel.

Teutsche Singvögel.

Der Ausdruck Singvögel bezeichnet bei mehrern Naturforschern eine gewisse Ordnung von Vögeln; allein man darf ihn eben nicht genau nehmen. Es läßt sich gar keine Gränzlinie zwischen Singvögeln und andern Vögeln ziehen, weil sie alle eine gewisse Stimme haben, die sich aus dem Melodischen durch unzählbare Stufen in bloßes Geschrei verliert. Eigentlich sollte man Singvögel nur solche nennen, an denen man wirklich eine melodische Stimme bemerkt. Nach dieser Bestimmung lassen sich die auf dieser Tafel vorgestellten Vögel allerdings zu den Singvögeln rechnen.

Fig. 1. Der gemeine Seidenschwanz.

(Ampelis garrulus)

Unstreitig einer der schönsten Vögel, die man wild in Teutschland sieht. Es werden ihm nicht in allen Ge-

genden unseres Vaterlandes einerlei Benennungen gegeben. In manchen Provinzen heißt er Böhmer, Böhmlein oder Böhmische Haubendrossel; in andern Pest-, Kriegs- und Schneevogel; außerdem noch Schwätzer und Goldhähnl. Sein Geschlecht, welches aus 13 Gattungen besteht, zeichnet sich durch den geraden, erhabenen, kurzen Schnabel, dessen längere oder obere Kinnlade etwas gekrümmt und an beiden Seiten abgeschnitten ist; durch die hinter Borsten versteckten Nasenlöcher; durch eine spitzige, knorplichte, gespaltene Zunge und durch eine mittlere Zehe aus, welche an der Wurzel mit der äußern verbunden ist. Da die Seidenschwänze mit den Drosseln vieles gemein haben, so stellt man ihr Geschlecht im System in der Nähe des Drosselngeschlechts auf. In Europa und Asien giebt es nur die einzige Gattung, den hier abgebildeten gemeinen Seidenschwanz.

Dieser gleicht der Wein- oder Rothdrossel an Größe, ist 9 Zoll lang, mit ausgespannten Flügeln 17 Zoll breit, und hat einen 3 Zoll langen Schwanz, bis auf dessen Mitte die Spitzen der gefalteten Flügel hinabreichen. Der Schnabel ist ungefähr einen halben Zoll lang, dick und schwarz; die Füße und Nägel der Zehen haben gleiche Farbe. Das schöne Gefieder ist ungemein sanft und fein; daher der Name Seidenvogel und Seidenschwanz. Von seinen ausländischen Geschlechtsverwandten unter-

scheidet sich der gemeine Seidenschwanz durch den kurzen Federbusch auf dem Hinterkopfe. Seine Farbe ist, wie die des Scheitels, des Halses und der Brust, rostgraubraun, die Stirn dunkelrothbraun. Ein schwarzer Streif läuft von dem Mundwinkel über die Augen bis zu den Ohren hin, und unter ihm befindet sich ein anderer weißlicher, die Kehle ist schwarz; das übrige Gefieder in mannichfaltigen Schattirungen braun und aschgrau gemischt und sehr schön; der Bauch und die Seiten sind röthlich silbergrau; bei den hintern Schwungfedern verlängert sich der Federschaft in einem zinnoberrothen, eirunden, hornartigen Fortsatz; die Schwungfedern selbst sind schwarz mit weißen Spitzen, der Schwanz schwarz mit schwefelgelben Spitzen.

Das Weibchen ist minder schön, als das Männchen; das Schwarz der Kehle nicht so ausgebreitet; das Gelb der Schwanzfedern bleicher, und die zinnoberfarbigen Fortsätze fehlen öfters gänzlich.

Der gemeine Seidenschwanz ist eigentlich nur in so fern ein Teutscher Vogel, als er bei uns im Winter gesehen wird; wirklich einheimisch darf man ihn nicht nennen; denn man hat sein Nest noch nirgends gefunden; vielmehr nistet er im hohen nördlichen Europa, vielleicht selbst innerhalb des Polarkreises, oder wenigstens in der Nähe desselben. Gegen den Winter zieht er nach Süden

herab, und kommt dann in alle Europäische Länder, selbst nach Italien, wo man ihn für einen Vorboten der Pest hält. In Böhmen ist er alle Winter sehr häufig; auch in Thüringen findet man ihn jährlich wenigstens einzeln; in den hiesigen Gegenden sieht man ihn nicht alle Jahre, wohl aber in manchen Jahren sehr häufig.

In Teutschland giebt es kaum einen einfältigern Vogel als der Seidenschwanz ist, wenn man Einfalt die Unbehutsamkeit nennen will, womit er in die Netze der Menschen geht. Indeß ists mit mehrern Vögeln so, welche aus öden unbewohnten Gegenden kommen, wo sie nicht gestört werden. Alle Vögel, die in stark bewohnten Gegenden nisten, und beständigen Verfolgungen und Nachstellungen ausgesetzt sind, werden von den bereits durch viele Erfahrungen vorsichtig gewordenen Alten von früher Jugend an gewarnt und geübt, den beständigen Nachstellungen der Menschen zu entgehen. Der Seidenschwanz kennt so wenig die Gefahr, welche ihm in unsern Gegenden umgiebt, daß er getrost den Menschen bis auf eine Weite an sich kommen läßt, in welcher er mit einem Stocke erreicht und geschlagen werden kann. Es ist dabei ein träger Vogel, der sich nicht gern viel bewegt, ausgenommen, wenn er fressen will. Seine Bewegungen sind überdies sehr plump und ungeschickt; sein Flug aber ist ziemlich schnell und dem Fluge des Staaren ähnlich. Er liebt die Gesellschaft seines

Gleichen, und wird daher selten oder nie einzeln angetroffen. Sein Gesang ist schlecht, wenigstens wenn sich der Vogel im Winter hier bei uns aufhält; vielleicht singt er in seiner Heimat zur Paarungszeit besser; doch läßt seine Stimme nichts Vorzügliches erwarten.

In Hinsicht des Appetits giebt der Seidenschwanz wohl keinem andern Sangvogel etwas nach, sondern übertrifft sie vielmehr. Es ist zum Erstaunen, welche Menge von Nahrungsmitteln er täglich zu sich nehmen kann. An Eingesperrten hat man gefunden, daß sie täglich eben so viel verzehren, als sie wiegen; daher verunreinigen sie auch das Zimmer, worin man sie hält, oder einen Käfig nicht wenig, und man muß unaufhörlich fortschaffen, wenn ihre Unreinlichkeit nicht ihr schönes Ansehen verleiden soll. In der Freiheit lebt der Seidenschwanz von dem, was die Drosseln verzehren, von allerlei Insekten, die er, wie der Fliegenschnäpper, wegzufangen weiß. Im Herbst und Winter sind allerlei wilde Beeren von Ebereschen, Kreuzdorn, Wachholdern, Hartriegel und Schlingbäumen seine Nahrung. Im Zimmer nimmt er mit Gerstenschrot in Milch geweicht und mit alle dem vorlieb, wes die Drosseln fressen.

Er läßt sich sehr leicht zähmen und an künstliche Nahrungsmittel gewöhnen. Da er ein Nordländer ist, so befindet er sich in sehr warmen Zimmern, besonders

in der Nähe des Ofens, nicht wohl; doch gewöhnt er sich auch hieran nach und nach, wenn er nur kaltes Wasser zum Trinken und Baden erhält. Er ist so wenig zärtlich, daß man ihn viele Jahre hindurch ohne Mühe erhalten kann. Von der Fortpflanzung des Seidenschwanzes weiß man nichts Gewisses. Man sagt, daß er in seinem Vaterlande in Felsenlöchern niste. — Wenn er sich im Winter bei uns aufhält, so darf man nur Dohnen mit Ebereschenbeeren aufstellen, und man wird finden, daß er blind hineingeht, ohne sich durch das Geschrei seiner bereits gefangenen Kameraden abschrecken zu lassen. Man stellt ihm auch eifrig nach, weil sein gewürzhaft schmeckendes Fleisch sehr geschätzt wird.

Taf. 2. Fig. 2. Der gemeine Staar.

(Sturnus vulgaris.)

Das Staarengeschlecht begreift 15 Gattungen, wovon in ganz Europa außer der gemeinen nur noch eine, nämlich der Wasserstaar gefunden wird. Die Staaren kommen dem äußern Ansehen nach mit den Drosseln, Seidenschwänzen und Lerchen überein; daher sie auch von den Systematikern unter diesen Vogelgeschlechtern aufgestellt werden. Alle Staare haben einen geraden, eckigten, niedergedrückten, etwas stumpfen, am Oberkiefer mit einem glatten, etwas klaffenden Rande versehenen Schnabel; eine spitzige, am Rande eingekerbte

Zunge; Nasenlöcher, welche oben mit einem hervorstehenden Rande versehen sind, und die mittlere Zehe ist mit der äußersten bis aufs erste Gelenk verbunden.

Diese allgemeinen Kennzeichen trifft man nun auch am gemeinen Staar an, der in Teutschland sehr häufig ist. In einigen Gegenden wird er Sprehm und Sprehe genannt. Er ist etwas größer, als der Seidenschwanz, mißt 10 Zoll in der Länge, mit ausgestreckten Flügeln 18 Zoll in der Breite, und hat einen 3 Zoll langen Schwanz, von welchem im Ruhestande die Flügelspitzen drei Viertheile bedecken. Der mehr als 1 Zoll lange Schnabel ist im Sommer schön goldgelb, außerdem hornfarben und nur an der Spitze gelb; die Beine sind dunkelfleischfarben; doch veränderlich. Keiner unserer hiesigen Vögel hat ein so glänzendes Gefieder, wie der Staar; es scheint mit einem Firniß überzogen zu seyn, und spielt in verschiedenem Lichte mit mannichfaltigen Farben. Im Schatten ist es schwarz; von der Seite betrachtet an verschiedenen Stellen bald prächtig goldgrün; bald brennend kupferroth mit einem Goldglanze. Im Sonnenschein schimmert es außerordentlich. Die Deckfedern der Flügel und des Schwanzes, so wie alle Schwungfedern, sind rostfarben eingefaßt; die Kopf- und Nackenfedern mit röthlich weißen, die Rückenfedern mit hellrostfarbigen und die Bauchfedern mit weißen Spitzen versehen.

Die

Die Weibchen sind stärker gefleckt, und gleichen hierin den einjährigen Jungen. Die ältern Männchen verlieren die Flecke immer mehr, und sehen zuletzt ganz einfarbig aus; jedoch bleibt der verschiedene Goldschimmer, oder wird vielmehr stärker.

Der gemeine Staar ist nicht nur über ganz Europa, sondern auch über die ganze alte Welt verbreitet. Im Süden findet er sich bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, im Norden bis Drontheim in Norwegen und auf Island. In Sibirien wohnt er ebenfalls. Er liebt insonderheit niedrige Ebenen, worin Getraidefelder mit Wiesen, Wäldern und Teichen abwechseln. Es ist ein lebhafter, munterer Vogel, der sich schnell bewegt; schreitend, wie die Krähen geht, und flatternd, aber schnell und geschickt fliegt. Als Zugvogel verläßt er uns in der letzten Hälfte des Oktobers, wenn anhaltend rauhe Witterung einfällt, in Schaaren. Wo er überwintere, weiß man nicht; doch ist es wahrscheinlich, daß er im südlichen Europa oder im nördlichen Afrika weile, da er im Frühjahre zu sehr unbestimmter Zeit ankömmt, und sich nach der Witterung richtet. Fallen in der letzten Hälfte des Februars angenehme warme Tage, so sieht man schon einzelne Staare ankommen, welche des Abends über den Plätzen einigemal hin und her flattern. Ist die Witterung den ganzen Februar hindurch und in der ersten Hälfte des Märzmonats noch kalt und rauh, so kommen

die Staare wohl 3 bis 4 Wochen später. Die gewöhnliche Zeit ihrer Rückkehr ist die Mitte des Märzes. Sehr oft, ja fast alle Jahre fällt nach ihrer Ankunft, noch Schnee, welcher bei rauhem Wetter und Froste wohl eine Woche liegen bleibt. In diesem Falle verliert man die Staare wieder aus den Augen, oder man sieht sie einzeln hinter Zäunen, an Gräben und offenen Orten ihre Nahrung suchen. Um diese Zeit geht es ihnen sehr kümmerlich, und es mögen manche umkommen. Ist die Noth überstanden, so werden sie lebhaft, gehen am Tage zerstreut auf Feldern und Triften ihrer Nahrung nach, und versammeln sich des Abends an den gewohnten Oertern, um sich bis nach Sonnenuntergange mit Herumschwärmen zu belustigen und dann gemeinschaftlich zu schlafen. Solche Versammlungsörter sind einzeln liegende Feldhölzer, insonderheit Nadelgebüsche und Rohrteiche. Wenn sie nicht gar zu arg verfolgt werden, so sieht man sie hier alle Frühjahre. Die Menge ist unglaublich, welche hier zusammenkommt, und die Freude und der Jubel unbeschreiblich, mit welchem sie hier in Gesellschaft fliegen. Dem Freunde der Natur gewährt dies ein herrliches Schauspiel. Wenn man in der Nähe eines solchen Versammlungsplatzes weilt, so sieht man gegen Abend einzelne Haufen ungefähr von 4 bis 20 Staaren aus den benachbarten Feldern und Triften angeflogen kommen. Die ersten Ankömmlinge fliegen über der Gegend in mancherlei Schwenkungen auf und

ab, gleichsam als erwarteten sie mehrere Kameraden; bald erscheinen aus allen Weltgegenden einzelne Abtheilungen, von welchen manche schon unterweges zu größeren Gesellschaften angewachsen sind. Mit Jubel schießen sie nach der schon vorhandenen Schaar, und mit lautem Freudengeschrei werden sie empfangen. Sie mischen sich in die Gesellschaft und schwärmen fröhlich umher, während die Schaar zu einer Wolke anwächst, die aus Hunderttausenden besteht, und die Erde beschattet, wo sie fliegt. Die Wendungen und Schwenkungen, welche ein laut jubelnder Staarenschwarm macht, bieten dem Auge des Beobachters ein schönes Schauspiel dar. Bald erhebt sich die Wolke hoch in die Luft, bald senkt sie sich nieder, bald rundet sie sich, indem die einzelnen Vögel sich dicht in einander drängen, bald dehnt sie sich in die Länge aus, so daß das Auge sie mit einem Blicke nicht übersehen kann. Läßt sich der Schwarm auf die Bäume nieder, so entsteht ein lautes Geräusch oder Geflatter, und tausend Stimmen beginnen ein sonderbares Konzert. Endlich bricht die Nacht an; es verstummen immer Mehrere, und die ganze Schaar versinkt in Schlaf, bis derselbe Auftritt des Morgens vor Sonnenaufgang auf gleiche Weise beginnt, nur mit dem Ausgange, daß die Vögel in Kurzem sich zerstreuen, um ihren Geschäften nachzugehen.

Auf den Schlafplätzen in Gebüschen und Rohrtei-

chen sitzen die Staare so gedrängt neben einander, daß die Zweige sich senken, und es von fern scheint, als ob sie angereihet wären.

Es sind zutrauliche Vögel, welche den Menschen nicht sehr scheuen, doch aber auch gegen Nachstellungen auf ihrer Hut sind. Ihre schlanke Gestalt und Reinlichkeit machen sie empfehlenswerth; dazu kommt noch ihre Gelehrigkeit; denn jung aufgezogen lernen sie Melodien nachpfeifen und Worte nachsprechen. Sie gewöhnen sich so sehr an den Menschen, daß sie auf seinen Schooß hüpfen, Futter aus seiner Hand nehmen, auf ihn lospicken, und außerhalb der Wohnung im Freien herumspatzieren, ohne zu entfliehen. Ihr Gesang ist zwar nicht schön und lieblich zu nennen, enthält aber doch flötende und sehr melodische Strophen. Manche Töne sind fast so laut und flötend, wie der Lockton des Pirols; auch mit dem Amselgesange hat ihre Stimme Aehnlichkeit. Das Weibchen kommt hierin dem Männchen ziemlich gleich, welches bei andern Vögeln nicht der Fall ist.

Durch seine Nahrung wird der Staar ein sehr nützlicher Vogel. Sie besteht in mancherlei Käfern, Heuschrecken, überhaupt in allerlei Arten Insekten und deren Larven, in Schnecken und Regenwürmern; außerdem in verschiedenen Beeren und andern saftigen Produkten des Gewächsreichs. Im Sommer mangelt es ihm nie

an Nahrung; besonders häufig findet er sie auf den Viehtriften, wo er Bremen, Schafläuse, Mistkäfer und Würmer in Menge findet. Er setzt sich auf den Rücken der Schafe, und sucht ihnen das Ungeziefer aus dem Pelze. Für die Gärten wird der Staar dadurch verderblich, daß er die Kirschen verzehrt. Wenn eine Schaar dieser Vögel auf eine Kirschenpflanzung fällt, so sind die Bäume in kurzer Zeit ihrer Früchte beraubt. Ein einzelner Staar nimmt eine ziemliche Menge derselben zu sich. Er verschluckt sie ganz, indem er sie von dem Stiele abreißt. Die Geschicklichkeit und Schnelligkeit, womit dies geschieht, verdient Bewunderung. Dabei ist der Räuber so dreist, daß er selbst durch Schüsse sich nicht schrecken läßt, ja sogar unter das Netz kriecht, mit welchem man die Kirschbäume bedeckt. In der Gefangenschaft läßt er sich nicht lange zum Futter nöthigen, und gewöhnt sich bald an Gerstenschrot mit Milch, wovon er große Portionen verzehrt. Er verträgt bei hinlänglichem Futter jede Kälte, und dauert 8 bis 10 Jahre in der Gefangenschaft.

Seine Fortpflanzung erfolgt um die Mitte des Aprils. Bis dahin dauern die Versammlungen des Abends; dann aber zerstreuen sich die einzelnen Paare, welche sich während der allgemeinen Spiele zusammen verbunden hatten, suchen sich ein Baumloch in dem Walde auf, und nisten hier. Die Geselligkeit der

Staare zeigt sich selbst während der Brütezeit. Andere Vögel dulden ihres Gleichen nicht gern oder durchaus nicht bis auf eine gewisse Entfernung von ihrem Neste. Die Staare nisten zu mehreren Paaren in einer alten Eiche, und vertragen sich gut. In felsigten Gegenden nisten sie in Felslöchern und Klippen und auch wohl in Mauerlöchern, wenn alte Gebäude in der Nähe ihres Waldes stehen. Ihr Nest ist kunstlos, und besteht bloß aus einer Menge dürren Laubes, aus trocknen Grashalmen, Haaren, Wolle und Federn, die ohne Ordnung zusammengetragen sind Das Weibchen legt 4 bis 7 hellaschgraugrüne Eier, die es in 14 Tagen ausbrütet. Die Jungen werden mit den gewöhnlichen Nahrungsmitteln erzogen, und wachsen schnell heran. Sie fliegen schon in der letzten Hälfte des Mai's aus. Der gemeine Glaube, daß dies allemal am Himmelfahrtstage geschehe, verdient keine Widerlegung, obgleich man um diese Zeit immer flügge Staaren in den Nestern findet. Die Jungen sehen bis zur ersten Mauserung fahlschwarz oder rauchgrau aus, und haben den schönen Glanz der Alten nicht. Bisweilen brüten die Alten noch einmal, ist dies nicht der Fall, so bleiben die Familien beisammen, verbinden sich mit mehrern, und streifen in kleinern oder größern Schaaren durch die Gärten, Triften, Wiesen, Wälder und Felder. Ungeachtet so viele jährlich in den Nestern aufgesucht und durch andere Unglücksfälle zu Grunde gerichtet werden, so ist doch die Vermehrung so ungeheuer, daß der

Staar in den Ebenen überall in Menge angetroffen wird, und zu Tausenden auf den Triften sich lagert. Im September fliegen wieder einzelne Schaaren aus einer Gegend in die andere, ohne jedoch sich so regelmäßig des Abends zu versammeln, wie im Frühlinge geschieht.

Die Staare lassen sich leicht schießen und fangen, da sie so wenig scheu sind. Belustigend ist folgende Methode, eine gute Anzahl derselben lebendig zu fangen. Wenn sie im April d s Abends in einem Fichtenwäldchen, dessen Bäume niedrig sind, sich zur Ruhe begeben haben und auf den Zweigen sitzen, so schleiche man sich in aller Stille hieher, und nehme diejenigen, welche am niedrigsten sitzen, und also am leichtesten zu erreichen sind, in Augenschein; sodann greife man zu, und verhindere alles Geschrei der Gefangenen. Verfährt man hiebei behutsam genug, so verursacht dieser Fang gar keine Störung unter der Schaar, und man bekommt eine Menge in seine Gewalt; so bald aber einer von den Gefangenen schreiet, geräth alles in Aufruhr, und dann ist der Fang vorbei. Am häufigsten fängt man diese Vögel im August, September und Oktober mit Netzen in dem Geröhrig, wo sie ihre Lagerplätze haben, sowohl bei Tage, als in der Nacht. Bei Tage braucht man ein paar Lockvögel, welche die Schaar anlockt. Der Jäger hält sich während der Zeit im Hinterhalte versteckt, und schlägt, so bald eine Menge Vögel auf dem gehörigen Orte sitzen,

die grüngefärbten Netzwände über ihnen nieder. Zum Nachtfange gehören ein 80 bis 90 Fuß langes und 60 bis 70 Fuß breites Netz und 2 hohle Seitennetze, welche an den längern Seiten des großen Netzes aufgestellt werden. Dieses letztere wird so über die beiden Seitennetze gedeckt, daß nur vorn und hinten eine große viereckigte Oeffnung übrig bleibt. Gegen Abend muß man die ankommenden sich hier lagernden Staare so lange zurückscheuchen, bis es dunkel genug ist, um ihnen die Anstalten zu verbergen: sodann treiben einige Personen die Vögel nach dem Orte hin, der von den Netzen umgeben ist. Befindet sich die Schaar daselbst, so werden auf einmal die beiden Oeffnungen zugezogen, die Seitennetze niedergetreten und die Staare, welche den Hals durch die Maschen stecken, erdrosselt, um sie des Morgens herauszulesen.

Außerdem giebt es noch mehrere Methoden, diese Vögel zu fangen. Indeß achtet man sie wenig, weil ihr Fleisch, wenn es mit der Haut genossen wird, bitterlich und scharf schmeckt; zieht man die Haut ab, so ist es besser; auch schmeckt das von Jungen angenehmer.

Taf. 2. Fig. 3 und 4. Der Gimpel.

(Loxia pyrrhula.)

Männchen und Weibchen.

Dieser schätzbare Singvogel ist unter verschiedenen Namen bekannt. Seine schwarze Sammetmütze und seine wohlbeleibte Gestalt haben ihm den Namen Dompfaffe verschafft, unter welchem er am meisten bekannt ist. In vielen Provinzen heißt er Blutfink, und in den hiesigen und andern Gegenden nennen ihn die Landleute Schniegel. Man rechnet ihn zu dem Geschlechte der Kernbeißer, welche sich durch ihren dicken, kegelförmigen, erhabenen und am Seitenrande des Unterkiefers umgebogenen Schnabel; durch die an der Schnabelwurzel liegenden Nasenlöcher und die ungetheilte Zunge auszeichnen, und deren es 5 bis 6 Gattungen in Teutschland giebt.

An Größe kommt der Gimpel einer Feldlerche bei; doch ist er etwas kürzer und dicker. Seine Länge beträgt 7, und die Breite der ausgespannten Flügel 12 Zoll. Die Flügelspitzen reichen im Ruhestande bis zur Hälfte des Schwanzes hinab, welcher 3 Zoll lang ist. Der Schnabel gleicht einigermaßen dem Schnabel eines Papageien; er ist ganz schwarz und am Oberkiefer stark zugespitzt und etwas herabgebogen. Die kurzen schwarzen Beine sind im Verhältnisse zu dem dicken etwas plumpen Körper

sehr dünne. Das Männchen hat ein angenehmes Gefieder. Den dicken Kopf deckt die schon erwähnte schwarze, sammetartige, etwas glänzende Mütze oder Platte, die sich auch nach hinten hinab zieht. Eine Einfassung von gleicher Farbe umgiebt den Schnabel und das Kinn. Der obere Theil des Halses, der Rücken und die Schultern sind aschgraubläulich; der Bürgel ist schön weiß; der ganze Unterleib karminroth. Die Schwungfedern haben eine schwarze Farbe und zum Theil stahlblauglänzende Ränder; auch die Schwanzfedern sind schwarz, mit einem stahlblauglänzenden Schimmer.

Die jüngern Männchen haben ein blasseres Roth, als die ältern; diese aber verlieren es in der Gefangenschaft nach der ersten Mauserung merklich. Das Weibchen steht in Rücksicht der Farben dem Männchen sehr nach. Der Rücken fällt mehr ins Bräunliche, und der Unterleib ist röthlich grau. Ueberdies kommt das Weibchen dem Männchen auch an Größe nicht bei.

Gimpel nennt man bekanntlich einen einfältigen Menschen. Der hier beschriebene Vogel scheint sehr einfältig zu seyn; daher jener Name. Er ist nicht scheu, und geht ziemlich unvorsichtig in die Schlingen und Dohnen, die mit Ebereschenbeeren besteckt sind. Sein Aufenthalt sind Nadel- und Laubwälder in Teutschland und andern nördlichen Ländern von Europa. In den hiesi-

gen Gegenden findet man sie das ganze Jahr hindurch; doch seltner, als in andern Provinzen Teutschlands, namentlich in Thüringen, im Hessischen und Fuldaischen, wo sie sehr gemein sind, und in Menge abgerichtet werden, um sie in Berlin, Hamburg und andern großen Städten zu verkaufen. Nach Beschaffenheit der Umstände wird das Stück mit 1, 2 bis 3 Friedrichsd'or bezahlt. Diejenigen Gimpel, welche abgerichtet werden sollen, müssen jung aufgezogen worden seyn; alte lernen nichts, und ihr natürlicher Gesang ist, ungeachtet einige flötende Töne die darin vorkommen, nichts weniger als angenehm; er klingt beinahe wie manche Schiebkarren, wenn die Axe des Rades nicht geschmiert ist. Das Abrichten geschieht, wie bei andern Vögeln, durch öfteres Vorpfeifen einer gewissen Melodie. Uebrigens ists gar leicht, die Jungen aufzuziehen, und den künstlichen Gesang beizubringen, aber auch die Alten gewöhnen sich an die Gefangenschaft; nur lernen sie nichts mehr.

Der Gimpel ist in seinem Betragen ein ziemlich träger, plumper und ungeschickter Vogel. Er bewegt sich wenig und langsam. Oefters sperrt er den Schnabel auf, so daß es scheint, als gähne er. Seine Lockstimme ist pfeifend, hell und melancholisch. Er läßt sie auch im Winter bei milder Witterung im Walde öfters hören, und ruft damit sein Weibchen, welches er aufs zärtlichste liebt. Es ist ein angenehmes Schauspiel, ein Pärchen

dieser treugesinnten Vögel beisammen zu sehen. — Im Winter sieht man die Gimpel in kleinen Gesellschaften von sechs bis zwölfen oder auch Paarweise aus einer Gegend in die andere streifen, um ihre Nahrung zu suchen; im Sommer bemerkt sie in unsern Gegenden der Waldbewohner nur selten, weil sie sich sehr verborgen halten.

Ihre Nahrung besteht bloß in Sämereien und Kernen von allerhand Beeren. Die Saamen der verschiedenen Nadelbäume, die Kerne der Ebereschen-, Hartriegel-, Wachholder-, Weißdorn-, Vogel-, Kreuz- und anderer Beeren; ingleichen Knospen von Eichen-, Buchen-, Birnbäumen ꝛc. sind in der Freiheit ihre Speise. In der Gefangenschaft fressen sie Rübsaat, Hanf, Mohn, Hafer, Hirse, Waizen, Semmel und Gerstenschrot in Milch geweicht. Beim Fressen bewegen sich die Kinnladen einigermaaßen hin und her, und die Körner werden gleichsam zerkäuet Insekten verabscheuen sie.

Das Nest dieser Vögel findet man in den Wäldern auf Bäumen und in Gesträuchen, nicht gar hoch über dem Erdboden. Es ist kunstlos aus Reisern, feinen Wurzeln und Moosen zusammengesetzt, und enthält 3 bis 6 abgestumpfte bläulich weiße Eier, deren oberes Ende mit einem Kranze von violetten und braunen Flekken geziert ist. Die Brützeit dauert 15 Tage, und das

Weibchen brütet mit dem Männchen gemeinschaftlich. Die Jungen erhalten schickliche Sämereien zur ersten Nahrung aus dem Kropfe der Mutter. Sie sehen vor der ersten Mauserung den Weibchen sehr ähnlich, und haben braune Flügel; die Männchen zeigen schon einen rothen Schimmer an der Brust. Will man sie aufziehen und abrichten, so müssen sie aus dem Neste genommen werden, bevor sie flügge sind. Man giebt ihnen Anfangs Semmel mit Milch, dann zerquetschten oder aufgeweichten Rübsaat und Mohn. Eine kleine Orgel oder Flöte, worauf man ihnen die Melodie, welche sie lernen sollen, täglich mehrmals vorspielt, ist zum Unterricht sehr bequem. Man muß damit 8 bis 9 Monate lang fortfahren, damit sich die Melodie desto fester einpräge. Ein abgerichteter Gimpel ist ein sehr anmuthiger Singvogel.

Im Käfig halten sich diese Thiere gewissermaaßen besser, als wenn man sie frei herumfliegen läßt. Wenn sie einfache, nicht zu fette Kost, stets frisches Wasser, reine Luft und einen wohlgereinigten Käfig haben, so halten sie sich sehr lange, ohne krank zu werden.

Taf. 2. Fig. 5. Der gemeine Kernbeißer.

(Loxia coccothraustes.)

Ein allgemein bekannter und leider nur zu gemeiner Vogel! Er gehört mit dem Gimpel zu einem Geschlechte, und hat also dieselben Kennzeichen. Unter den einheimischen Gattungen seines Geschlechts ist er der größte und stärkste. Seine ganze Länge beträgt 8 Zoll; der Schwanz ist drittehalb Zoll lang, der Leib dick, und die ausgespannten Flügel messen 1 Fuß. Zu dem dicken Rumpfe paßt der ungemein dicke Kopf, der vorn in einen Schnabel ausläuft, desgleichen kein anderer einheimischer Vogel von gleicher Größe aufzuweisen hat. Dieser mächtig große Schnabel ist 10 Linien lang; an der Wurzel 9 Linien dick, kegelförmig zugespitzt, glatt und blaß hornfarbig. Der Kernbeißer hat darin eine solche Kraft, daß er blutige Eindrücke im Finger zurückläßt, wenn man von ihm gebissen wird. Wie groß die Muskelkraft seiner Kinnladen seyn müsse, beweist auch der Umstand, daß dieser Vogel die härtesten Kirschkerne zerbeißen kann. Die fleischfarbenen Beine sind auch bei dem Kernbeißer sehr klein gegen den starken Körperbau; indeß thun sie ihre Dienste, und passen für diesen Vogel.

Das Gefieder des gemeinen Kernbeißers liegt ungemein glatt an, und ist ziemlich sanft. Der Scheitel,

die Wangen und die langen Deckfedern des Schwanzes sind gelbbraun mit einem schönen goldartigen Glanze; der Hintertheil und die Seiten des Halses aschgrau; Rükken und Schultern umbrafarben; um den Schnabel läuft eine schwarze Linie, die sich an der Kehle zu einem ziemlich großen rundlichen schwarzen Fleck erweitert. Der Unterleib ist schmutzig, fleischfarben, gegen den After hin weißlich; die kleinen Flügeldeckfedern sind schwarz; die größern vorn nach den Flügeln hin weiß; die Schwungfedern schwarz, an der Spitze stahlblau glänzend; die mittlern, so wie die schwarzen, an der Spitze weißgefleckter Schwanzfedern stumpfeckig.

Das Weibchen ist so schön nicht, wie das Männchen sondern überall mehr grau.

Der gemeine Kernbeißer, der auch Dickschnabel und Kirschfink heißt, ist in Teutschland, wo es Waldungen giebt, fast allenthalben sehr gemein. In manchen Jahren vermehrt er sich so stark, daß es ganze Schaaren giebt. Es ein plumper, schwerleibiger Vogel, der sich nicht viel bewegt; schwer, aber schnell fliegt, und der, weil ihm stark nachgestellt wird, äußerst scheu ist. Die Scheuheit und zugleich die List dieses schädlichen Vogels geht so weit, daß er sich dermaaßen auf den Kirschbäumen hinter dem Laube zu verstecken weiß, daß man ihn höchst selten deutlich erblickt. Daher kommt es auch,

daß selbst die Hüter der Kirschgärten, vor deren Augen der Kernbeißer täglich seine Verheerungen anrichtet, sehr selten diesen räuberischen Vogel kennen. Sein Lockton ist kurz abgebrochen und ungemein helldurchdringend; sein Gesang nicht sonderlich, einige Töne jedoch ausgenommen.

Er bleibt das ganze Jahr hindurch bei uns; hält sich die mehreste Zeit in den Wäldern auf, wo er die Saamen der Rothbuchen, der Hornbäume (Weißbuchen) des Ahorns und vieler anderer Waldbäume; desgleichen die Kernen der Ebereschen, Schlehen, Mehlbeeren ꝛc. als seine ihm von der Natur angewiesene Nahrung aufsucht. Um die Reifezeit der Kirschen kommt er in die Gärten, und labt sich hier mit dem Marke der Kirschsteine, die er zum Erstaunen schnell und leicht zerbeißt. Von dem Fleische der Kirschen genießt er nichts. Dieses wirft er weg, und benutzt bloß den Kern. Er besitzt die Geschicklichkeit, fast immer die Nath des Kerns zu treffen, wo derselbe sich leichter spaltet; indeß zerdrückt er nicht nur die frischen, sondern auch die trocknen Kerne.

In der Gefangenschaft beträgt er sich sehr ruhig, wird bald zahm, und gewöhnt sich an allerlei Futter, namentlich an Milch und Gerstenschrot. Sehr gern frißt er Hanf, Mandeln, Sonnenblumensaamen, Mohn, Waizen, Hafer und in der Noth im Winter selbst die

kno-

knotigen Schooten des Hederichs. — Das Nest des Kernbeißers findet man in Laubwäldern und Gärten ziemlich häufig auf Buchen und Obstbäumen. Es ist ziemlich regelmäßig aus zarten Reisern, Wurzeln, Halmen ꝛc. zusammengesetzt, und enthält gewöhnlich 3 bis 5 stumpfe, aschgrau grünliche, braungefleckte und schwarzblau gestreifte Eier, welche Männchen und Weibchen gemeinschaftlich binnen 14 Tagen ausbrüten. Die Jungen lassen sich sehr leicht mit Milch und Semmel aufziehen, und werden ungemein zahm. Sie halten sich wie die alt eingefangenen, in Zimmern und Käfigen viele Jahre, lassen aber gewöhnlich ihre Stimme gar nicht hören.

Da der gemeine Kernbeißer für die Sämereien der Waldbäume und für die Kirschen ein so schädlicher Vogel ist, und durch seinen Fraß das Ausstreuen und mithin das Aufkeimen jener Saamen hindert, so sollte man ihm häufiger nachstellen. Es ist gar nicht schwer, ihn zu fangen, weil er dem Locktone seines Gleichen so gern folgt. Auf Heerden kann man viele mit einem Male in seine Gewalt bekommen.

Taf. 2. Fig. 6. Der Rothschwanz.

(Motacilla phoenicurus.)

Wir haben in Teutschland zwei Gattungen Vögel, welche den Namen Rothschwanz führen. Der eine, welcher in dem Gebälk der Gebäude nistet, wird gewöhnlich Hausrothschwanz, auch Mauernachtigall und Wistling, der andere hingegen Buschrothschwanz genannt. Dieser letztere ists, den wir hier abgebildet sehen. Beide Rothschwänze gehören zu dem Geschlechte der Sänger oder Motazillen, die sich durch ihren dünnen, geraden, pfriemenförmigen, scharf zugespitzten Schnabel auszeichnen, und wozu die bereits an einem andern Orte unseres Kommentars beschriebene Nachtigall gehört.

Der Buschrothschwanz, oder wie wir ihn lieber nennen wollen, der gemeine Rothschwanz ist in Teutschland und in ganz Europa ein gemeiner Vogel, der bis zu dem Polarkreise hinauf geht, und auch das nördliche Asien bewohnt. Er hat die Größe des Rothkehlchens; mißt 6 Zoll in der Länge und mit ausgespannten Flügeln 9 Zoll in der Breite. Sein dritthalb Zoll langer Schwanz wird von den gefalteten Flügeln bis zur Hälfte bedeckt; der Schnabel ist $\frac{1}{2}$ Zoll lang, schwarz und an den Winkeln, so wie inwendig gelb; die Beine haben

die Farbe des Schnabels; auch das Gefieder an der Wurzel des Schnabels, an den Wangen und an der Kehle ist schwarz; an der letztern weiß besprützt. Am Vordertheile des Kopfes liegt ein weißer Streifen über den Augen; der Hintertheil, so wie der Hinterhals, der Rücken, die Schultern und die kleinen Flügeldeckfedern sind dunkelaschgrau röthlich, die Steißfedern, die Brust, die Seiten und der obere Theil des Bauchs sind rostroth, letzterer weiß gewölkt; der untere Theil des Bauchs und der After rostgelb. Die größern Deckfedern der Flügel und die Schwungfedern sind dunkelbraun mit rostgelben Einfassungen; der Schwanz ist rostroth, außer an den beiden mittlern Federn, welche dunkelbraun sind.

Das Weibchen unterscheidet sich merklich von dem Männchen, so daß man es für einen ganz andern Vogel halten sollte. Es hat mit der Nachtigall viel Aehnlichkeit; ist an der Kehle weißlich, in spätern Jahren aber zugleich schwarz gewölkt, und die übrigen Farben sind schmutziger und blasser. Indeß verändert sich das Gefieder nach und nach so, daß man den Vogel gar nicht mehr für denselben hält, wodurch in der Naturgeschichte desselben viel Verwirrung entsteht. Betrügerische Vogelhändler verkaufen öfters das Weibchen dieses Rothschwanzes für eine Nachtigall, und der Nichtkenner ahnet den Betrug auch nicht. Indeß ist die Nachtigall schon durch die beträchtlichere Größe zu unterscheiden.

Der gemeine Rothschwanz wohnt einzeln in Städten und Dörfern, oder in der Nähe derselben auf Dachfirsten, Weidenbäumen und andern hervorragenden Gegenständen. Er hat in seinem Betragen viel Aehnlichkeit mit dem Hausrothschwanz, bückt sich eben so oft vorwärts, und hebt eben so schnell seinen Schwanz auf und nieder; dabei ist er flink, leicht und geschickt in allen Bewegungen und den ganzen Tag munter und thätig. Wie der Hausrothschwanz läßt er auch seine Stimme von dem Gipfel eines Baums oder von dem Firste eines Daches erschallen. Sie hat einige angenehme Strophen, doch im Ganzen zu wenig Melodie, als daß man deswegen diesen Vogel im Käfig halten dürfte. Er ist ein Zugvogel, welcher uns um die Mitte des Oktobers, bald etwas früher, bald später verläßt, um in südlichen Ländern zu überwintern, und zu Ende des Märzes oder im Anfange des Aprils nach seinem Geburtsorte wieder zurückkehrt.

In der Freiheit frißt der Rothschwanz nie etwas anders als Insekten, und im Herbst Hollunderbeere. Er findet seine Nahrung reichlich in Fliegen, kleinen Käfern und andern fliegenden Insekten, desgleichen in allerlei Insektenlarven und kleinen Regenwürmern. Im Zimmer läßt er sich zwar an Semmel und Milch gewöhnen; auch frißt er wohl Hirse, Hanf und Mohn; allein von dieser Nahrung lebt er nicht lange, wenn er nicht öfters Ameisenpuppen und Insekten bekommt.

Er nistet da, wo er sich aufhält, in den Löchern alter Weidenbäume, auch unter alten Dächern und in Mauerlöchern. Sein Nest verräth wenig Kunst, ist aus Grashalmen, mit Haaren vermengt, zusammengesetzt und inwendig mit Federn ausgefüttert. Man findet darin gewöhnlich 3 bis 5 blaßbläulich grüne niedliche Eier, die in 13 bis 14 Tagen ausgebrütet werden. In der Regel nistet der gemeine Rothschwanz jährlich zweimal, und er würde sich stark vermehren, wenn seine Jungen nicht von Katzen, Mardern und Raubvögeln von den freiern Dächern und unter denselben so häufig weggefangen würden. Wenn man die Jungen zeitig aus dem Neste nimmt, so lassen sie sich mit Nachtigalenfutter leicht aufziehen und ein Jahr und länger unterhalten. Die Alten fängt man im Herbst bei rauher Witterung in Sprenkeln; auch sind sie mit Leimruthen leicht zu fangen, wenn man dieselben da, wo sie sich oft niederlassen, mit Mehlkäferlarven oder sogenannten Mehlwürmern und Fliegen besteckt, anzubringen sucht. Das Fleisch dieser Vögel hat einen lieblichen Geschmack; es wäre aber unverantwortlich, ein so niedliches und durch seinen Fraß nützliches Geschöpf wegzufangen, um seinem Gaumen einen leckern Bissen zu verschaffen.

III. Tafel.

Fische von sonderbarer Gestalt.

Fig. 1. Der Spinnenfisch.

(Callionymus lyra.)

Den Namen Spinnenfisch trägt ein ganzes Geschlecht von Fischen aus der dritten Linneischen Ordnung, (Halsflosser). Diese Spinnenfische, deren es 7 giebt, wovon aber der Französische Naturforscher Lacepede 2 getrennt hat, zeichnen sich durch folgende Merkmale aus: ihr Kopf ist dicker, als der Leib; die Kiemenöffnungen stehen im Genick; die Halsflossen sind sehr entfernt von einander, und Rumpf und Schwanz mit kaum sichtbaren Schuppen besetzt.

Die hier unter dem Namen Spinnenfisch vorgestellte Gattung muß eigentlich zum Unterschiede von den übrigen der Leyer-Spinnenfisch genannt werden.

Sonst kommt er häufig unter dem Namen Seeleyer, fliegender Teufel und Schellfisch-Teufel vor. Seine Länge beträgt gemeiniglich 3 Fuß. Der große dicke Kopf hat eine sehr weite Mundöffnung; die Strahlen der ersten Rückenflosse sind ziemlich so lang, wie der ganze Rumpf, und dies ist das Unterscheidungsmerkmal dieses Spinnenfisches von den übrigen Gattungen. Der Name Seeleyer rührt von den langen Strahlen der Rückenflosse her, in welchen man Aehnlichkeit mit den Saiten einer Leyer gefunden hat. Die Farbe dieses Fisches ist sehr verschieden; an den Flossen ist Blau, oberhalb des Körpers Gelb, und unterhalb desselben Weiß die herrschende Farbe.

Man trifft die Seeleyer in der mittelländischen See und in andern Gegenden der Europäischen Gewässer in Norden und Süden an. Mittelst seiner großen und breiten Flossen kann er sich über das Wasser erheben, und einen Flintenschuß weit fortfliegen. Seine Nahrung besteht in Seeigeln und Seesternen. Sein Fleisch ist weiß und von angenehmem Geschmack.

Taf. 3. Fig. 2. Der Seedrache.

(Callionymus dracunculus.)

Der eigentliche Name dieses Fisches ist Drachen-Spinnenfisch, denn er gehört mit dem vorigen zu einerlei Geschlecht. Die Bildung seiner Flossen hat den Namen Seedrache veranlaßt. Der Gestalt nach kommt er mit dem vorigen überein; doch unterscheidet er sich von demselben durch die geringere Größe, und insonderheit durch die Strahlen der ersten Rückenflosse, welche viel kürzer sind, als der Rumpf. Der Kopf ist ungemein dick, und der Rachen sehr weit geöffnet. Er hat nicht die schönen und lebhaften Farben des vorhergehenden; Braun ist die herrschende. In der Lebensart kommt der Seedrache mit dem Drachen-Spinnenfische überein; auch lebt er in denselben Meeresgegenden.

Taf. 3. Fig. 3. Der Elephantenrüssel.

(Ophidium aculeatum.)

Das Fischgeschlecht, zu welchem der Elephantenrüssel gehört, steht nach Linne's Abtheilung in der zweiten Ordnung, also unter den Kahlbäuchen, die darum so heißen, weil sie keine Brustflossen haben. Der Name Schlangenfisch, der dieses Geschlecht be-

zeichnet, scheint sich auf die Gestalt zu beziehen. Nach dem Linneischen Systeme giebt es 4 Gattungen Schlangenfische, wovon aber Lacepede Eine Gattung abgesondert hat. Sie haben auf dem Kopfe große schuppenförmige Stücke, die daselbst als Decke dienen; der Rumpf ist lanzenförmig zusammengedrückt, und mit kleinen Schuppen besetzt; die Kiemenhaut ist sehr breit; die Rücken-, Schwanz- und Afterflosse sind vereinigt.

Der hier vorgestellte Fisch ist nun eben die Gattung, welche Lacepede zu einem eignen Geschlecht abgesondert hat, weil er sich in mancher Hinsicht sehr von den eigentlichen Schlangenfischen unterscheidet. Sein Oberkiefer ragt nämlich weit vor dem Unterkiefer hervor, und bildet eine Art von Rüssel, und seine Rücken- und Afterflosse sind auch, wie die Abbildung deutlich angiebt, nicht mit der Schwanzflosse verbunden. Die Länge des ganzen Fisches ist etwas über $\frac{1}{2}$ Fuß. Vor der Rückenflosse hat er 14 rückwärts gekrümmte Stacheln; 2 ähnliche stehen unten vor der Afterflosse. Der Oberleib hat eine bräunliche, der Unterleib eine Silberfarbe. Die Rückenflosse ist röthlich und braun gefleckt; merkwürdig sind auf derselben zwei rundliche, schwarze, weiß eingefaßte Flecke; die Schwanzflosse ist blau, schwarz gestreift und gefleckt. Der Elephanten-Rüssel lebt in Indien in süßen Gewässern. Sein rüsselförmiger Mund dient ihm zur Aufsuchung der Wür-

mer und Insekten, welche seine Nahrung ausmachen. Sein Fleisch hat einen trefflichen Geschmack, und wird sehr gern gegessen.

Taf. 3. Fig. 4. Der gestachelte Odontognath.

(Odontognathus mucronatus.)

Das Geschlecht, zu welchem dieser sonderbar gestaltete Fisch gehört, kannte Linné nicht; es ist erst durch Lacepede bestimmt worden, und begreift nur Eine Gattung in sich. Da die Brustflosse fehlt, so gehört es gleichfalls in die Ordnung der Kahlbäuche. Der Geschlechtscharakter besteht vornehmlich in dem langen, breiten, umgebogenen und gezähnelten blättrigen Theile, welcher zu beiden Seiten der obern Kinnlade sitzt, und den Bewegungen des Unterkiefers folgt. Einen Teutschen Namen hat man für dieses Fischgeschlecht, also auch für diese Gattung, noch nicht.

An dem gestachelten Odontognath ist der Unterkiefer viel länger, als der Oberkiefer, und steht daher sehr hervor, obgleich an dem obern die Blätter noch viel weiter hervorragen. Der Körper ist stark zusammengedrückt, und unterhalb mit 28 Stacheln in zwei Reihen bewaffnet; die Afterflosse sehr lang; die Schwanzflosse

gabelförmig, und die Rückenflosse, welche auf dem Schwanze des Fisches steht, sehr klein. Die Länge des Fisches beträgt ungefähr 1 Fuß; seine Farbe ist silbern. Er lebt in dem Meere bei Cayenne, und hat ein vortreffliches Fleisch. In seiner Heimat nennt man ihn Sardelle.

Ein merkwürdiger Umstand, den man sonst bei keinem Fische antrifft, ist der Mechanismus seiner Kinnladen. Die untere muß außerordentlich in die Höhe gehoben werden, wenn der Fisch das Maul ganz schliessen will; öffnet er es wieder, so senkt sie sich gleichsam wie eine Zugbrücke herab, und bildet alsdann eine Art von kleinem, durchsichtigem, schuppenartigem Kahne, der unten sehr fein gefurcht und am Rande fein gezähnelt ist. Zwischen beiden Kinnladen spielt eine zugespitzte Zunge.

IV. Tafel.

Aegyptische Alterthümer.

Aegypten, welches auch in der biblischen Geschichte eine so merkwürdige Rolle spielt, gehört zu denjenigen Ländern des Erdbodens, die sehr früh durch Künste und Wissenschaften sich hervorthaten. Leider ist seine früheste Geschichte, wie die des frühern Alterthums überhaupt, so tief in Dunkel gehüllet, daß wir wenig Zuverlässiges davon wissen. Schriftsteller von der alten Aegyptischen Nation kennen wir gar nicht; alles also, was an Nachrichten über dieses merkwürdige Land auf uns gekommen ist, haben wir Griechischen Geschichtsschreibern zu danken, welche in einem spätern Zeitalter lebten, und ihre Nachrichten nicht aus den reinsten Quellen schöpften. Daß Aegypten ein sehr früh kultivirtes Land gewesen seyn müsse, lehren seine Denkmäler, die noch jetzt von Kennern bewundert werden. Wir meinen hiemit nicht die Pyramiden, welche zwar ihrer ungeheuern Größe und

Kühnheit, nicht aber der Kunst und des feinen Geschmacks wegen in Erstaunen setzen, sondern vielmehr die merkwürdigen Ueberreste der edlern Baukunst, welche man in unsern Zeiten durch die Französischen Gelehrten näher, als bis dahin, kennen gelernt hatte. Denon weiß keine Worte zu finden, um seine Bewunderung über die Schönheit und Vortrefflichkeit vieler Aegyptischen Denkmäler auszudrücken; insonderheit spricht er mit Enthusiasmus von den Ruinen von Tinthyra.

Es würde ungerecht seyn, die Versicherungen eines Kenners, wie Denon, in Zweifel zu ziehen; indeß geht man unstreitig zu weit, wenn man von der Höhe, die die Baukunst bei den alten Aegyptiern erreicht hat, auf einen eben so hohen Grad der Kultur in andern Stücken schließen wollte. Diese Nation hielt besonders viel auf kolossalische Denkmäler. Dies beweisen außer den Pyramiden viele Bildsäulen, welche man noch in Aegypten antrifft, unter andern auch die Bildsäule des Memnon.

Dieser Memnon war nach der alten Sagengeschichte der Griechen ein König von Aethiopien, und mit dem Könige Priamus von Troja verwandt. Als Troja von den Griechen belagert wurde, kam Memnon seinem Anverwandten mit einem ansehnlichen Heere zu Hülfe, und zeichnete sich in diesem Kriege, der unter

dem Namen des Trojanischen so berühmt ist, in der alten Welt durch tapfere Thaten aus, besiegte auch die Griechen einmal, wurde aber in einem andern Kampfe von dem aus Homers Gedichten bekannten Helden Achilles überwunden und getödtet. — Die alten Sagen widersprachen sich häufig auch in dem, was sie uns über Memnon berichten. Einige geben ihn für einen König von Assyrien aus, und aus vielen Umständen muß man schließen, daß er auch in Aegypten geherrscht habe; denn man zeigte in Oberägypten prächtige Gebäude von ihm, und seine Bildsäule ist noch daselbst befindlich. Er wurde nach seinem Tode als Heros oder Halbgott verehrt. In Assyrien soll er einen Tempel gehabt haben, und in der Stadt Theben in Oberägypten durch Opfer verehrt worden seyn.

Die Stadt Theben, von welcher noch jetzt merkwürdige Ruinen in Oberägypten angetroffen werden, war nach der übereinstimmenden Aussage der Alten eine große, prächtige Stadt. Homer schreibt ihr hundert Thore zu. Sie lag zu beiden Seiten des Nils. Der Theil auf der Abendseite dieses berühmten Flusses wurde Memnonium genannt, von Memnons hier befindlicher Bildsäule. Eigentlich sind es zwei Bildsäulen, welche in einer Entfernung von 30 Fuß von einander entfernt stehen.

Die alten Griechischen Schriftsteller erwähnen ihrer häufig, und geben mancherlei zum Theil wunderbare Nachrichten davon. Die Memnonssäule, sagt Philostrat, war von schwarzem Marmor, weil Memnon als Aethiopier schwarz gewesen seyn soll. Wenn die Sonne früh aufgieng, und die Säule beschien, so gab sie einen fröhlichen, beim Untergange aber einen traurigen Laut von sich. Sie soll auch Thränen vergossen und Orakelsprüche in 7 Versen ausgesprochen haben. Pausanias, ein anderer Griechischer Schriftsteller, welcher die Bildsäule selbst sah, spricht mit Erstaunen davon. Er nennt sie sitzend, und so sind auch die Ueberbleibsel wirklich, bestätigt ihr Tönen, sagt aber, daß sie von Vielen für eine Bildsäule des Memnon, von den Thebanern selbst hingegen für die Statue eines ihrer Landsleute, des Phamenophis, gehalten würde; ja, Einige geben sie, wie er berichtet, für eine Statue des Königs Sesostris aus. Nach ihm ließ sie der Persische König Cambyses zerbrechen; dessen ungeachtet gab der untere Theil, der noch auf dem Gestell saß, den tönenden Laut immer noch von sich.

Von der zweiten Bildsäule erwähnt Pausanias nichts. Sie tönte nicht, und war ihm, weil er dieses Kunstwerks nur nebenher gedenkt, weiter nicht wichtig. Strabo aber, der sie ganz eigentlich be-

schreibt, erwähnt beider, also auch der nicht tönenden Bildsäule. Die eine, sagt Strabo, ist noch ganz; die andere in der Mitte abgebrochen, und wie man sagt, durch ein Erdbeben herunter geworfen. Von dem Tönen der zerbrochenen Statue sagt Strabo, daß man glaube, es erfolge alle Tage, und gleiche dem Klange einer sanft angestrichenen Saite. Er selbst, setzt er hinzu, habe mit seinen Begleitern den Ton gehört; wage es aber nicht, zu entscheiden, ob er aus dem Fußgestell der Statue selbst gekommen sey, oder ob ihn einer der Umstehenden verursacht habe.

Neuere Reisende erwähnen und beschreiben Memnons Bildsäulen ebenfalls. Pococke fand in der Gegend des heutigen Medinet Abu, d. i. Stadt des Vaters, wo das alte Memnonium lag, zwei Statuen, denen er wenigstens den Namen Memnons Bildsäulen beilegt. Sie lagen unter den Trümmern von Theben. Der Stein, woraus sie verfertigt sind, ist eine besondere Art von polirtem Granit. Die eine ist unverstümmelt; die andere aber oberhalb der Arme abgebrochen; ganz, wie schon Pausanias und Strabo melden. Die unverstümmelte besteht aus einem einzigen Steine, die andere aus 5 Lagen derselben. Am Fußgestell der letztern steht ein Griechisches Sinngedicht; außerdem sind noch an andern Theilen Inschriften in Griechischer und Lateinischer Sprache befindlich, welche zum Theil in Ge-

dichten

dichten zum Lobe Memnons, aber auch in Zeugnissen von Personen bestehen, welche den Klang der Bildsäule gehört zu haben versichern.

Norden, ein anderer Reisender, zweifelt daran, daß die von Pococke beschriebenen Statuen die ächten Memnons Bildsäulen seyen, allein ohne Grund; denn Pococke's Beschreibung stimmt gar zu genau mit dem überein, was Pausanias und Strabo von diesen Kunstwerken melden. Auch besagen es ja die Inschriften; unter andern die Griechische, welche Teutsch übersetzt so lautet: Mich, den tönenden Stein, verwundete Cambyses.

Die Größe dieser Statuen ist nach Pococke's Ausmessung zum Erstaunen. Die Beine messen von der Sohle bis ans Knie $9\frac{1}{2}$ Elle; der Fuß selbst ist $2\frac{1}{2}$ Elle breit. Der Säulenstuhl der einen ist 15 Ellen hoch und $8\frac{1}{2}$ Ellen breit; der andere hat $16\frac{1}{2}$ Ellen Höhe und $9\frac{1}{2}$ Ellen Breite.

Was hatte es nun eigentlich mit den berühmten, noch jetzt vorhandenen Memnons Bildsäulen für eine Bewandniß? werden unsere Leser fragen. — Es ist zum Erstaunen, welche mühsame Untersuchungen grundgelehrte Männer über die Beantwortung dieser Frage angestellt haben. Es würde zweckwidrig seyn, sie

hier alle anzuführen; bloß die Meinung eines der neuesten Schriftsteller über diesen Gegenstand mag hier Platz finden.

Dornedden — dies ist der Name dieses Schriftstellers — erklärt den Umstand, daß die Griechen die Statuen für Memnons, die Einwohner von Theben aber für die Bildsäulen ihres Phamenophis hielten, mit Wahrscheinlichkeit daher, daß jene ihren Memnon mit dem Phamenophis der Aegyptier für Eine Person ansahen, so wie sie mehrere ihrer Götter mit Aegyptischen für einerlei hielten, wobei wohl manche Verwechselung vorgehen mochte. Phamenophis — der eigentliche Name der Statuen — soll in der Sprache der alten Aegyptier das Grab des Osiris (eine inländische Gottheit) bedeuten, und hierunter haben, sagt Dornedden, die alten Aegyptier einen Anzeiger des Sonnenjahres, oder eine Art von Sonnenuhr (Gnomon) verstanden. Die Bildsäule stand, nach ihm, wahrscheinlich in einem ungeheuern Tempel, welcher nachher zerfiel, während die Statue selbst stehen blieb. Nach der Morgenseite war in der Wand des Gebäudes, oder vielmehr in der Decke desselben ein kleines Loch angebracht, durch welches die Sonnenstrahlen so einfielen, daß sie den Mund der Bildsäule berührten. Die von den Sonnenstrahlen beschriebene Linie zeigte den Anfang des Sonnenjahres an, und dies drückte man so aus, daß der Mund

der Statue durch ein Tönen den Anfang des Sonnenjahres angezeigt habe.

Nach dieser Erklärung wäre denn das Tönen von Memnons Bildsäule ein bloßes Anzeigen durch die Strahlen der Sonne.

So scharfsinnig diese Erklärung ist, so bleibt doch Vieles im Dunkeln. — Es sind ja zwei Bildsäulen. Standen sie beide im Tempel? Die alten Griechischen Schriftsteller sprechen ja auch von einem wirklichen Tönen, und vergleichen es sogar mit dem Klange der zersprungenen Saite von einer Cyther oder Leyer. Herrn Dorneddens Erklärung ist also im Grunde nichts, als eine mit Scharfsinn ausgedachte Hypothese. Unsers Erachtens thut man jenen alten Steinmassen, an welchen die Arbeit von keiner großen Bildnerkunst zeugt, zu viel Ehre an, wenn man sich auf gelehrte und weitläuftige Untersuchungen einläßt. Wer weiß, welcher alte Aegyptische Despot die Bildsäulen in einer ähnlichen Absicht, wie die Pyramiden, hat errichten lassen! Wer weiß, zu welchen heiligen Betrügereien die Aegyptischen Priester sich derselben hernach bedienten, um das unwissende, in den krassesten Thierdienst und Aberglauben versunkene Volk nach ihren und des mit ihnen verbundenen Despoten Absichten zu leiten! Wäre es denn ein Wunder gewesen, wenn einer jener Kolossen getönt oder gar

Thränen geweint hätte? Was thun nicht heut zu Tage noch in katholischen Ländern die wunderthätigen Marienbilder! — Der schlaue Cambyses, der die tönende Statue zerschlug — vorausgesetzt nämlich, daß es wahr ist — war vermuthlich neugierig, den Mechanismus im Innern des Rumpfes zu betrachten. Da die verstümmelte Säule aus mehreren Steinen zusammengesetzt ist, und diese gerade als die tönende angegeben wird; so ists glaublich, daß die obern herabgeworfenen Stücke hohl waren und den Mechanismus enthielten. Dieser bestand vielleicht bloß in einer Spiralfeder, welche von der aufgehenden Sonne erwärmt und ausgedehnt, eine Glocke in Bewegung setzte.

In Aegypten sind die Nächte in Vergleich mit der erstaunlichen Tageshitze in der Nähe der heißen Zone ziemlich kühl. Die Nacht über konnte also eine Spiralfeder durch die Kälte ziemlich zusammengezogen werden, und die wiederkehrende Sonne, die dort ihres Standes wegen gleich am Morgen beim Aufgange stark erwärmt, mußte sie dann nothwendig ausdehnen und in Bewegung setzen.

Beide Bildsäulen sitzen übrigens, die Hände auf die Knie gelegt und die Beine von einander getrennt. Diese Stelle giebt ihnen das Ansehen, als ob sie im Aufstehen begriffen wären, wodurch, wie man glaubt, das

Anzeigen (des Sonnenjahres) hat ausgedrückt werden sollen. Kann seyn! Indeß ists auch recht wohl möglich, daß der Urheber dieser Kolossen an alles das nicht gedacht hat, was die alten Griechen davon erzählen, und was wir hinein erklären; und so mag es wahrlich mit mehrern Ueberbleibseln aus dem Alterthume seyn. Man hat wenigstens Beispiele, daß die Alterthumsforscher sich mit Enträthselung eines alten Steins, oder Topfs, den ein Schalk an irgend einem verborgenen Orte entdeckt zu haben vorgab, weidlich die Köpfe zerbrochen und dadurch lächerlich gemacht haben.

Taf. 4. Fig. 2. Die Aegyptische Sphinx.

Von den Fabelthieren der alten Aegyptier und Griechen, den Sphinxen, ist bereits im zweiten Theile unseres Kommentars S. 73 gehandelt worden. Hier sehen wir nun eine Abbildung von einer Aegyptischen Sphinx, wie deren noch einige unter den Ruinen der ehemaligen berühmten Stadt Theben im Oberägypten angetroffen werden. Denon hat sie während seiner Anwesenheit in Aegypten gezeichnet. Die alten Aegyptier gaben ihren Sphinxen verschiedene Gestalten, insonderheit was den Kopf betrifft. Einige hatten Ochsenköpfe; andere Menschenköpfe; noch andere Widderköpfe. Es sind ungeheure Kolossen, wie man schon aus der Abbildung auf unserer Tafel sieht. Bloß um die senk-

rechte Höhe des Kopfes und Halses zu messen, bedurfte man einer hohen Leiter, mittelst deren man auf den Scheitel der Sphinx stieg. Wir sehen da oben den Französischen Gelehrten ein Bleiloth herablassen, um damit die senkrechte Höhe zu bestimmen.

Diese ungeheuren Sphinxe sind jetzt fast alle bis an die Brust verschüttet. Wie hoch müssen sie daher gewesen seyn, als noch ihre Fußgestelle frei auf der Oberfläche standen! Welche unglaubliche Anstrengung gehörte dazu, die großen Steinmassen, woraus sie zusammengesetzt sind, auf einander zu thürmen, und welche unsägliche Mühe, diese Massen, die ein festes Gestein, nämlich Granit sind, mit dem Meisel zu bearbeiten! Freilich ist die Bildung dieser Kolossen völlig roh; aber man bedenke auch, daß allein bei Theben ganze Alleen von Sphinxen aufgerichtet waren.

V. Tafel.

Rosen-Arten.

Die Zwillingsrose.

(Rosa gemella.)

Dies ist eine unsrer schönsten und lieblichsten Rosenarten, theils wegen ihres äußerst delikaten Kolorits, theils wegen ihres schönen Baues und sonderbaren Wuchses. Der Strauch hat nämlich die besondere Eigenschaft, daß er zweierlei Rosen, rothe und weiße zugleich, und zwar auf einerlei Zweige trägt: Oft stehen sie sogar beinahe auf Einem Stängel, als welcher sich bloß ein wenig unten in eine Gabel theilt. So stehen nun diese zwei Rosen wie ein Paar Zwillingsschwestern, in zarter Vereinigung neben einander, als wollten sie sich umarmen. Sie hat von dieser sonderbaren Eigenschaft auch ihren Namen, die Zwillingsrose, erhalten. In England, als woher diese Rosenart stammt, nennt man sie auch die York- und Lancasterrose, weil diese

beiden, aus Englands politischer Geschichte bekannten Häuser, sich durch eine rothe und eine weiße Rose in ihren Wappen unterschieden.

Der Strauch dieser schönen Rose wird vier bis fünf Fuß hoch, hat zartes Holz, wenig Dornen und ziemlich große, dunkelgrüne fünflappige Blätter. Sie blühet im Junius. Das rothe und weiße Kolorit ihrer Blumen ist äußerst delikat und angenehm; ihr Geruch aber schwach. Sie ist sehr empfindlich gegen unser kaltes Klima, daher auch der Strauch bei sehr kalten Wintern bis auf die Erde erfriert.

Zwei

Zwei und achtzigster Heft.

VI. Tafel.

Gepanzerte und stachlichte Thiere.

Fig. 1. Das kurzgeschwänzte Schuppenthier.

(Manis pentadactyla.)

Andere Schuppenthiere haben wir schon in den ersten Heften des Bilderbuchs kennen gelernt. Hier sehen wir noch eine merkwürdige Gattung derselben. Sie wird 5 bis 6 Fuß lang, und hat nach der Beschreibung, welche Pennant giebt, überall eine blaßgelbe Farbe. Der Rücken, die Seiten und die Beine auswärts sind mit stumpfen, großen und außerordentlich harten Schuppen bekleidet, zwischen welchen, wie bei andern Thieren dieses Geschlechts, einzelne Borstenhaare hervorstehen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Das Kinn, der ganze Unterleib und die innern Seiten der Beine sind behaart; eben so der breite Schwanz auf der untern Seite. Die großen scharfen Klauen, womit dieses Thier die Erde aufwühlt, legt es unter den Fußsohlen zusammen, wenn es geht.

Insekten und Eidechsen machen seine Nahrung aus. Es giebt einen schnarchenden Ton von sich, wird ungemein fett, und man schätzt sein Fleisch in seinem Vaterlande als ein vortreffliches Gericht. Kein Thier kann ihm etwas anhaben; selbst der Tiger in Bengalen muß beschämt zurückweichen, wenn das Schuppenthier sich zusammenrollt, und seine Schuppen empor streben. Man sagt, daß es den Elephanten tödte, indem es sich um den Rüssel desselben winde, und dieses zarte Organ heftig zusammendrücke.

Das Vaterland dieses Schuppenthieres sind die Ostindischen Inseln und Formosa; vielleicht lebt es auch in Guinea, wenigstens findet sich dort ein Schuppenthier, welches diesem sehr ähnlich ist, aber 8 Fuß lang wird. Es geht sehr langsam, und würde jedem Raubthiere zur Beute werden, wenn sein Schuppenpanzer ihm nicht Schutz gewährte. Wälder sind sein Aufenthalt in Guinea; es liebt insonderheit sumpfige Oerter. Wenn es eine Mahlzeit in Ameisen halten will, so streckt es seine lange klebrichte Zunge quer über die

Gänge dieser Insekten, die nun darauf kriechen, und verschluckt werden. Die Neger erschlagen das Thier mit Keulen, und essen sein Fleisch.

Taf. 6. Fig. 2. Das Gürtelthier mit 8 Gürteln.

(Dasypus octocinctus.)

Auch Gürtelthiere sind bereits an andern Orten dieses Werks abgebildet und beschrieben worden. Die Gattung mit 8 Gürteln wird von einigen Naturforschern für eine bloße Spielart von der mit 7 Gürteln gehalten. Die ganze Länge des Thieres von der Nasenspitze bis zur Wurzel des Schwanzes beträgt noch keinen Fuß; der Schwanz ist ohngefähr 9 Zoll lang. Alle Theile, welche bei dem vorigen Thiere mit Schuppen bedeckt sind, tragen hier einen festen knöchernen Panzer. In der Mitte des Körpers befinden sich 8 bewegliche Gürtel, damit sich das Thier umwenden könne. Es hat 2 Zoll lange aufrechtstehende Ohren; 4 Zehen an den Vorder- und 5 an den Hinterfüßen.

Brasilien ist sein Vaterland. In der Lebensart kommt es mit seinen oben beschriebenen Geschlechtsverwandten überein. Sein Fleisch wird in Südamerika gern gegessen.

Taf. 6. Fig. 3. Das Gürtelthier mit 18 Gürteln.

(Dasypus octodecim cinctus.)

Etwas größer, als das vorige. Der Panzer an den Schultern und am Steiße besteht aus knochenharten viereckigten Stücken; zwischen beiden Theilen decken 18 Gürtel aus ähnlichen Stücken die Mitte des Leibes bis zum Bauche herab. Die kleinen, kaum merkbaren Ohren stehen aufrecht; jeder Fuß hat 5 Zehe, und der Schwanz ist $5\frac{1}{2}$ Zoll lang.

Südamerika ist das Vaterland.

Taf. 6. Fig. 4. Der Igel von Malakka.

(Erinaceus Malaccensis.)

Es ist noch nicht ganz bestimmt, zu welchem von den beiden Thiergeschlechtern, ob zu den Stachelthieren (Hystrix) oder zu den Igeln dieses sonderbare Thier zu rechnen sey. In gewissem Betracht weicht es von den Gattungen beider Geschlechter ab. Seine Länge ist $2\frac{1}{4}$ Fuß, es hat große hängende Ohren; auf dem Kopfe fehlt der Haarbusch, den man bei den Stachelthieren antrifft; indeß sind die Stacheln, wie beim gemeinen Stachelthiere, oder sogenannten Stachelschweine gebildet.

Sie besetzen den ganzen Obertheil des Leibes; zwischen ihnen ragen einzelne Borstenhaare hervor; ihre Farbe kommt ziemlich mit der an den Stacheln unseres Igels überein. Das Gesicht, der Hals, der ganze Unterleib und die Beine sind mit einem röthlich grauen, borstenartigen Haar bedeckt Wenn sich das Thier zusammenballt, kann ihm kein Feind etwas anhaben.

In seiner Lebensart kommt es mit den übrigen Gattungen seines Geschlechts überein. Es bewohnt die Halbinsel Malakka in Ostindien.

Taf. 6. Fig. 5. Das büschelförmige Stachelschwein.

(Hystrix Jasciculata.)

Dieses Thier, welches noch nicht lange bekannt ist, hat seinen Beinamen von dem am Ende mit einem Haarbüschel versehenen Schwanze. Seine Länge beträgt anderthalb Fuß. Der Kopf läuft vorn an der Schnauze spitzig zu; das Maul ist mit langen Bartborsten besetzt; die Ohren sind klein; hinter denselben nehmen die Stacheln ihren Anfang, die den ganzen Oberleib nebst den Seiten bedecken, und mit langen Borstenhaaren untermengt sind. Die Farbe des Thieres ist gelbbraun. In der Lebensart gleicht es den übrigen Stachelthieren.

Ostindien ist sein Vaterland.

VII. Tafel.

Ausländische schöne Vögel.

Fig. 1. Der königliche Kuckuk.

(Cuculus regius.)

Dem äußeren Ansehen nach hat dieser Vogel wenig Aehnlichkeit mit den Vögeln, die man zu dem Geschlechte des Kuckuks rechnet. Sein Kopf gleicht vielmehr einem Geierkopfe, und der Schnabel ist auch groß genug, um einem Raubvogel zuzugehören, ausgenommen, daß er vorn nicht so ganz, wie bei den Raubvögeln gebildet ist. — Der königliche Kuckuk gleicht an Größe ohngefähr dem gemeinen. Der große Schnabel ist gelbroth; der obere Theil des Oberkiefers aber, der über den Vorderkopf hinausreicht, strohgelb. Vom Schnabelwinkel läuft zu beiden Seiten ein weißer Streif nach dem Nacken hin. Der Scheitel und Hintertheil des Kopfs ist karmoisinroth, eben so die Schwungfedern der Flügel;

das ganze übrige Gefieder ist glänzend stahlblau; die Beine sind fleischfarben.

Das Vaterland dieses schönen, aber seltenen Vogels sind die innersten Länder von Afrika.

Taf. 7. Fig. 2. Der Pompadur = Seidenschwanz.

(Ampelis pompadora.)

Dieser unbeschreiblich prächtige Vogel kommt dem gemeinen Seidenschwanze an Größe gleich, und hat ausserdem in mehr als einer Rücksicht Aehnlichkeit mit demselben, daher man ihn auch zu dem Geschlechte der Seidenschwänze rechnet. Seine Länge beträgt achthalb Zoll; der Schnabel ist braun, und die herrschende Farbe des Gefieders prächtig purpurfarben, mit sanftem seidenartigem Glanze. Die größeren Deckfedern der Flügel sind lang, schmal, unten ausgehöhlt, an der Oberfläche wie gefurcht und an den Spitzen fahnenlos. Einige davon messen 2 Zoll in der Länge, und hängen sehr zierlich über die Schwingen an den Seiten herab. Letztere sind weiß; einige jedoch an den Spitzen braun; die Beine schwarz.

Die wärmern Gegenden von Amerika, insonderheit Guiana, sind das Vaterland dieses schönen Vogels;

welcher, so weit man ihn kennt, in seiner Lebensart mit dem gemeinen Seidenschwanze übereinkommt, und von allerlei wilden Früchten des Landes lebt.

Taf. 7. Fig. 3. Der rothbrüstige Seidenschwanz.

(Ampelis cotinga.)

Ist größer, als der vorige, und kommt der Singdrossel gleich. Seine Länge beträgt $8\frac{3}{4}$ Zoll; der Schnabel ist schwärzlich; der Kopf, die obern Theile des Körpers und die Deckfedern der Flügel sind sehr schön glänzend himmelblau; die größeren Deckfedern, die Schwungfedern und der Schwanz schwarz; Kehle und Vorderhals purpurfarben mit 3 bis 4 lebhaft scharlachrothen Flecken gezeichnet, die aber unregelmäßig stehen: quer über die Brust läuft ein blauer Gürtel, und über den Bauch ein breiterer scharlachrother; sonst sind alle Theile blau, die Beine aber schwärzlich.

Das Vaterland ist Brasilien.

Taf. 7. Fig. 4. Der Papagoy-Schnabel.

(Loxia Carlsonii rubra.)

Der Schnabel dieses Vogels, aus dem Kernbeißergeschlechte, hat viel Aehnlichkeit mit einem Papagoyen-

schnabel; daher der Name. An Größe kommt dieses schöne Geschöpf einer Feldlerche gleich. Der Schnabel sieht blaßgrau aus, und die Federn an der Wurzel desselben sind tief sammtschwarz; das ganze übrige Gefieder prächtig scharlachroth; die Beine fast von der Farbe des Schnabels.

Das Vaterland ist unbekannt.

Taf. 7. Fig. 5. Der Isländische Kernbeißer.

(Loxia Islandica.)

Auch der Krummschnabel genannt. An Größe übertrifft er den vorigen. Sein Schnabel ist kegelförmig zugespitzt und merklich krumm gebogen; das ganze Gefieder prächtig karmoisinroth bis auf den Bauch, die Schwingen und den Schwanz. Ersterer ist weiß, röthlich angelaufen; die Schwungfedern sind schwarz, eben so die Deckfedern der Flügel; beide an den äußern Fahnen weiß gerändert; der Schwanz ist ganz schwarz; die Beine sind fleischfarben.

Das Vaterland ist die Insel Island.

Taf. 7. Fig. 6. Der Dominikaner = Kernbeißer mit dem Federbusche.

(Loxia Dominicana.)

Es giebt mehrere Gattungen von Vögeln des Kernbeißergeschlechts, welche Dominikaner genannt werden, und, wie es scheint, zum Theil nur als Spielarten unterschieden sind. Der hier abgebildete zeichnet sich durch den schönen großen, aufrechtstehenden Federbusch sehr kenntlich aus. Er ist fast so groß, wie eine Haubenlerche. Der Federbusch hat eine prächtige Scharlachfarbe, und läuft oben in eine Spitze aus. Der ganze Kopf und der Vordertheil des Halses nebst einem von da über die Brust herablaufenden Streife sind von der Farbe des Federbusches; der übrige Unterleib ist weiß; Rücken und Flügel tief aschgrau; der ziemlich lange Schwanz tief braun, die beiden mittlern Federn ausgenommen, welche die Farbe des Rückens haben.

Der Engländer Tunstall hatte diesen seltenen Vogel vierzehn Jahre lang lebendig erhalten. Er ließ zwar bisweilen ein Geschrei, aber keine dem Gesange ähnliche Stimme hören, und starb endlich in der Mauserung, unstreitig vor Alter. Seine Nahrung waren Sämereien; Brasilien ist das Vaterland.

VIII. Tafel.

Ausländische Gewürze.

Fig. 1. Der Mutterzimmt.

(Laurus cassia.)

Unter dem Zimmt, welchen wir aus den Läden der Kaufleute erhalten, befinden sich öfters Stücke von dunklerer Farbe, und größerer Härte, als der gewöhnliche oder wahre Zimmt; dies ist Mutterzimmt, unächter Zimmt, oder Kassienrinde, wie man ihn auch nennt. Der Baum, von welchem dieser Mutterzimmt herrührt, ist hier abgebildet. Er gehört mit dem ächten Zimmtbaume, den wir anderswo beschrieben haben, und mit dem gemeinen Lorbeerbaume zu einem Geschlechte, und wird daher von den Botanikern Kassien-Lorbeerbaum genannt. Wie alle Lorbeergattungen, steht auch er im Linneischen Systeme in der ersten Ordnung der neunten Klasse (Enneandria Monogynia). Vor

anderen seines Geschlechts zeichnet er sich durch seine lanzetförmige mit dreifachen Adern durchzogene Blätter aus.

Dem Wuchse nach kommt der Kassien-Lorbeer, der uns den Mutterzimmt liefert, mit dem ächten Zimmtbaume ziemlich überein; nur die Blätter sind anders. In Rücksicht der Blüte findet fast gar kein Unterschied statt, und die Früchte, welche, wie die Abbildung zeigt, länglich runde, schwärzliche Beeren sind, haben Aehnlichkeit mit den Früchten des gemeinen Lorbeerbaums. Die Rinde des Stammes ist aschgrau; das Holz weiß und geruchlos, die Wurzel aber riecht nach Kampfer. Unter den Blättern, die mehrentheils einander gegenüber und auf kurzen Stielen stehen, giebt es sehr große. Sie sehen oberhalb hochgrün, unterhalb blasser, in der frühen Jugend aber leberfarben aus, und sind wie mit einem weißen Saume eingefaßt. Die Beere enthält eine weiche, schmierigte Substanz mit einer länglichen Nuß, deren röthlicher Kern eben so wenig, wie die Substanz der Frucht, genießbar ist.

Das Vaterland des Kassien-Lorbeers ist Ostindien, namentlich die Malabarische Küste, Sumatra, Java und andere Inseln. Man zieht ihn aber auch in Europäischen Treibhäusern. Die Rinde wird auf ähnliche Art von den jungen Aesten gewonnen, und ohngefähr eben

so behandelt, wie die Rinde des ächten Zimmtbaums. Sie hat bei weitem die Güte nicht, wie der wahre Zimmt. Außer der Härte und Farbe, welche fast ins Kastanienbraune fällt, ist der Mutterzimmt gemeiniglich auch dicker und rauher auf der Oberfläche, als der wahre. Wenn man den Mutterzimmt zerbricht, so zerspringt er seiner Härte und Sprödigkeit wegen in kleinere Stükken, und zeigt einen glatteren, weniger faserigen Bruch. Wer ihn an diesen in die Augen fallenden Eigenschaften nicht von dem ächten Zimmt unterscheiden kann, dem wird wenigstens der Geruch und Geschmack ein Unterscheidungsmerkmal gewähren, das unmöglich trügt. Beide sind zwar zimmtähnlich, aber weit schwächer und weniger lieblich. Wenn man die Rinde vom ächten Zimmt ohne alle Mühe zerkäuet hinter schlucken kann, so wird dies bei dem Mutterzimmt seiner Kraftlosigkeit und Holzigkeit wegen schon schwerer. Daher ist denn auch der Mutterzimmt bei weitem so brauchbar nicht zum Würzen, als der ächte. Seines geringern Preises wegen, der eine natürliche Folge seiner geringern Güte ist, mischen ihn ungewissenhafte Gewürzhändler unter den ächten Zimmt, und betrügen damit die Nichtkenner. In der Arzneikunst braucht man den Mutterzimmt seltener, als den ächten.

Taf. 8. Fig. 2. Der Galgant.

(Alpinia galanga.)

Es führen mehrere Gewächse den Namen Galgant, z. B. ein Cypergras, eine nach dem Naturforscher Kämpfer benannte Pflanze ꝛc., hier aber wird eine Alpinie darunter verstanden. Vormals rechnete man diese Pflanze zu dem Geschlechte der Maranten; Willdenow hat sie richtiger in das Geschlecht der Alpinien versetzt. Dieses Pflanzengeschlecht steht in der ersten Ordnung der ersten Klasse des Linneischen Systems, und zeichnet sich aus durch den gleichförmigen, dreizähnigen, röhrigen Kelch; durch die gleichförmige dreitheilige Blumenkrone und durch das zweilippige Honigbehältniß, dessen untere Lippe offen steht.

Der Galgant, oder eigentlich die Galgant-Alpinie ist eine mehrjährige in Ostindien und China wildwachsende und angebaute Pflanze, welche einen sumpfigten Boden liebt. Ihre hier abgebildete, horizontal liegende, unten mit vielen Fasern besetzte Wurzel ist ungefähr so dick wie ein kleiner Finger, etwa 2 Zoll lang, äußerlich dunkelbraun, inwendig dunkelbraunroth, fest, zähe, von

angenehmem, stark gewürzhaftem Geruche und ähnlichem, aber etwas beißendem Geschmacke. Aus derselben steigt ein schlanker, gerader, einfacher, etwa 2 Fuß hoher Stängel, der sich in einer lockern Blütentraube, mit weißen wechselsweisen Blüten endigt. Die Lippen des Honigbehältnisses sind ausgerandet; die Frucht ist länglichrund, dreiklappig, schön scharlachroth, und enthält einen eirunden runzlichen Saamen. Die Blätter des Stängels sind lanzetförmig.

Das unter dem Namen Galgant in den Apotheken vorhandene Gewürz ist die getrocknete Wurzel, welche zu uns aus China und Ostindien durch den Handel kommt. Diese Substanz läßt sich ungemein lange aufbewahren, ohne den mindesten Verlust an ihren Kräften zu erleiden, welche durch bloßes Wasser ausgezogen werden können. Mittelst der Destillation erhält man aus dieser Wurzel $\frac{1}{128}$ ihres Gewichts ätherischen Oels, welches gelb aussieht, sehr lieblich riecht, und einen mildern Geschmack hat, als die Wurzel.

Die Galgantwurzel dient bei uns nicht sowohl als Gewürz in der Küche, als vielmehr als Arznei. Die älteren Aerzte legten ihr große Kräfte bei wider den Schwindel, der von Magenschwäche herrührt, desglei-

gleichen in den Nachwehen der Mütter, im Schluchzen, in der Seelenkrankheit, dem Herzklopfen u. s. w. Allerdings scheint diese Wurzel beträchtliche Arzneikräfte zu besitzen; denn sie erregt Niesen, und befördert den Ausfluß des Speichels und des Lungenschleims. In Indien und China benutzt man sie als Gewürz an Speisen.

IX. Ta=

IX. Tafel.

Verschiedene Arten von Schlangen.

Fig. 1. Die schwarze Blindschleiche.

(Anguis ater.)

Diese schön gezeichnete Schlange aus dem Geschlechte der Blindschleichen hat die allgemeinen Eigenschaften und Merkmale mit unserer einheimischen Blindschleiche gemein, und wird ohngefähr 2 Fuß lang. Ihre Schuppen sind rundlich; die Grundfarbe des Körpers ist rabenschwarz; die ringförmigen Queerbinden haben eine weiße Farbe, und die Schuppenspitzen derselben sind schwarz. In der Lebensart mag diese Blindschleiche vermuthlich mit den übrigen übereinkommen; doch hat man keine Nachrichten darüber.

Das Vaterland ist die Insel Ceylon.

Taf. 9. Fig. 2. Die blaugeringelte Blindschleiche.

(Anguis caerulea.)

Sie hat mit der vorigen große Aehnlichkeit, wird jedoch über 2 Fuß lang, und ist sehr schlank. Die Grundfarbe des Körpers ist weiß; auf derselben liegen dunkelblaue ringförmige Bänder, welche sich sehr schön ausnehmen, und der Schlange ein reizendes Ansehn geben. Von der Lebensart und den Sitten des Thieres ist gar nichts bekannt; nur so viel weiß man, daß sie aus Amerika kommt. Aus welcher Provinz? läßt sich indeß ebenfalls nicht angeben.

Taf. 9. Fig. 3. Der rußfarbige Ringler.

(Amphisbaena fuliginosa.)

Diese und die folgende Schlange sind keine Blindschleichen, sondern sie gehören zu einem Geschlechte, welches Ringler oder Ringelschlangen genannt wird, weil ihr Körper, so wie der Schwanz, mit schuppigten Ringen umgeben ist. Rücken und Bauch sind bei beiden Gattungen so sehr einander gleich, daß man sie kaum unterscheiden kann. Weil ihre Schuppen am ganzen Körper völlig einerlei Form haben, so sind die Ringler Bewegungen zu machen im Stande, deren keine einzige

Schlange aus den übrigen Geschlechtern fähig ist. Auch können sie vermöge der Einrichtung ihrer Schuppen beinahe eben so gut rückwärts, wie vorwärts sich bewegen, woher auch der Name Amphisbaena rührt, welcher einen Doppelwandler bedeutet. Da das hintere Ende des Körpers, oder der Schwanz gemeiniglich sehr dick und stumpf ausläuft, und in der Entfernung vom Kopfe nicht sehr verschieden scheint, so hat man im Ernste geglaubt, daß diese Schlangen zwei Köpfe hätten. Hierin wurde man durch den doppelten Gang noch mehr bestärkt. Außerdem glaubte man noch andere Wunderdinge von diesen Amphibien.

Die erste Ringelschlange, welche man kennen lernte, war die rußfarbige, welche gegen 2 Fuß lang wird, und einen 12 bis 15 Linien langen Schwanz hat. Die auserordentlich kleinen Augen des Thieres sind durch eine Haut dermaaßen verschleiert, daß sie kaum gesehen werden, daher man diese Schlange für blind gehalten hat. Die Grundfarbe des Körpers ist rußfarben; auf derselben befindet sich eine große Menge weißer Queerflecke, welche der Schlange ein schönes Ansehen geben.

Das Vaterland ist die Insel Ceylon. Von der Lebensart dieses Thieres ist wenig bekannt. Regenwürmer, Asseln, Ameisen und andere Insekten sind seine

Nahrung. Giftig, wie Einige geglaubt haben, ist der rußfarbige Ringler keinesweges.

Taf. 9. Fig. 4. Der weiße Ringler.

(Amphisbaena alba.)

Oder die weiße Ringelschlange. Sie ist ohngefähr eben so lang, aber viel dicker, als die vorige, und hat auf der weißlichen Grundfarbe gar keine, oder selten dunkle Flecken. Giftzähne entdeckt man auch bei dieser Gattung nicht. In der Lebensart kommt sie mit der vorigen überein. Ihre Nahrung sind Insekten, insonderheit Ameisen; daher man sie auch in Amerika, ihrem Vaterlande, in Ameisenhaufen antrifft. An ihrem Leibe zählt man gewöhnlich 123 Ringe; am Schwanze aber 16. Ein Exemplar im Pariser Naturalienkabinet mißt 1 Fuß 5 Zoll und 9 Linien, wovon auf den Schwanz nur 6 Linien gehen.

X. Tafel.

Stiergefechte der Spanier.

Verschiedene Arten von Jagden, Thierhetzen, Kämpfe der Thiere unter sich und mit Menschen, haben schon im Alterthume bei vielen Völkern zu den öffentlichen Belustigungen gehört, und noch jetzt trifft man sie in nicht wenig Ländern selbst des gebildeten Europens an. Parforce-Jagden, Schweinhetzen ꝛc., sind noch in Teutschland, Hahnenkämpfe in England und Stiergefechte in Spanien üblich. Diese letzteren sind für die Spanische Nation ein eben so großes Bedürfniß wie die Wettrennen in England. Sie werden nicht nur in der Hauptstadt des Reichs in Madrit, sondern auch in allen größern Provinzialstädten jährlich zu verschiedenen Zeiten gehalten. Der Tag, an welchem in irgend einer Stadt ein Stierzefecht gegeben wird, ist für die ganze umliegende Gegend auf mehrere Meilen weit ein Fest, zu welchem sich Alles drängt. Der Aermste, der kaum das

tägliche Brod sich verschaffen kann, sucht dennoch so viel aufzutreiben, um einen Platz bei dem Stiergefechte bezahlen zu können. Wer diesem Vergnügen schlechterdings entsagen müßte, würde sich unglücklich fühlen.

Die Spanier behaupten, daß diese Art von Lustbarkeit, die ihrer Nation eigene Tapferkeit und den Muth nähre, wodurch sie, wie sie glauben, vor anderen Europäischen Völkern sich auszeichnen. Allein wer die Spanischen Stiergefechte kennt, wird schwerlich zu überreden seyn, daß sie den Muth stählen und die Tapferkeit unterhalten. Es macht allerdings dem menschlichen Verstande Ehre, und zeugt von Tapferkeit und Muth, wenn der Mensch Thiere, die vielmal stärker sind, als er, durch seine Gewandheit und Muskelkraft zu überwältigen versteht; allein in den Spanischen Thiergefechten kann auch ein feiger Schwächling sich auszeichnen und den Sieg davon tragen, weil hier das Thier langsam abgepeinigt und von 20 und mehr Kämpfern zugleich und nach einander angegriffen wird.

Die Spanischen Stiergefechte führen in Wahrheit mehr zur feigen Grausamkeit, als zur Tapferkeit. Sie sind, wie manche andere ähnliche Vergnügungen in Teutschland, sehr geschickt, das Gefühl abzustumpfen, und das Herz zur Härte nicht nur gegen Thiere, sondern selbst gegen Menschen geneigt zu machen. Ueber-

dies zerstreuen sie das ohnehin schon zur Arbeit und zur Industrie so wenig geneigte Volk noch mehr, und nähren seinen Hang zum Müßiggange. Einsichtsvolle Minister der Spanischen Regierung haben diesen Nachtheil längst eingesehen, und die Stiergefechte wenigstens zu beschränken gesucht, da es nicht möglich ist, sie auf einmal dem Volke zu entreißen.

Corrida oder Fiesta de toros. d. i. Stierfest wird dieser edle Kampf in Spanien selbst genannt. Er besteht in drei verschiedenen, auf unserer Tafel vorgestellten Auftritten. Der Schauplatz, wo ein Stiergefecht gehalten wird, ist länglichrund, rings um mit einer Wand als Einfassung wohl verwahrt und mit erhöheten Sitzen für die Zuschauer versehen. Unter den Sitzen befinden sich sehr feste Behältnisse, in welchen die Kampfstiere so lange eingeschlossen bleiben, bis sie zum Gefecht vorgelassen werden. Um die armen Thiere desto wüthender zu machen, pflegt man sie durch kleine in den Behältnissen angebrachte Oeffnungen mehrmals mit Piken zu stechen, wobei denn freilich die muthigen Kämpfer nicht im mindesten Gefahr laufen, weil das Thier sich nicht wehren kann.

Hierauf beginnt der erste Auftritt Fig. 1. Der Stier wird aus dem Behältnisse herausgelassen, und es treten die Pikenire zu Pferde mit langen Piken oder

Lanzen gegen ihn auf. Sie empfangen damit den wüthend gemachten Stier gleich bei seinem Austritte aus der Thür des Behälters, stoßen auf ihn zu, und zerbrechen die Lanzen auf dem Thiere. Die Lanzen sind von so schwachem Holze, daß sie selten mehr als einen Stoß aushalten. Hierdurch noch wüthender gemacht, stürzt der Stier auf seine Feinde loß, und es gehört allerdings einige Gewandheit dazu, seinem Grimme zu entfliehen. Indeß ists auch hier weiter nichts, als geschickte Flucht, welche die Spanischen Helden in diesem Kampfe beweisen.

Hierauf nimmt der zweite Auftritt Fig. 2. seinen Anfang. Es treten Kämpfer zu Fuß auf, die Chulos und Bandevilleros heißen. Ihre Heldenthaten bestehen darin, daß sie den schon in Wuth gesetzten Stier noch mehr necken und eine Anzahl Wurfspieße nach seinem Körper werfen, die mit bunten Lappen und Papierschnitzeln und vorn mit Widerhaken versehen sind, mit welchen sie in der Haut des Thieres sitzen bleiben. — Unparteiische Augenzeugen sagen, daß es ein höchst empörender und jämmerlicher Anblick sey, den armen Stier mit Wurfspießen besäet, von Stichen durchbohrt und oft von gierigen Bullenbeißern noch überdies angefallen und zerfetzt zu sehen. Von den Wurfspießen sind einige mit Pulver versehen, welches durch brennende Lunten auf dem Rücken des Thieres sich entzündet und

dasselbe

daſſelbe bei allem Schmerze noch grimmiger macht. — Dieſer ſcheußliche Anblick ergötzt die Zuſchauer aufs angenehmſte, und reizt ſie deſto mehr zum Lachen, je ekelhafter er für delikatere Gemüther iſt.

Endlich, nachdem die Bandevilleros ihre Waffen rühmlichſt angebracht haben, treten ſie ab, und es hebt der dritte Auftritt Fig. 3. an. Neue Helden treten auf und zwar mit keinen geringeren Abſichten, als dem Stier, an dem ſich nun ſchon ſo viele zu Rittern gekämpft haben, das Leben zu nehmen. Diejenigen, die dies unternehmen, heißen Matadoren, d. i. Todtſchläger. Ihre Waffen beſtehen in einem breiten Schwerdte in der rechten und einem rothen über einem Pfeile hängenden Mäntelchen in der linken Hand. Der gepeinigte Stier, obgleich ſchon abgemattet und vom Blute triefend, verſucht dennoch ſeine letzten Kräfte, und rennt auf den Matador los; dieſer aber hält ihm das rothe Mäntelchen vor die Augen, und verſetzt ihm mit dem Schwerdte einen Stoß in den Nacken, der dem Thiere den Tod bringt Nunmehr wird das Schlachtopfer mit Pferden von dem Schauplatze geſchleppt.

Die Stiere, welche man zu dieſen greulichen Kämpfen braucht, ſind mehrentheils klein und unanſehn-

lich; doch kommen bisweilen auch große und starke Thiere an die Reihe, die öfters ihren Gegnern genug zu schaffen machen, ja sie wohl gar besiegen. Die Kämpfer werden für einen gewissen Lohn von den Unternehmern gedungen, und diese wählen gemeiniglich auch schlechte Pferde, damit der Schade nicht beträchtlich sey, wenn einem derselben von einem Stiere der Bauch aufgerissen wird.

Rühmlicher, als die feigen Spanier, zeichnen sich bisweilen dortige Neger in den Stiergefechten aus. Einst wagte es ein Afrikaner in Spanien, mit einem bloßen Messer bewaffnet und allein mit einem wüthend gemachten Stiere anzubinden, den er auch glücklich niederstieß, als dieser eben ansetzte, ihn mit seinen Hörnern zu zerquetschen. Indeß verschwindet auch die kühnste Unternehmung dieser Art aus den neueren Zeiten gegen den Muth und die Kraft, welche die alten Thessalischen Stierkämpfer bewiesen. — In den Wildnissen des alten Thessaliens gab es muthvolle Stiere, deren Einfang und Bändigung ein Lieblingsgeschäft der alten Bewohner des Landes war. Ihre Toreadoren oder Stierbekämpfer hatten es zu der unglaublichen Fertigkeit gebracht, den wilden Stier, während sie mit dem Pferde neben ihm gallopirten, an den Hörnern zu fassen, den Nacken umzudrehen und

ihn so zu erwürgen. Cäsar, erzählt Plinius, ließ zuerst in Rom ein solches Schauspiel durch Thessalier veranstalten, nachmals wurden dieselben unter den Kaisern häufiger gegeben, und man hat noch jetzt alte Münzen, worauf dergleichen vorgestellt sind.

In Thessalien hatte nur Ein Kämpfer mit dem wüthenden Stiere es zu thun, und der Sieg war nur dann erst entschieden, wann die Bestie auf den Rücken hingestreckt lag, mit allen Vieren zappelte, und mit den Hörnern gleichsam in die Erde genagelt wurde. Zu einem solchen Siege gehörten nun freilich ungeheure Anstrengungen und die ausstudierteste Kraftvertheilung. Es kam hierbei auf nichts geringeres an, als daß der Kämpfer den durch den Kampf ermüdeten Stier umhalsete, und sich so fest um dessen Nacken und Hörner klammerte, daß er ihm dadurch den Kopf zur Erde niederzog und alsdann auch den übrigen Körper niederstreckte.

Man sieht hieraus, daß die Thessalier die Kunst, den Stier zu überwältigen, recht eigentlich studierten. Sie bemächtigten sich weislich desjenigen Theils, in welchem das Thier die größte Kraft besitzt, der Hörner, und brauchten dazu die natürlichsten und besten Waf-

fen, die Hände. — In welchem traurigen Lichte erſcheinen dagegen die Spaniſchen Toreadoren mit ihren Lanzen, Piken, Schwerdtern und Pfeilen bei Stieren, deren Hörnerſpitzen durch aufgeſetzte Kugeln abgeſtumpft ſind!

Drei und achtzigster Heft.

XI. Tafel.

Beutelthiere.

Wir haben unsern Lesern und Freunden der Naturkunde schon in den frühern Heften des Bilderbuches Abbildungen und Beschreibungen von den sonderbaren Beutelthieren geliefert. In den neuern Zeiten hat man noch andere Gattungen dieses Thiergeschlechts entdeckt, die nun hier vorgestellt und beschrieben werden.

Fig. 1. Das Virginische Beutelthier.

(Didelphis virginiana.)

Vermuthlich ist dieses Thier zuerst in einem Theile des nördlichen Amerika, namentlich vielleicht in Virgi-

EIGENTHUM DER STADT AUGSBERG

nien, gefunden worden, weil man es Virginiſches Beutelthier genannt hat. Es iſt nur wenig größer als eine gemeine Hauskatze, und mißt, den Schwanz ungerechnet, ungefähr 16 Zoll; letzterer pflegt nur wenige Zoll kürzer zu ſeyn, als der Körper. Das Thier hat ein häßliches Anſehen. Sein Leib iſt mit einem dicken Haarpelze verſehen, deſſen Haar ſtruppig in die Höhe ſteht. Das lang zugeſpitzte Geſicht giebt dem Thiere einigermaßen das Anſehen eines Hundes. Der Rachen iſt weit geöffnet, und die Kinnladen ſind mit vielen ſtarken und ſcharfen Zähnen beſetzt. Die dünnen, runden, nackten, ſchwärzlichen Ohren haben einen weißen Rand; die Schenkel ſind kurz; die Füße an ihren Zehen mit ſtarken Klauen bewaffnet. Der ſchwärzliche Schwanz iſt nur oben an der Wurzel mit Haaren bedeckt, von da aber bis ans Ende nackt und ſchuppigt, faſt wie ein Rattenſchwanz. Die Schuppen ſind weißlich und ſo aufgetragen, daß ſie dem Schwanze das Anſehen einer Schlange geben.

Die herrſchende Farbe des Körpers iſt gelblichweiß mit verſchiedenen Schattirungen. Das Weibchen unterſcheidet ſich vornehmlich durch den Beutel oder die Höhlung am Unterleibe, welche es wie die übrigen Beutelthiere, mittelſt eines ſtarken Muskels nach Willkühr ſchließen und öffnen kann. Dieſer Beutel hat denſelben Zweck, wie bei den verwandten Gattungen. Es wer-

den nämlich darin die Jungen, welche noch unreif zur Welt kommen, so lange eingeschlossen und getragen, bis sie reif und behaart sind.

Aller Nachforschungen ungeachtet weiß man noch nicht, warum die Natur bei diesem Thiergeschlechte eine so sonderbare Ausnahme machte, und die Jungen unzeitig geboren werden ließ, da doch alle übrige Säugethiere ihre Jungen völlig ausgebildet zur Welt bringen. Alles, was man etwa darüber sagen möchte, ist nichts, als Vermuthung. Eben so weiß man auch noch nicht gewiß, auf welche Art die Jungen in den Beutel gebracht werden, ob durch die Mutter, oder ob sie von selbst hinein gehen. Das erstere ist das wahrscheinlichere; denn sie sind bei ihrer Geburt noch viel zu wenig ausgebildet, um sich selbst helfen zu können. Im Beutel aber saugen sie sich fest an die daselbst befindlichen Brustwarzen an, und wachsen ziemlich schnell. Sind sie hinlänglich ausgebildet, so bedienen sie sich ihrer eigenen Kräfte, und verlassen nach Belieben den Beutel, spazieren herum, kriechen aber bei jedem Anscheine von Gefahr sogleich dahin zurück, und lassen sich von der zärtlichen Mutter mit forttragen.

Es ist Schade, daß diese interessanten Thiere sich in Europa nicht fortpflanzen, sonst könnte man leicht die noch dunkeln und zweifelhaften Umstände in ihrer Ge-

schichte aufhellen. Hunter in England hat zu verschiedenen Malen einige Beutelthiere nach Europa kommen lassen, allein sie pflanzten ihr Geschlecht nicht fort.

Das Virginische Beutelthier ist, gleich den übrigen Gattungen, fleischfressend, und lebt von allerlei Vögeln; doch frißt es auch Früchte und Wurzeln. Es läßt sich leicht zähmen und als Hausthier unterhalten; indeß riecht es eben nicht angenehm. Seine Stimme ist ein widriges quikendes Geschrei; es läuft nicht schnell, steigt aber sehr geschickt auf Bäume, und schwingt sich mit bewundernswürdiger Leichtigkeit mit Hülfe seines Schwanzes von einem Ast zum andern. Der Schwanz ist ein wahrer Wickelschwanz, den das Thier sehr fest, wie die Meerkatzen, um jeden Ast schlingen und daran seinen ganzen Körper aufhängen kann.

Das Weibchen wirft 4 bis 5 Junge.

Taf. 11. Fig. 2. Das graue Beutelthier.

(Didelphis lemurina.)

Diese Gattung ist einer Katze an Größe gleich, nur von gestreckterem Körper; es sieht oberhalb bräunlich oder eisengrau, unten gelblich braun aus, welche Farben bei einigen Exemplaren ins Weiße fällt. Die Seiten des Kopfs; die innern Seiten der Ohren; die Halsei-

ten und die innern Seiten der Beine haben die Farbe des Unterleibes. Die Schnauze ist weniger zugespitzt als beim vorigen und mit großen schwarzen Barthaaren besetzt. Die Augen sind glänzend und von röthlicher Farbe; die Zehen mit starken Klauen bewaffnet; der Schwanz beinahe so lang, wie der Leib, von Farbe dem Oberleibe gleich und ausnehmend reich an langen weichen Haaren, so wie denn auch überhaupt das ganze Fell mit langen, dichten und weichen Haaren besetzt ist.

Das Ansehen dieses Beutelthiers ist schön. Man hat einige lebendig nach England gebracht. Sie glichen in der Lebensart ganz den übrigen Beutelthieren, fraßen Geflügel, allerlei Früchte, und hielten beim Fressen die Nahrungsmittel nach Art der Eichhörnchen, auf dem Hintern sitzend, in den Vorderpfoten.

Die Englische Kolonie Neusüdwalles in Neuholland ist die Heimat des grauen Beutelthiers.

Taf. 11. Fig. 3. Das gefleckte Beutelthier.

(Didelphis viverrina.)

Der Lateinische Beiname bezieht sich auf die große Aehnlichkeit dieser Gattung mit den Viverren oder Stinkthieren; man könnte es daher das stinkthierähn-

liche Beutelthier nennen. Es ist viel kleiner, als die beiden vorigen; nämlich ungefähr so groß, wie eine noch nicht ausgewachsene Hausratte. Seine Hinterbeine sind verhältnißmäßig sehr lang, und nähern sich in Rücksicht ihrer ganzen Bildung denen des Känguruh. Die Farbe des Felles ist nach unserer Abbildung tief braun, oder vielmehr schwarz mit weißen Flecken; Shaw beschreibt sie bleich gelblichbraun. Das Haar ist weit rauher und harscher, als bei andern Beutelthieren; der Schwanz gleicht einigermaßen einem Fuchsschwanze, und hat dieselbe Farbe, wie der Leib; nur fehlen die weißen Flecke.

Das Vaterland dieses Thieres findet man nicht angegeben; es scheint unbekannt zu seyn.

Taf. 11. Fig. 4. Das langschwänzige Beutelthier.

(Didelphis macroura.)

Es ist kleiner, als das vorige, und hat der Gestalt des Körpers nach große Aehnlichkeit mit einer Maus oder Ratte; auch die Farbe des Oberleibes ist so ziemlich mausefahl. Vor der Stirn, an den Ohren, an den Seiten des Halses und unter dem Bauche sieht das Thier weiß aus. Es hat sehr dicke Beine und einen Schwanz,

der wenigstens um die Hälfte länger ist, als der Leib. Mit demselben schlingt sich das Thier an die Aeste der Bäume fest, und schwingt sich auf diese Art sehr leicht in die Höhe. In der Lebensart kommt es den übrigen seines Geschlechts bei. Sein Vaterland scheint Neusüdwalles zu seyn.

Taf. 11. Fig. 5. Das rattenähnliche Känguruh.

(Kangurus minor.)

Man kannte sonst nur Ein Känguruh, und dieses setzte man in das Geschlecht der Beutelthiere. Jetzt sind mehrere Thiere bekannt geworden, die dem Känguruh im Wesentlichen gleichen, und man macht daher mit Recht ein neues Geschlecht daraus, dem man den Namen Känguruh läßt. Die Känguruhs haben zwar den Beutel, wie die eigentlichen Beutelthiere; allein sie zeichnen sich in anderer Hinsicht wiederum sehr vor diesen Thieren aus. Das hier abgebildete ist so groß wie ein gemeines Kaninchen, und kommt der Gestalt nach ziemlich mit einer Ratte überein. Seine lange spitzige Schnauze ist mit langen Bartborsten besetzt. Das Haar, das den Leib deckt, hat eine bräunliche Aschfarbe. Sein Gebiß ist dem des großen Känguruh ganz gleich, ausgenommen, daß es nicht 6, sondern 8 Vorderzähne hat, wovon die beiden mittelsten scharf zugespitzt sind. Die Vorderpfoten sind völlig, wie bei dem großen Känguruh,

kurz und nicht zum Laufen eingerichtet; die Hinterbeine ebenfalls, wie beim großen Känguruh, sehr lang und zum Springen geschickt.

Dieses Thier bewohnt Neuholland, und ist erst vor einigen Jahren entdeckt worden. Einige welche man mit nach England brachte, haben daselbst Junge geworfen.

XII. Tafel.

Aegyptische Kleidertrachten.

Es sind in unserm Bilderbuche und dessen Kommentar an verschiedenen Orten schon mehrere interessante Gegenstände aus dem merkwürdigen Aegyptenlande abgebildet und beschrieben worden. Sie bezogen sich fast sämmtlich auf dieses Land, wie es im Alterthume war. Hier sind nun Gegenstände aus dem neuern Aegypten, nämlich Trachten verschiedener Stände der dortigen Bewohner.

Die heutigen Bewohner von Aegypten sind ein Gemisch von mancherlei Nationen. Die Ureinwohner heissen Kopten, Abkömmlinge der alten Aegypter, aber mit Fremdlingen vermischt. Sie zeichnen sich durch ihre Gesichtsbildung und in andern Stücken sehr vor den übrigen Einwohnern Aegyptens aus; ähneln in ihren Zügen als ursprüngliche Afrikaner den Negern, und

sind Christen, welche eine eigene, von allen übrigen christlichen Religionsparteien verschiedene Sekte ausmachen. Sie haben an Zahl gar sehr abgenommen. Einen Kopten finden wir auf unserer Tafel nicht vorgestellt.

Eine andere fremde Nation, die schon früh in Aegypten eindrang, sind die Griechen, also Europäer und gleichfalls Christen von der Confession, wozu die Europäischen Griechen und die Russen gehören. Außer ihnen trifft man in Aegypten noch Armenische und Syrische Christen, desgleichen eine Menge Juden, Neger, welche letztere als Sklaven gekauft sind, und Sklavendienste thun, und Franken an. Mit diesem letztern Namen werden in Aegypten und überhaupt im Türkischen Reiche alle Abendländische katholische und protestantische Christen bezeichnet, sie mögen aus Frankreich, Spanien, Portugal, England, Holland, Teutschland, oder irgend einem andern Europäischen Lande seyn.

Außer den bisher genannten Bewohnern Aegyptens giebt es nun in diesem Lande noch andere, welche man als die herrschenden und vornehmsten betrachten kann. Dies sind Türken, Araber und Mamelucken. Auf diese beziehen sich die Figuren, welche unsere Kupfertafel vorstellt.

Fig. 1. Ein Aegyptischer Bey mit seinem Sklaven.

Aegypten ist zwar eine Türkische Provinz, und steht unter dem Großsultan zu Konstantinopel, der es durch einen Pascha regieren läßt; allein seine Macht ist nicht von Bedeutung; denn die Beys oder Großen des Landes herrschen daselbst ziemlich willkührlich, und fragen wenig nach dem Sultan. Bonaparte hatte mit diesen Beherrschern Aegyptens viel zu kämpfen. Sie sind die Angesehensten und Reichsten im Lande, aber keine geborne Aegypter, sondern ursprünglich weiße Sklaven, welche Mamelucken wurden, und sich aus diesem Stande zu Befehlshabern empor schwangen. Sowohl ihr Anzug, als ihr Hauswesen ist prächtig und kostbar. Das Hauptunterscheidungs-Merkmal in der Tracht eines Beys ist der hohe Turban, der am Obertheile durch ein Stück orangefarbenes, aber spiralförmig gewundenes Tuch beträchtlich verdickt wird. Sein unterer Theil besteht aus einer langen, schräg mit einer goldenen Schnur durchflochtenen Binde. Der Rock ist von baumwollenem oder seidenem Zeuche mit goldenen und silbernen Blumen gestickt. Der Kaftan, von dem nämlichen Zeuche, hat eine verschiedene Farbe und Gestalt. Ueber diese Kleidungsstücke wird ein Hermelin- oder Zobelpelz gezogen und darüber das scharlachene Oberkleid, welches vor der

Brust zu beiden Seiten mit 6 goldenen Schleifen geziert ist. Den Kaftan umgiebt ein blauer Indischer Shawl als Leibgürtel. Die Beinkleider, welche von dem feinsten Scharlachtuche verfertigt sind, reichen bis zu den Schuhen hinab. Der Bey trägt 2 Paar Schuhe, wovon er das eine Paar, von gelbem Saffian, beim Eintritt in das Zimmer vor der Thür stehen läßt; das andere Paar aber an den Füßen behält. Die letztern sind ebenfalls von gelbem Saffian, oft aber auch von Tuch oder Seidenzeuch.

Hinter dem Bey geht ein Diener oder Sklave her, dessen Schicksal aber besser ist, als das eines elenden Negersklaven. Es ist ein Weißer, vermuthlich noch Knabe, im bloßen Kopfe mit gezücktem Schwerdte und zierlich in Grün und Roth gekleidet.

Taf. 12. Fig. 2. Eine Dame von Kahira mit ihrer Sklavin.

Es ist bereits an einem andern Orte unsers Kommentars (B. II. S. 369) bemerkt worden, daß die Reichen und Vornehmen des Landes nicht leicht ein eingebornes Aegyptisches Mädchen heurathen, weil ihnen diese zu häßlich und zu schwarz sind. Sie kaufen sich schöne tscherkassische Sklavinnen, und nehmen diese zu Weibern. Eine solche ist denn nun auch die Dame,

welche die Figur hier auf einem Polster ruhend vorstellt. Sklavinnen heißen diese Tscherkassierinnen zwar insofern als sie mit Gelde gekauft werden! allein ihr Loos ist mit dem Schicksale einer gemeinen Sklavin, zumal einer Negerin, durchaus nicht zu vergleichen. Wenn ein Reicher, z. B. ein Bey oder ein Kaufmann, sie für eine große Summe Geldes erstanden hat, so macht er sie zur Gattin, deren der Koran einem Muselmanne (Moslemim) mehrere erlaubt, sucht durch große Geschenke ihre Gunst zu gewinnen, kleidet sie überaus prächtig und kostbar, und hält ihr niedrigere Sklavinnen zur Bedienung.

Die Summe, welche ein reicher Aegypter auf den Anzug seiner Weiber verschwendet, belaufen sich auf viele Tausendes; eine einzige hat an Gold und Juwelen weit mehr an sich, als der Anzug einer zahlreichen Gesellschaft Europäischer Damen werth ist. Der Kopfputz ist in Aegypten, wie bei uns, der Hauptgegenstand der weiblichen Sorgfalt in Rücksicht ihres Anzugs, und seine Pracht und Kostbarkeit richtet sich nach dem Vermögen des Mannes. Der Kopfputz einer Kaufmannsfrau in Kahira besteht in einem breiten und oben platten tellerförmigen Diadem, mit einem Indischen Shawl bedeckt, der vorn alle Haare bis auf einige Lokken verbirgt, welche über den Gürtel herabhängen, und in denen allerlei goldene Zierrathen hängen. An den Ar-

men trägt sie goldene Armbänder. Das Hemde ist sehr fein aus Seide und Baumwolle gewirkt, und seine Aermel sind schön gefaltet; der Rock von Seide mit Gold- und Silberblumen und weiten Armeln; ein Indischer Shawl dient als Gürtel. Darüber wird ein prächtiger seidner Pelz geworfen, der bis zu den Schenkeln herabreicht. Auch die Damen tragen lange weite Beinkleider oder sogenannte Pantalons, aber von Seide; ferner zwei Paar Schuhe, gleichfalls von Seide und mit Gold gestickt. Das eine Paar wird über das andere gezogene.

Der Anzug einer Dame von Kahira kostet, zumal wenn der Kopfaufsatz mit Perlen und Diamanten geziert ist, viele tausend Thaler; allein er dient auch viele Jahre; denn in Aegypten wechselt die Mode nicht wie in Europa. Alle diese Pracht trägt die Aegyptierin nicht, wie die Europäerinnen, an öffentlichen Orten, in Gesellschaften, auf Bällen u. s. w. zur Schau; nein, sie bleibt nach Landessitte vor aller Augen, besonders vor Mannspersonen verborgen in dem Harem ihres Gebieters, der es für unanständig hält, die Reize seiner Frau irgend einem andern Manne sehen zu lassen. Sie ist im eigentlichen Sinne eine geputzte Sklavin, die sich bloß dadurch von den gemeinen Sklaven unterscheidet, daß sie ihr Leben im Ueberfluß und Müßigseyn zubringt. Den ganzen Tag mit unter sich geschlagenen

Beinen auf dem weich gepolsterten Sopha sitzen, sich von ihrer Sklavin bedienen lassen, dem Winke ihres Gebieters sklavisch gehorchen, ist das Geschäft einer Aegyptischen Dame. Nur wenn ein anderes Frauenzimmer sie besucht, oder im Bade, ist sie gewissermaaßen der traurigen Fesseln entbunden, worin ihr Besitzer sie gefangen hält. Hat die Dame Besuch, oder badet sie, so ist es nach der Sitte des Landes selbst ihrem Gebieter nicht erlaubt, sie zu sehen.

Geistesbildung darf man bei diesen Frauen nicht suchen. Ihr ganzes Bemühen geht bloß dahin, ihren Körper äußerlich zu zieren. Daher sind auch die Unterhaltungen, wenn zwei Damen zusammen kommen, sehr fade und langweilig. Man kramt den Putz aus, kleidet sich aus und an, trinkt eine Tasse Kaffee, wozu etwas Gebacknes gegessen wird, raucht ein Pfeifchen, tanzt nach dem Tamburin, und fragt sich bisweilen: befindest du dich wohl, so befinde auch ich mich wohl und dergleichen.

Die Sklavin oder das Dienstmädchen unserer Dame trägt auf dem Kopfe ein buntes Tuch, von der Farbe wie der Shawl, der den Kopfputz ihrer Gebieterin deckt; ein buntes aus Seide und Baumwolle gewebtes Hemde; einen kurzen Rock, mit einem Gürtel von gemeinem

bunten Mouſſelin und ein Paar Pantalons von Leinwand.

Taf. 12. Fig. 3. Ein Mameluck.

Die Mamelucken ſind in den neuern Zeiten durch den Franzöſichen Feldzug in Aegypten berühmt geworden. Man verſteht darunter militäriſche weiße Sklaven, welche aus Aſien und Europa als 8 bis 16 jährige Knaben durch eigene Kaufleute nach Aegypten gebracht, daſelbſt an die Beys verkauft, im muhamedaniſchen Glauben erzogen und zu militäriſchen Uebungen angehalten werden. Es ſind berittene Soldaten und Beamte, deren Anzahl ſehr beträchtlich iſt, und die immer durch neue Ankömmlinge rekrutirt werden. Es treten auch erwachſene Europäer unter die Mamelucken, die ſich dann freilich müſſen beſchneiden laſſen, um Muhamedaner zu werden. Die Vorgeſetzten der Mamelukken, oder ihre Befehlshaber ſind die Beys, deren Tracht wir ſo eben kennen gelernt haben. Dieſe Beys werden aus den Mamelucken genommen, und haben in Verbindung mit dieſen, ihnen treu ergebenen Soldaten die Herrſchaft des Landes faſt ganz an ſich geriſſen, ſo daß die Türkiſche Macht vor dem Einbruche der Franzoſen in Aegypten nicht viel mehr, als ein Schattenbild war. Nach dem Abzuge der Franzoſen erhoben die Beys mit ihren Mamelucken ihr Haupt wieder, kämpften um die

Ober-

Oberherrschaft, und stürzten das geplagte Land vollends in das größte Elend. Wie es jetzt in Aegypten stehen mag, kann man sich leicht vorstellen. Noch immer herrscht Anarchie und Ungebundenheit. Die Mamelucken und ihre Beys sogen vor dem Einmarsche der Franzosen das Land aus; jetzt haben sie dieses Gewerbe nicht niedergelegt.

Jeder Bey schafft sich so viel weiße Sklaven oder Mamelucken an, als er zu unterhalten im Stande ist. Je mehr ihn umgeben, desto größer ist sein Ansehen, und desto gefürchteter kann er sich machen. Sie bilden seine Leibgarde. Er erhebt sie nach Verdienst oder nach Gunst, je nach dem sie sich beliebt zu machen wissen, zu höhern Würden. Endlich werden die Vornehmsten davon selbst Beys. Dadurch, daß ein Mamelucke Bey wird, und nun am Range seinem Herrn, der auch vorher Mameluck war, gleich ist, verliert der Herr nichts an Ansehen, sondern gewinnt vielmehr; denn die neuen Beys bleiben ihrem ehemaligen Herrn immer ergeben, weil ihr Interesse es heischt, ihre Macht mit der seinigen zu verbinden.

Bei der Ankunft der Franzosen waren die beiden mächtigsten Beys, Ibraim und Murad, und die ganze Regierung des Landes, wenn man sich anders dieses ehrwürdigen Ausdrucks für einen Zustand des Rau-

bens, Plünderns und Mordens bedienen darf, war unter 24 Beys getheilt. Der bekannte Elfy-Bey, der vor ein paar Jahren in England war, gehörte zur Partie Ibraims, und ist von Geburt ein Marseiller. Man hatte ihm den Namen Elfy von dem Arabischen Worte Elaf (tausend) gegeben, weil er tausend Piaster gekostet hatte.

Die Mamelucken sind kühne, muthige und tapfere Krieger, denen aber freilich die Europäische Taktik fehlt. Der hier zu Pferde vorgestellte ist mit seinem Staatskleide angethan, in der Stellung wie er bei einem Lustgefechte das Lanzenwerfen im Kriege mit einem Stabe nachahmt. Sein Staatskleid oder seine Uniform ist kostbar, und besteht in einem weiten Hemde von einem gelblichen baumwollenen Zeuche; in einem darüber gezogenen Rock von Indischer Leinwand oder einem andern leichten Zeuche; endlich aus dem Kaftan, der von einem besonders feinen Stoffe, oft selbst von Seide verfertigt ist, und dessen Aermel bis auf die Finger herabreichen. Diese Kleidungsstücke umgiebt in der Mitte des Körpers ein Gürtel. Den kahl geschornen Kopf deckt ein großer Turban, der unterhalb aus einem Stücke Mousselin, oberhalb aus einem gelben Zeuche besteht. Die Hosen, welche der Mameluck trägt, sind so weit, daß in jedem Schenkel derselben der ganze Körper eines Menschen Raum hat.

Das Pferdegeschirr des Mameluckeu ist plump und unbequem, wie seine eigene Kleidung. Des Europäischen Sattels bedient er sich nicht, sondern an dessen Statt drei Decken von grobem Tuche, die er dem Pferde auf den Rücken legt. Das auffallendste sind die Steigbügel von Kupfer und bisweilen vergoldet. Sie haben eine ganz sonderbare Form, sind breiter und länger, als der Fuß, und wiegen nie weniger, als 9 bis 10, ja zuweilen 13 Pfund; der Sattel aber mit dem, was dazu gehört, wiegt zum wenigsten 25 Pfund.

Das vornehmste Gewehr des Mameluckeu ist ein gekrümmter Säbel, dessen Klinge in der Krümmung wenigstens 28 Zoll Länge hat. Er wird an einem reich mit Gold und Silber besetzten Gehenk getragen. Außerdem führt er noch eine Art Muskete mit kurzem Laufe und von starkem Kaliber und im Gürtel ein Paar Pistolen. Das Pferd ist von der schönen Arabischen Rasse. Die ganze Equipage des Mameluckeu muß der Herr desselben jährlich erneuern, ja bisweilen mehr, als einmal; man kann daher leicht denken, daß ein Bey nicht geringe Einkünfte haben müsse, um seine Garde zu unterhalten und seine übrigen Ausgaben zu bestreiten. Daher ist aber auch des Raubens in Aegypten kein Ende.

Taf. 12. Fig. 4. Eine Aegyptische Fellah's oder Bauernfamilie.

Diejenige Menschenklasse, welche in Aegypten das Land bauet, heißt in der Landessprache Fellahs, und besteht aus Arabern, welche zu der Zeit, als ihre Nation das Land eroberte, eindrangen. Der Religion nach gehören sie zu Muhameds Bekennern, leben aber in der größten Rohheit und Unwissenheit, wie es sich bei ihrer kläglichen Verfassung nicht anders erwarten läßt. Die Fellahs sind nicht Eigenthümer des Landes, welches sie bauen, sondern Leibeigene der Mukhtesims, denen die Dörfer und Ländereien gehören. Diese Mukhtesims waren sonst Nachkommen der Türkischen Offiziere, unter welche zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Türken die Dorfschaften getheilet wurden; allein jetzt haben sich die Mamelucken durch Heurathen, List und Anmaaßungen in Besitz der Ländereien zu setzen gewußt, und es sind nur noch wenige von den alten Besitzern übrig.

Welches Schicksal die armen Fellahs unter dem eisernen Scepter der Mamelucken und ihrer Beys haben, läßt sich aus dem Vorhergesagten abnehmen. Wird ein Fellah zu hart behandelt, so hat er zwar Gelegenheit zu entlaufen; allein was hilft ihm dies?

Er wird anderswo nicht als Bauer aufgenommen, und sieht sich daher genöthigt, bei seinem Herrn Verzeihung zu suchen, die ihn oft mehr kostet, als wenn er alle Bedrückungen geduldig ertragen hätte. Der Fellah ist freilich in so fern Eigenthümer des Landes, welches er bearbeitet, als er es vererben und sogar verkaufen kann; jedoch muß er dazu jederzeit die Einwilligung des eigentlichen Herrn nachsuchen und sowohl bei Vererbung oder bei Verpachtung, als beim Verkauf demselben ein Geschenk überbringen. Hierin hätte es nun der Aegyptische Bauer nicht schlimmer als der Lehnsmann in Teutschland, der gleichfalls bei jeder Veränderung des Besitzers mit vielem Gelde das Lehn von neuem lösen muß; allein über den Aegyptischen Bauer häufen sich Lasten auf Lasten; denn die Aufrechthaltung des Gesetzes, welches ihn bei seinen Rechten schüzzen soll, befindet sich in der Hand seines Herrn, der nach seinem Interesse handelt. Der Mameluckе, als Herr der Bauern, bekümmert sich bloß um seine ritterlichen Uebungen, und überläßt die Verwaltung seines Vermögens einem schlauen Kopten. Dieser drückt die armen Unterthanen seines Herrn, und sucht sich zu bereichern, indem er unmäßigen Tribut einhebt. Bei der reichlichsten Aerndte bleibt dem armen Fallah doch immer nur so viel übrig, als ihn bei der strengsten Mäßigkeit vor dem Hungertode bewahren kann.

Da der Landmann in Aegypten sich des Genusses der Aerndte so wenig zu erfreuen hat, so spornt ihn auch nichts an, den Ackerbau zu verbessern. Dieser befindet sich daher in Aegypten im kläglichsten Zustande. — Außer dem Herrn und dessen Agenten ist aber der Fellah auch noch den Plünderungen der herumstreifenden Araber oder Beduinen ausgesetzt, die ihn oft so berauben, daß er dem Hungertode Preiß gegeben wird. Niemand schützt den Fellah wider diese Räuber, und kann ihn auch nicht schützen, weil sie sich bei jedem Anscheine von Gefahr sogleich in die Wüste zurückziehen, wo man ihnen nicht nachfolgen kann. Um sich einigermaßen gegen die Ueberfälle der Beduinen zu sichern, schließt der Fellah mit der Horde, die in seiner Gegend die mächtigste ist, einen Kontrakt, und begiebt sich unter ihren Schutz. Diese greift ihn nun nicht nur selbst nicht weiter an, sondern sichert ihn auch wider die Anfälle anderer Horden; indeß versteht es sich von selbst, daß der Fellah dafür gehörig zahlen oder Tribut an Früchten hergeben muß. Zur Ehre der Beduinen gereicht es aber, daß da mehr Wohlhabenheit unter den Fellahs herrscht, wo sie von einem Arabischen Sheikh beschützt werden, als unter denen, welche bloß unter der Administration ihres Herrn und dessen koptischen Agenten stehen. Die Landeigenthümer drükken die mit Beduinen in Verbindung stehenden Fellahs nicht so, weil sie sich selbst vor jenen Nomaden fürchten.

Armſelig, wie der ganze Zuſtand des Hausweſens, iſt auch die Kleidung des Fellah. Der Mann in der Gruppe, welchen die Kupfertafel vorſtellt, trägt eine rothtuchene platte Mütze mit einer ſchmuzig weißen Binde von Baumwollenzeuche nach Art eines Turbans umwunden. Seine weiten Hoſen ſind entweder von geringer Leinwand, oder von Baumwollenzeuch; darüber wird ein Rock von buntem Zeuche gezogen, und dieſen deckt ein hemdenähnliches Kleidungsſtück von gelblichem geſtreiften Baumwollenzeuche. Das Weib geht beinahe nackt. Seinen Kopf deckt hinterwärts ein ſchwarzes Tuch; die Stirn umgiebt eine ſchwarze ſeidene Binde; der untere Theil des Geſichts iſt mit einem gleichfarbigen Stück Zeuch bedeckt, und ein blaues baumwollenes Hemde ohne Aermel und vor der Bruſt offen, hängt vom Hinterkopfe bis zu den Füßen herab.

Die Kinder der Fellahs gehen mehrentheils ganz nackt. Hier ſitzt eins ohne alle Bekleidung auf dem Nacken der Mutter, welche Zeuch auswäſcht; ein anderes ſteht neben ihr angekleidet. Keine von den Perſonen der Familie trägt eine Fußbekleidung; das Weib aber hat bei aller Armſeligkeit ihres Anzuges doch den Putz nicht ganz vergeſſen; es trägt Armbänder.

Taf. 12. Fig. 5. Eine Beduinenfamilie.

Die Beduinen sind Araber, wie die Fellahs, und wahrscheinlich zu gleicher Zeit mit diesen in Aegypten eingedrungen. Von den Fellahs oder Bauern unterscheiden sie sich gänzlich durch ihre nomadische Lebensart. Sie haben nämlich die uralte Sitte beibehalten, sich keine festen Wohnplätze zu wählen, nirgends sich anzubauen, sondern mit ihrem Vieh und ihrer ganzen Habe aus einer Gegend der ungeheuern Wüsteneien des Morgenlandes in die andere zu ziehen. Man rechnet, daß dieses Volk, wenn es beisammen lebte, an 40,000 Reuter, stellen könnte. Es besteht aus einer großen Anzahl von einzelnen Stämmen oder Horden, die sich nie vereinigen, weil ihr Interesse sich auf mannichfaltige Weise durchkreuzt, und tödtlicher Haß, der sich unter ihnen von Geschlecht auf Geschlecht fortpflanzt, unaufhörlichen Stoff zu Zwistigkeiten giebt. Sie theilen sich in Horden, wovon jede nach einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft einen Theil der Wüste sich zueignet. Innerhalb der Gränzen ihres Antheils wandert jede Horde umher, weidet hier ihr Vieh, und setzt die zu ihrem Bezirk gehörigen Dörfer des an die Wüste stoßenden bewohnten Landes in Kontribution. Maßt sich dies eine Horde an, die hier nichts zu sagen hat, oder übertritt sie die Gränzen ihres Gebiets auf andere Weise; so ent-

steht Zank und daraus Krieg, der aber nicht sehr blutig ist, sondern schnell durch Unterhandlungen beigelegt wird. Indeß hat der Friede nicht lange Bestand, weil der Veranlassungen, ihn zu brechen, so viele sind.

Der Beduine betrachtet sich als den rechtmäßigen Herrn von Aegypten; daher thut er seiner Ueberzeugung nach nicht Unrecht, wenn er das Land, so weit er kann, in Kontribution setzt und plündert. Städte zu überfallen, dazu sind einzelne Horden zu schwach, deswegen fällt alle Last auf die armen Fellahs. Wie diese den Bedrückungen einigermaßen zu entgehen suchen, ist vorhin erzählt worden. Außer den Fellahs sind alle Arten von Reisenden in Aegypten den Plünderungen der Beduinen ausgesetzt, wenn sie ihr Weg durch die Wüste führt. Die Beduinen waren es auch, welche Jahrhunderte hindurch den reisenden Alterthumsforschern in Aegypten so große Hindernisse in den Weg legten. Selbst als die Franzosen siegreich im Lande herrschten, durften es kleine Parteien von ihnen nicht wagen, ohne Bedeckung die Wüsten zu besuchen.

Die Horden der Beduinen sind keinesweges ganz ohne Gesetze und Regiment. Jede hat ihren Sheikh oder ihr Oberhaupt, der über Krieg und Frieden gebietet. Zu dieser Würde kann Jeder gelangen, wenn er, nach unserer Art zu reden, von gutem alten Adel, d. i.

ein ächter Beduine und nicht etwa ein geborner Fellah ist, und sich zu behaupten weiß. Es gilt unter ihnen das Recht der Wiedervergeltung; Rache ist daher bei ihnen nichts Unedles, sondern Pflicht. Wer Menschenblut vergießt, des Blut wird wieder durch die nächsten Anverwandten des Ermordeten vergossen. Mordthaten sind der Saame zu ewigen Feindschaften. Ist Jemand ermordet worden, so sagt man es sey Blut zwischen der Familie des Ermordeten und der des Mörders, und dies erfordert Blutrache, nach welcher entweder der Mörder oder einer aus seiner Familie sein Leben wieder lassen muß. Findet sich dazu bei Lebzeiten des Anverwandten des Ermordeten keine Gelegenheit, so erbt die Rache auf die Nachkommen, bis sie gelöscht ist.

Kultur darf man bei Menschen von so mühseliger Lebensart nicht suchen. Sie sind völlig unwissend, abergläubig; und kennen nicht einmal eine andere Zeitabtheilung, als die, welche ihnen so von ungefähr die Sonne giebt. Sie haben auch wenig leibliche Bedürfnisse. Wäre dies, so würden sie in der Wüste nicht leben können; denn in diesem Ocean von Stande findet auf grossen Strecken selbst ein Vogel kaum seine kümmerliche Nahrung. Man behauptet in Aegypten, daß sich 5 Beduinen von dem ernähren können, was ein Fellah zu seinem Unterhalt braucht. Hiernach ists nicht übertrieben, wenn ein Französischer Reisender sagt, daß ein

Franzose so viel verzehrt, als 10 Beduinen brauchen. Dies ist auch der Grund, warum diese Menschen nicht zu besiegen sind; denn beim Angriffe einer überlegenen Macht ziehen sie sich in ihr Sandmeer zurück, wohin ihnen keine Truppen folgen können, welche ohne mancherlei Bequemlichkeiten nicht zu leben im Stande sind.

Ihre gewöhnliche Nahrung sind die Früchte des dort einheimischen Dattelbaums. Außerdem genießen sie ein wenig Brod von grobem auf einer Handmühle gemahlenen Mehle, das sie mit Wasser geknetet unter der heißen Asche backen. Von ihren Schaafen und andern Thieren schlachten sie selten eins, und nur bei feierlichen Gelegenheiten, oder wenn sie einen Vornehmen bewirthen. Ihr Getränk ist Wasser und eine Leckerei Kameelsmilch. Ihre Sitten finden wir sehr treu in der Bibel geschildert; denn nichts anders als angesehene, reiche Beduinen und zwar Sheikhs waren Loth, Abraham, Isaak, Jacob, Hiob u. s. w.

Der größte Reichthum dieser Araber besteht in Kameelen und Schaaf- und Ziegenheerden. Darin wird noch jetzt, wie in den Zeiten des alten Testaments, der Reichthum eines Familienvaters berechnet; denn Geld haben sie nicht. Mit Kameelen, Schaafen und Ziegen werden auch die Töchter von den Vätern erkauft, woraus sich die Stelle erklärt: viel Töchter bringen Reich-

thum. Rinder besitzen nur diejenigen unter diesen Arabern, welche ihr unstetes Leben verlassen, sich wie die Fellah's angesiedelt und Häuser erbauet haben. Diese werden aber von den Nomaden verachtet und als Sklaven angesehen.

Außer den Kameelen, Schaafen und Ziegen besitzen die Beduinen auch Pferde, welche, weil kein Gras in der Wüste wächst, kleingeschnittenes Gerstenstroh und auf der Wanderung des Abends etwa 5 bis 6 Pfund Gerste erhalten. Diese Thiere sind so genügsam, wie ihre Herren; denn bei dieser elenden Kost trinken sie doch des Tages nur einmal in der brennenden Wüste. Ein Beduine, der mit 60 Pfund Gerste, einem Schlauche Wasser, etwas Datteln und Mehl versehen ist, rennt 10 Tage in der Wüste herum, wobei ihm freilich die Brunnen zu statten kommen, die er darin zu finden weiß.

Die Pferde der Beduinen, so wie der Araber überhaupt haben einen sehr schönen Bau, obgleich sie klein sind. Die aus der Wüste, sehen wegen des schlechten Futters traurig aus, laufen aber gut. Die berühmten Arabischen Pferde, welche allen übrigen in der Welt vorgezogen werden, sind nicht aus der Wüste, sondern gleichsam der Adel unter den Arabischen Pferden, auf deren Geschlechtsregister und Ahnenprobe sehr viel gehalten wird.

Der Adel wird durch die Stute fortgepflanzt; der Adel des Hengstes kommt nur bei dem Beschäler in Betracht.

Im Gefecht greifen die Beduinen schnell an, und fliehen eben so schnell, daher gewöhnen sie ihre Pferde, im schnellsten Laufe Halt zu machen. Ihre Waffen bestehen in einer Lanze von 12 Fuß Länge, wovon 4 Fuß Eisen ist. Mit diesem Gewehr stoßen sie auf den Feind, indem sie dasselbe in der Hand hin und her gleiten lassen, ohne es von sich zu werfen. Sie haben auch Feuergewehr, aber von elender Beschaffenheit.

Da, wo sie einige Zeit mit ihrem Viehe bleiben wollen, schlagen sie ihre Zelter auf, welche auf Kameelen nachgeführt werden. Ihr Hausrath ist, wie man denken kann, äußerst geringfügig. Tische, Stühle, Betten und andere Bequemlichkeiten darf man bei ihnen nicht suchen. Nur einige Gefäße, um Milch und andere Sachen darin aufzubewahren, trifft man in ihren Zeltern an. Kommt ein Fremder zu ihnen, und begiebt sich unter ihren Schutz, so nehmen sie ihn, und wenn es auch ihr Feind wäre, sehr gastfreundschaftlich auf, und er ist sicher. Uebrigens darf Niemand, der nicht zu ihrer Horde gehört, auf Treue und Glauben bei ihnen rechnen.

Die Kleidung dieser Menschen zeigt uns die Abbildung. Schon in derselben sieht der schmuzige, von der Sonne fast kupferroth gebrannte, bärtige, Beduine mit seinem häßlichen Weibe entsetzlich aus; allein keine Nachbildung ist im Stande, so ganz nach der Natur den Schmuz und die Lumpen desselben darzustellen. Man kann sich daher leicht vorstellen, welchen Anblick uns eine Beduinenfamilie im Leben gewähren müßte. Alle haben in der Hauptsache einerlei Kleidung. Bei dem Manne besteht sie in einer Art Hemde von grauem Tuche oder einem andern Zeuche, welches bis auf die Knie reicht und über den Hüften mit einem Strick, einem schlechten ledernen Riemen, oder einem alten Lumpen von rothem oder blauem wollenen Zeuche aufgebunden wird. Wohlhabende tragen darüber noch eine Art von Mantel von ähnlichem Zeuche, der um die Schultern geschlagen und nach Art einer Kappe über den Kopf gedeckt wird. Er reicht bis über die Waden hinab. Bei unserm Ehrenmanne ist er ziemlich zerlumpt.

Die Kleidung des Weibes ist ungefähr in demselben Geschmack; nur der Mantel etwas länger und über dem Gürtel in Falten gelegt. Ueber den Kopf wird ein Stück Zeuch geschlagen, welches unter dem Kinn befestigt ist. Das Weib hat auf dem Rücken einen Tragkorb, worin ihr Kind sitzt, der Mann am Arme einen Handkorb mit Lebensmitteln.

Die Sheikhs oder Oberhäupter der Horden zeichnen sich durch einen bessern Anzug aus. Sie tragen eine rothe Mütze; einen Turban von weißem Mousselin; ein Unterkleid von Seide und Baumwolle, und ein Oberkleid oder Kaftan von ähnlichem Zeuche und verschiedener Farbe. Statt des Gürtels schlagen sie einen Indischen Shawl um sich. Die gemeinen Beduinen gehen barfuß und ohne Beinkleider; die Sheikhs tragen letztere und an den Füßen gelbe lederne Pantoffeln.

XIII. Tafel.

Aegyptische Merkwürdigkeiten.

Fig. 1. Ansicht des Gipfels der großen Pyramide von Ghize und der umliegenden Gegend.

Wir finden zwei der merkwürdigsten Aegyptischen Pyramiden unter den sogenannten sieben Wunderwerken der alten Welt, Heft XIV. Taf. 68. Fig. 1 u. 2 des Bilderbuchs nach ihrer äußern Ansicht dargestellt, und S. 238 ꝛc. des zweiten Bandes unseres Kommentars ist ausführlich alles beschrieben, was uns die frühern Reisenden von den Pyramiden erzählen. Unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, verweisen wir daher unsere Leser auf jene Darstellung und Beschreibung. Durch den Aufenthalt der Franzosen in Aegypten haben wir von Neuem eine Menge schätzbarer Nachrichten über die Aegyptischen Pyramiden erhalten, welche theils die frühern bestätigen, theils berichtigen. Bonaparte ernannte eine eigene Kommission, nebst Arbeitsleuten,

welche

welche einige Tage bei den Pyramiden von Ghize (sprich Dschise) verweilen und Nachforschungen anstellen sollten. Die Gesellschaft, in welcher auch Frauenzimmer waren, reiste eines Tages früh um 8 Uhr von Kahira ab, und befand sich schon zwischen 10 und 11 Uhr am Fuße der Kolossen.

Um auf den Gipfel oder die oberste Fläche zu gelangen, muß man mit Händen und Füßen klettern, weil nicht nur die Abstufungen ungeheuer groß, sondern auch viele Theile sehr beschädigt sind. Es gewährte einen interessanten Anblick, hie und da ein Häufchen Franzosen die ungeheure Steinmasse hinan klettern zu sehen Auf dem Gipfel sieht man sehr deutlich, daß die Steine nicht mehr in ihrer ursprünglichen Ordnung neben einander liegen, sondern daß Menschenhände nach und nach sie von einander trennten. Der Gipfel befindet sich überhaupt nicht mehr in seinem ehemaligen Zustande; ein Theil desselben ist abgerissen. Wahrscheinlich machte man sich einmal den Spaß, sie herunter rollen zu sehen. Die Abstumpfung oder Abplattung des obersten Gipfels beträgt, nach den neuesten Ausmessungen, achtehalb Fuß. Als Pococke die Pyramide bestieg, bestand die oberste Lage noch aus neun Steinen, und zwei waren weggenommen. Jetzt findet man deren nur sieben. Ihre

Lage neben einander zeugt von Zerstörung, und ist in der Abbildung auf das genaueste angegeben.

Diese Steine, so wie alle, welche zum Bau der Pyramiden gebraucht sind, sehen weißlich aus, wenn man sie beschabt, werden aber an der freien Luft gelblichgrau, wie der Felsen, worauf das Gebäude steht. Der Konsistenz nach kommen sie der Kreide gleich. Nach den Zeugnissen der Alten waren sie auswendig mit Marmor überkleidet. Die Steine auf dem Gipfel sind voll von den Namen reisender Europäer, und die Franzosen fanden eine Menge ihrer Landsleute, die vor ihnen den Gipfel bestiegen hatten.

Von der Höhe der großen Pyramide kann man sich einigermaaßen einen Begriff machen, wenn man weiß, daß die unten auf der Erde befindlichen Menschen von oben herab, wie Zwerge aussehen. »Man ist bei der größten Anstrengung nicht im Stande vom Gipfel aus einen Stein über den Fuß der Pyramide zu werfen. Dies ist leicht begreiflich, wenn man den ungeheuern Umfang des Fußes in Betrachtung zieht, von dessen vier Seiten jede, nach Herodot 800 und nach Niebuhr 710 Fuß lang ist, und dagegen den engen Raum des Gipfels bedenkt. Der Raum der Abstufun-

gen entzieht sich, von oben herab gesehen, nach unten hin ganz dem Gesichte, und die ganze Masse erscheint wie ein gerader Abhang. Dies kommt daher, weil die Basis des Winkels der Abstufungen nur 2 Fuß, der Cathete aber 3 Fuß hat. Man sieht daher nur die Kanten der Abstufungen von oben herunter, und hinter diesen bleibt ihr Zwischenraum versteckt.

Bei diesem Anblicke wundert man sich gleichsam, wie man auf den Gipfel kommen konnte, und erschrickt vor den Schwierigkeiten des Hinabsteigens. Alle vier Seiten des Kolossen haben durch den Zahn der Zeit merklich gelitten; unter ihnen hat sich indeß die Nordseite noch am besten erhalten, und sie ist es, an welcher man hinaufsteigt.

Die Aussicht von dem Gipfel beschreiben auch die neuesten Augenzeugen als entzückend. Tausend sonderbare Gefühle, sagt Einer von ihnen, wechseln in der Seele, wenn man von der Höhe herab über das umliegende Land blickt. Vor der einen Seite zeigen sich die Pyramiden von Sakkara, die ganz nahe liegen, und eine Menge anderer aus der Ferne her; dann die unermeßliche unfruchtbare Wüste, auf der man nichts sieht, als bewegliche Sandhügel, die der Wind zusammen treibt

und wieder wegwehet. Sie erstrecken sich bis an die äuſ-
ſersten Gränzen des Horizonts. Auf der andern Seite
sieht man am Fuße des unfruchtbaren Mokkatam
Kahira liegen, und den Nil majestätisch sich durch das
fruchtbare Thal schlängeln.

Taf. 13. Fig. 2. Durchgang aus der zweiten in die dritte Etage der großen Pyramide.

Diese schöne Darstellung zeigt uns einen Theil des Innern der Pyramide, zu welchem man mittelst weitläuftig in die innern Wände eingehauenen Stufen unter Anführung einiger Araber hinabsteigt. Nirgends dringt ein Strahl des Tageslichts in die Gemächer und Gänge; daher sie mit Fackeln erleuchtet werden müssen, wenn man hinein kriechen will. Von dem Fackeldampfe sind die Wände des Innern stark beräuchert, und gewähren daher beim düstern Fackelscheine einen schauerlichen Anblick. Es ist eine ungesunde erstickende Luft im Innern, weil nie der geringste Zug statt findet; auch die Hitze darin ist wegen des brennenden Klimas sehr groß. Hierzu denke man sich, daß Reisende und insonderheit die eben nicht saubern Araber hier öfters gewisse natürliche Bedürfnisse befriedigen mögen, und man wird begreifen, daß Ueberwindung

dazu gehört, die ohnehin höchst beschwerliche Fahrt in das Innere der Pyramide zu unternehmen. „Das Zimmer der Königin, sagt einer der neuesten Reisenden, „ist ein Loch voll Koth und Schutt, und ich hatte daher keine Lust, weiter als bis zum Eingange vorzudringen.“ Ueber dem Zimmer der Königin befindet sich das des Königs, welches höher und geräumiger, übrigens ganz leer und ohne alle Merkwürdigkeit ist.

XIV. Tafel.

Merkwürdige Schwämme.

Fig. 1. Der Feuerschwamm.

(Boletus igniarius.)

Feuerschwamm und Zündschwamm ist der Name einer Gattung von Löcherschwämmen von der Figur, in welcher uns die Abbildung ihn darstellt. Da er von außen an Baumstämmen ansitzt, so ist er nie scheibenförmig rund, sondern macht gleichsam nur die Hälfte oder öfters das Viertel einer Scheibe aus. Die Masse, woraus er besteht, ist ziemlich holzigt, dick, auf dem Rücken stufenweise durch Ansätze erhöhet und unten mit den feinsten punktähnlichen Löchern bedeckt. Die Größe und Farbe ist sehr verschieden, letztere jedoch mehren-

theils oben weißlich braun oder braun; die untere Fläche aber entweder weiß oder purpurroth.

Man findet den Feuerschwamm an Birken, Buchen und andern Baumstämmen. Er ist in unsern Teutschen Waldungen gar nicht selten. Frisch fängt er nicht leicht Feuer, sondern er muß vorher zubereitet werden. Dies geschieht auf die Art, daß man ihn in eine Lauge von Asche und Menschenharn wirft, wenn er genugsam gebeizt ist, trocknet und klopft, sodann wiederum in eine Lauge aus Salz, Asche und Salpeter tunkt und zuletzt völlig trocknet. Durch diese Zubereitung wird er lokker, weich und lederartig, und nimmt eine fast zimmtbraune Farbe an. In diesem Zustande, besonders wenn man ihn in Stückchen zerreißt, fängt er leicht die Funken des Feuerstahls auf, entzündet sich leicht durch die Hitze eines Brennglases, und dient daher vortrefflich zum Feueranzünden. Der gemeinste Gebrauch, wozu ihn insonderheit die Landleute verwenden, besteht darin, daß sie ihn zum Anstecken ihrer Tabackspfeifen benutzen. In dem Schwarzburg-Rudolstädtischen wird der Feuerschwamm kultivirt, um ihn im Großen zum Handel zu zubereiten. Dort pflegt man Buchenstämme niederzubeugen, mit Rasen zu bedecken, öfters zu begiessen, und erhält dadurch eine große Menge Schwämme.

Taf. 14. Fig. 2. Der Lerchenschwamm.

(Boletus laricis.)

Bei dem Ursprunge des Namens Lerchenschwamm darf man nicht etwa an den Vogel denken, der den Namen Lerche führt, sondern an den Lerchenbaum, an dessen Stamme der Schwamm wächst. Es ist ein Löcherschwamm, wie der vorige, und er hat also mit diesem die Geschlechtskennzeichen gemein. In der Art, aus dem Baumstamme hervorzuwachsen, kommt er mit dem Feuerschwamme überein; in der Gestalt und Farbe aber ist er von demselben verschieden. Jene gleicht ungefähr einem Dreieck, doch keinem regelmäßigen; diese ist weißgrau. Auf der obern Fläche sieht man hie und da kreisförmige, erhabene Auswüchse und horizontale Furchen; auf der untern Fläche aber sehr feine Löcher. Die Masse ist korkartig und der ganze Schwamm nach Beschaffenheit des Alters von verschiedenem Ansehen.

Man findet diesen Schwamm nur da, wo es Lerchenwälder giebt, im südlichen Frankreich, im ehemaligen Piemont, in Kärnthen, in Syrien und Sibirien. Dort sammeln ihn die Landleute, ziehen ihm die äußere Haut ab, bleichen ihn in der Sonne, schlagen ihn mit Hämmern, und bringen ihn so zum Handel. Geschmack

und

und Geruch dieses Schwammes sind ekelhaft bitter und scharf. Die ältern Aerzte schrieben ihm große Arzneikräfte zu, und brauchten ihn gepülvert als Abführungsmittel. Dieses Pulver ist so scharf, daß es unangenehme Empfindungen in der Nase und den Lungen erregt. Die neuern Aerzte haben ihn in den Nachtschweißen der Lungensüchtigen bewährt gefunden.

XV. Tafel.

Rosen-Arten.

Fig. 1. Die rothe Millefolie.

(Rosa millefolia rubra.)

Bei der großen Verwirrung, welche bisher noch in der Nomenklatur der Rosenarten herrschte, hat auch diese schöne Rose nie ihren bestimmten Namen erhalten, und ist häufig entweder mit der rothen Centfolie, oder mit Franz- oder Zuckerrose verwechselt worden. Beides aber ist falsch, und die Millefolie ist sehr wesentlich von diesen beiden Rosenarten unterschieden; denn die Blume der Centfolie hat einen kugelförmigen, und die der Franz- oder Zuckerrose einen regellosen, flattrigen und lockeren Bau; die Millefolie aber einen sehr regelmäßigen ranunkelförmigen, dicht geschlossenen Bau, der sich immer rückwärts, wie ein Champignon oder Pilz wölbt, vollkommen rund und mit unzählig viel kleinen herzförmigen

Blumenblättern, welche oft dicht auf einander liegen, gefüllt ist. Die Blume ist gewöhnlich 3 Zoll im Durchschnitte, hat einen fast kugelrunden Kelch, und eben von ihrer sehr dichten und reichen Füllung hat sie erst neuerlich den Namen Millefolie — die Tausendblättrige erhalten. Sie hat meistens fünfblättriges dunkelgrünes Laub, mit ziemlich spitzigen Blättern, schwaches, nur mit wenig Dornen besetztes Holz, und ihr Strauch wird selten über 2 bis 3 Fuß hoch, dauert aber auf einem beschützten Standorte recht gut unsre Winter im Freien aus.

Die Farbe dieser Art — denn es giebt auch fleischfarbene Millefolien — ist in der Mitte blässer, nach dem Rande zu aber karmesinroth. Sie trägt wegen ihrer außerordentlich reichen Füllung keine Früchte; ihr Strauch blüht aber sehr reichlich und ist eine wahre Zierde unsrer Blumengärten.

Fig. 2. Die Hangerose.

(Rosa pendulina inermis. Lin.)

Diese sehr merkwürdige Rose zeichnet sich durch ihre Charakteristik von allen andern Rosenarten sehr aus. Ihr Vaterland soll Dalmatien, Ungarn und Siebenbürgen seyn, wo sie wild wächst. Ihr Strauch wird 4 bis 6 Fuß hoch, hat zartes rothbraunes Holz,

ist völlig glatt und dornenlos, und sie macht daher das bekannte Sprüchwort — keine Rose ohne Dornen! — völlig unwahr.

Ihre Blume ist einfach, etwa anderthalb Zoll im Durchmesser, dunkelkarmesinroth, völlig rund, und concav oder napfförmig gebaut. Ihr Laub ist dunkelgrün, und die Blätter sind ziemlich tief gezahnt. Blumen, Blätter und Früchte haben sehr dünne, lange Stiele, und hängen immer herab; davon sie auch den Namen die Hange- oder hängende Rose bekommen hat. Ihre Früchte, welche sie reichlich trägt, und auf der Tafel mit abgebildet sind, sind lang, fast cylindrisch, sehr fleischig, und hochroth von Farbe, und hängen an sehr langen zarten Stielen. Sie dauert bei uns auch harte Winter sehr gut aus, und vermehrt sich leicht durch Wurzelschossen. Sie blüht gewöhnlich im Junius, aber nicht sehr reichlich; und wird, da sie keine sehr schöne Zierpflanze ist, nicht häufig in unsern Gärten gefunden.

Vier und achtzigster Heft.

XVI. Tafel.

Reißende Thiere.

Zu den reißenden Thieren werden vorzüglich die Thiere aus dem Hunde- und Katzengeschlechte gerechnet. Mehrere hievon sind in andern Heften des Bilderbuchs abgebildet und beschrieben; hier folgen nun noch andere merkwürdige Gattungen aus beiden Geschlechtern.

Fig. 1. Der schwarze Tiger.

(Felis discolor.).

Dieses Thier erlangt, die Größe eines jährigen Kalbes. Am Kopfe, auf dem Rücken, an den Seiten des Leibes, am Schwanze und den Außenseiten der Beine sieht es glänzend dunkel- oder schwarzbraun aus. Die

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Haare sind kurz, und bisweilen ist das Fell gefleckt; mehrentheils aber einfarbig. Der erwähnten Flecke wegen hielt Büffon dieses Thier für eine Spielart von dem sogenannten Brasilianischen Tiger oder Jaguar, und führte es unter dem Namen Jaguarete auf; allein neuere Reisende melden nichts von den Flecken, und es ist zu vermuthen, daß man sie nur selten an einem Exemplare antrifft. Die Oberlippe des schwarzen Tigers ist weiß; am Mundwinkel befindet sich ein schwarzer Fleck; über jedem Auge stehen lange Borstenhaare und an der Unterlippe ein langer Bart. Die Farbe dieser letztern, so wie des Unterleibes und der Innenseiten der Beine ist weißlich oder sehr blaßaschfarben. Die Füße sind weiß; die Ohren sehr gespitzt.

Der schwarze Tiger bewohnt Brasilien und Guiana. Es ist ein sehr starkes, kühnes und grausames Raubthier, welches in Rücksicht seiner Lebensart den übrigen seines Geschlechts gleicht, und den Heerden des zahmen Viehes in seinem Vaterlande sehr gefährlich ist. Selbst dem Menschen wird es gefährlich; daher die Eingebornen sich sehr davor fürchten. Ein Glück, daß es nicht häufig ist.

Taf. 16. Fig. 2. Die gefleckte Hyäne.

(Canis crocuta.)

Diese Hyäne wurde ehemals nicht von der gemeinen unterschieden, wie es doch seyn muß, da sie wirklich eine eigene Gattung ist. Sie hat im Wesentlichen die Kennzeichen des Hundegeschlechts, zu dem sie auch gehört, kommt aber in der äußern Bildung, zumal auch in der Form des Kopfs sehr mit dem Leoparden überein. Er ist dick, groß, oben flach und über jedem Auge sitzen lange Haare. An jeder Seite der Nase befinden sich lange Bartborsten; eine kurze schwarze Mähne ziert den Nakken; die kurzen spitzigen Ohren sind auswendig schwarz, inwendig aschgrau; Gesicht und Obertheil des Kopfs sind auch schwarz, der Leib und die Beine aber röthlich braun mit schwarzen rundlichen Flecken. Indeß muß die Farbe nicht immer gleich seyn, wenigstens beschreibt le Vaillant das Thier, welches er auf seinen Reisen zu Gesicht bekam, dunkelrothfahl und die Flecken schwarzbraun. Vielleicht, daß das Alter eine Verschiedenheit verursacht. An den Hinterschenkeln finden sich Querstreifen von der Farbe, wie die Flecken. Der Schwanz ist sehr kurz, aber mit schwarzen Haaren dicht besetzt

Die gefleckte Hyäne übertrifft die gemeine an Größe und Stärke. Sie lebt im Innern von Afrika, landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung, in Guinea und andern Theilen jenes großen und unbekannten Erdtheils. Zu ihrem Aufenthalte wählt sie Felsenklüfte und Erdhöhlen. Am Tage hält sie sich still in demselben, und geht nur des Nachts auf den Raub aus. Sie ist nicht weniger gefräßig und gierig, als die gemeine Hyäne, und braucht daher viel zu ihrer Sättigung. Wenn sie von Hunger und Raubgier getrieben in bewohnten Gegenden des Nachts in die Horden einbricht, so begnügt sie sich nicht mit einem Schaafe sondern würgt deren zwei bis drei, frißt, wenn sie nicht gestört wird, auf der Stelle so viel davon, als nur der Magen fassen will, und schleppt das übrige bei Seite. Im Hunger fällt sie auch Menschen an. Sie ist daher ein furchtbares Raubthier für die nackten Afrikaner, zumal da sie eine ansehnliche Stärke besitzt. Sie verschmähet eben so wenig, wie die gemeine Hyäne, todte thierische Körper, und wühlt die Gräber auf, um die Leichen heraus zu ziehen.

Taf. 16. Fig. 3. Der Capsche Schakal.

(Canis mesomelas.)

Dieses sonderbar gezeichnete Thier aus dem Hundegeschlechte gleicht unserm Fuchse. Es ist, den Schwanz

ungerechnet $2\frac{3}{4}$ Fuß lang; der Schwanz mißt einen Fuß. Der gelblich braune Kopf läuft vorn in eine sehr zugespitzte Schnautze aus; die Ohren stehen aufrecht, und sind gelblichbraun mit etwas schwarzen Stachelhaaren vermischt. Die Seiten und der Hintertheil des Leibes sind gelblichbraun; eben so die Außenseiten der Beine. Von dem Nacken an läuft eine breite schwarze, etwas weißlich gezeichnete Binde nach dem Hintertheile des Leibes herab, welche sich oberwärts über die Schultern verbreitet, und gleichsam einen Schild bildet, der nach dem Schwanze herab immer dünner wird. Der Schwanz ist oberhalb gelblichbraun mit einer schwarzen Linie oder einem dünnen Streife der Länge nach herab und unten mit 3 Ringen von gleicher Farbe.

Das Vaterland des capschen Schakals ist das südliche Afrika, woselbst er vom Vorgebirge der guten Hoffnung wahrscheinlich bis gegen den Aequator hinauf geht. In seiner Lebensart gleicht er dem gemeinen Schakal und dem Fuchse. Wie diese, sucht er seine Beute bei Tage und bei Nacht auf, und jagt auch.

Taf. 16. Fig. 4. Die Capkatze.

(Felis capensis.)

Die Holländer und übrigen Europäer, welche sich zuerst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung als Kolonisten niederließen, waren keine Naturforscher, und kannten also die Thiere gar nicht, welche ihnen in ihrem neuen Vaterlande aufstießen. Eine Benennung mußten sie ihnen geben, um sie von einander zu unterscheiden; sie wählten also die Namen solcher Europäischen Thiere, mit denen das neue Wild auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung die meiste Aehnlichkeit zu haben schien. Das hier abgebildete Thier hat nun wirklich große Aehnlichkeit mit unserer wilden Katze; doch lehrt der erste Blick, daß es ein ganz anderes Thier sey. Zu dem Katzengeschlechte gehört es allerdings. Seine Länge beträgt an 3 Fuß ohne den Schwanz, welcher ungefähr halb so lang ist. Die Capkatze hat ein kurzes glänzendes Haar von rostrother Farbe. Im Gesichte finden sich kurze fleckenartige, abwärts laufende, schwarze Streifen. Von dem Hintertheile des Kopfs bis zum Schwanze laufen über den ganzen Rücken hin mehrere lange Streifen von gleicher Farbe, und die Seiten, so wie die Schenkel, sind mit Flecken besetzt. Der Bauch ist weiß behaart; der lange buschigte Schwanz glänzend braungelb

mit schwarzen Ringen; die langen, zugespitzten, steif aufrecht stehenden Ohren geben dem Thiere ein ganz eigenes Ansehen.

Diese Katze hat mit dem vorigen Thiere einerlei Vaterland. Man findet sie im ganzen südlichen Theile von Afrika bis Congo hinauf. Sie bewohnt die großen Wälder ihres Vaterlandes, und lauert den Lämmern, Antilopen und andern schwachen Säugethieren auf, unter denen sie große Niederlagen anrichtet.

Taf. 16. Fig. 5. Der Margay.

(Felis tigriná.)

Der Margay, oder wie sein inländischer Name eigentlich heißt Maragua, ist ebenfalls ein Thier aus dem Katzengeschlechte, aber nicht größer, als die Hauskatze, mit der es auch große Aehnlichkeit in der Gestalt und im Betragen zeigt. Der obere Theil des Kopfs, der Hals, der Rücken, die Seiten, die Schultern und Schenkel sind glänzend braungelb, das Gesicht enthält abwärts laufende schwarze Streifen; der übrige Leib dergleichen Streifen und Flecken, welche an den Außenseiten der Beine sehr klein ausfallen. Die Innenseiten der Beine und die Brust sind weißlich mit schwarzen Flecken; der Schwanz ist sehr lang, schwarz, braungelb und grau gezeichnet.

Von seinem Vaterlande, Cayenne, nennt man das Thier auch Cayennische Katze; sonst auch Tigerkatze. Es bewohnt die wärmern Theile des südlichen Amerika und ist vielleicht auch in Luisiana einheimisch. In der Lebensart gleicht es der wilden Katze. Wie diese, lebt der Margay auf Bäumen in den Wäldern, und springt von Ast zu Ast, um einen Vogel zu erhaschen. Auf der Erde geht er hüpfend und springend. In allen Bewegungen zeigt er große Behendigkeit. Man kann ihn zähmen und als Hauskatze halten. Er leistet im Wegfangen schädlicher Thiere dieselben Dienste, pflanzt sich zu jeder Jahreszeit fort, und das Weibchen bringt zwei Junge auf einmal.

XVII. Tafel.

Verschiedene Gattungen von Eidechsen.

Unter den Amphibien, welche das Linnéische System zu dem Geschlechte der Eidechsen zählt, die aber von neuern Naturforschern in mehrere Geschlechter vertheilt werden, giebt es recht abentheuerlich gestaltete Geschöpfe. Manche darunter nähern sich in der Körperbildung den Kröten und Fröschen, andere sollte man für Schlangen halten, wenn nicht die vier Beine ihr Geschlecht verriethen. Bei einigen hat die Natur, gleich als wollte sie täuschen, die Beinchen so versteckt, daß ein flüchtiger Blick gar nichts davon wahrnimmt. Beispiele zu dem hier Gesagten liefert die Kupfertafel.

Fig. 1. Der gemeine Gecko.

(Lacerta gekko.)

Die Naturforscher legen einer ganzen Abtheilung von Eidechsen den Namen Geckonen bei. Diese Thiere zeich-

nen sich von den übrigen Gattungen ihres Geschlechtes nicht nur durch ein eigenthümliches Ansehen, sondern vorzüglich dadurch aus, daß ihre Zehen unten mit großen dachziegelförmig über einander liegenden Schuppen bedeckt sind. So nun auch bei der Eidchse, welche unter dem Namen des gemeinen Gecko bekannt und des tödtlichen Gifts wegen berüchtigt ist. Der Bildung nach hat es mit dem Chamäleon einige Aehnlichkeit. Sein Kopf ist fast dreieckigt und unverhältnißmäßig groß. Die Augen sind auch groß; die platte, vorn ausgezackte Zunge mit kleinen Schuppen bedeckt. In den Kinnladen sitzen sehr scharfe spitzige Zähne, womit der Gecko dermaaßen beißen kann, daß sie Eindrücke im Stahle zurück lassen sollen. Den Leib dieses Thieres decken fast allenthalben kleine hervorragende Wärzchen, und am untern Theile der Schenkel sitzt eine Reihe kleiner ausgehölter Drüsen. Daß die Zehen ohne Nägel sind, wie Linné angab, ist unrichtig. Wie könnte auch der Gecko so geschickt Bäume ersteigen und sonst auf allerlei Gegenständen herumklettern und kriechen, wenn ihm die Nägel fehlten!

Die Größe des gemeinen Gecko ist verschieden; gewöhnlich beträgt die Länge des Körpers, ohne den Schwanz, 4 Zoll; der Schwanz pflegt mehrentheils länger zu seyn, als der Leib; doch trifft man auch Exemplare mit kürzerm Schwanze an. Hellgrün ist die

Farbe des Gecko. Auf dieser Grundfarbe sind brennend rothe Punkte gestreut.

Das Vaterland des Gecko ist Aegypten, Ostindien und andere warme Länder Asiens. Man leitet seinen Namen von seinem Geschrei her, welches aber nach Hasselquist dem Schreien eines Frosches gleichen und des Nachts oder auch des Abends, wenn Regen bevorsteht, gehört werden soll. Durch seine Stimme macht sich dieses gefährliche Thier kenntlich, so daß man sich vor seinem Gifte eher hüten kann, als wenn es stumm wäre. Es hält sich in ausgefaulten Baumstämmen, in Klüften und feuchten Erdhöhlen auf; kommt auch bisweilen in die Wohnungen der Menschen. Seines Giftes wegen tödtet man es allenthalben. Sein Biß ist nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Reisenden so giftig, daß der Verwundete sehr bald stirbt, wenn man ihm nicht das gebissene Glied sogleich abnimmt oder brennt. Selbst die Füße des Gecko vergiften. Allen Nahrungsmitteln, über welche er hinläuft, theilt er sein Gift mit. Der gemeinen Meinung nach soll es der Urin des Gecko seyn, der alles vergifte, was das Thier berührt; allein dieses ist nicht wahrscheinlich. Eher mag es eine ätzende Flüssigkeit seyn, welche aus den zahlreichen Drüsen quillt, ungefähr wie bei unserer Kröte, von der man auch irrigerweise glaubt, daß ihr Harn es sey, den sie bei der Berührung von sich giebt. Wird

der Gecko gereizt, so fließt ihm ein dicker gelber Schleim oder Schaum aus dem Maule, der so giftig ist, daß man auf Java damit die Pfeile bestreicht, um sie tödtlich zu machen.

Der glaubwürdige Schwedische Reisende Hasselquist, der sich mehrere Jahre in Aegypten, Syrien und Palästina aufhielt, versichert, daß der Gecko insonderheit gern solche Dinge aufsuche, die von Seesalz durchdrungen sind, und daß er dieselben tödtlich vergifte, sobald er darüber hinläuft. Er sahe in Kahira drei Weiber dem Tode nahe, welche von frisch gesalzenem Käse gegessen hatten, über welchen ein Gecko gelaufen war. Hasselquist sahe auch ein solches Thier über die Hand eines Mannes laufen, der es fangen wollte. Alle Punkte der Hand, die der Gecko berührt hatte, schwollen sogleich auf, entzündeten sich, und es kamen kleine Beulen hervor, die einen Schmerz erregten, als ob die Hand mit Nesseln gepeitscht worden wäre.

Wenn es geregnet hat, kommt der Geko aus seinen Schlupfwinkeln zum Vorschein, und sucht Ameisen und andere Insekten, die seine Nahrung ausmachen. Die Eier des Weibchens sind einer gemeinen Haselnuß an Größe gleich. Die Mutter legt sie in den Sand, bedeckt sie damit ein wenig, und überläßt das Ausbrüten der Sonnenwärme.

Taf. 17. Fig. 2. Der plattschwänzige Gecko.

(Lacerta platura.)

Er zeichnet sich durch seine abentheuerliche Gestalt vor allen Eidechsen aus, ist fünftehalb Zoll lang, und hat einen breiten plattgedrückten Schwanz von der Länge des Leibes. Der Kopf ist ungewöhnlich groß und breit, und zu beiden Seiten stehen ein Paar sehr große Augen. Den ganzen Körper decken eine Menge kleiner warzenförmiger Knötchen, die ihn sehr rauh und uneben machen. Am hintern Theile des Kopfs und an den Seiten des Schwanzes sitzen scharfe Spitzen. Die Farbe dieses Gecko ist überall braungrau. Von seiner Lebensart und den übrigen Eigenschaften weiß man nichts weiter. Er lebt in Neuholland.

Taf. 16. Fig. 3. Die Schlangeneidechse oder der Seps.

(Lacerta Seps.)

Mit Recht verdient dieses Thier den Namen Schlangeneidechse; denn wenn man es von oben her betrachtet, wo die Füße versteckt sind, muß man es für eine Schlange halten. Bei genauer Untersuchung zeigen es jedoch auch

die Ohröffnungen, daß man keine Schlange vor sich hat. Der Kopf sieht ganz einem Schlangenkopfe ähnlich, und ist vom Rumpfe nicht durch einen merklich verdünnten Hals getrennt; der Rumpf läuft nach hinten zu unvermerkt dünner aus, und geht eben so allmählig in den Schwanz über, welcher mit dem Leibe ein Ganzes ausmacht, und sich in eine gleiche Spitze endigt, wie bei den Schlangen. Das Thier kommt aber auch darin den Schlangen bei, daß es sich, wie diese, zusammen rollt. Der Seps ist demnach das Bindeglied zwischen den Eidechsen und Schlangen.

Er hat sehr kleine Augen, und die Ohröffnungen sind kaum bemerkbar. Die Größe des Thieres läßt sich nicht bestimmt angeben, weil sie sich nach dem Klima, der Nahrung und dem Alter richtet. In der ehemaligen Provence, also im südlichen Frankreich, erreicht der Seps nur eine Länge von 5 bis 6 Zoll; in wärmern Ländern findet man ihn von 12 bis 15 Zoll. Ein 12 Zoll und 9 Linien langer im Pariser Museum maß da, wo er am dicksten war, anderthalb Zoll im Umfange. Die Beine sind auch bei den größten so klein, daß sie mit dem Körper in gar keinem richtigen Verhältnisse stehen. Bei Thieren dieser Gattung, die 12 Zoll lang waren, maßen die Beine nur 2 Linien. Kaum sollte man glauben, daß der Seps damit den Boden berühre, und doch braucht er sie sehr behende zum Laufen.

Aus dem Angeführten erhellet bereits, daß diese Schlangeneidechse ein sehr ausgebreitetes Vaterland hat. Die im südlichen Europa sind nicht giftig; daher ist ihr Biß völlig unschädlich. Sauvage sahe einmal ein Huhn einen lebendigen Seps verschlucken, der unbeschädigt die Eingeweide passirte, und ganz munter wieder hervorkam. Das Huhn verschlang ihn nochmals, und auch jetzt kam er wieder lebendig zum After heraus; endlich zerbiß es ihm den Kopf und fraß ihn so auf, ohne daß man die mindesten schädlichen Folgen davon bemerkte. In Sardinien, wo diese Eidechse häufig ist, hört man nie, daß ihr Biß irgend gefährlich sey; nur die Pferde und Rinder, die von ohngefähr auf der Weide eine verschlucken, schwellen davon so auf, daß sie in Gefahr schweben, zu sterben, wenn man ihnen nicht bald einen Trank aus Oel, Weinessig und Schwefel eingiebt.

Der Seps ist so empfindlich gegen die Kälte, daß er sogar in Sardinien, bekanntlich einem Lande von sehr gelindem Winter, schon im Oktober sich in Erdhöhlen verkriecht, und erst im Frühjahre wieder zum Vorschein kommt. Er sucht dann die sonnenreichen Grasplätze auf, die er auch im Sommer nicht verläßt, wenn gleich das Gras von der Sonnengluth verbrannt wird.

Taf. 17. Fig. 4. Die Wurmeidechse oder Chalcide.

(Lacerta chalcides.)

Man sieht leicht den Ursprung des Namens Wurmeidechse. Das Thierchen gleicht einem Regenwurme oder einer ganz jungen Schlange. Schon Linné und andere Naturforscher haben unter dem Namen Chalcide eine kleine wurmförmige oder schlangenähnliche Eidechse beschrieben; allein sie schienen eine Spielart vom Seps vor Augen gehabt zu haben. Das hier abgebildete Geschöpf fand Lacepede in dem Museum zu Paris. Es ist eine besondere Gattung, die sich nicht bloß durch die geringere Größe, sondern auch dadurch vom Seps unterscheidet, daß die kleinen Schuppen, die den Leib decken, nicht dachziegelförmig, wie beim Seps über einander liegen, sondern kleine Ringe bilden, welche um den Körper laufen, und durch feine Furchen von einander abgesondert sind.

Die Länge des von Lacepede erwähnten und beschriebenen Thierchens betrug nur drittehalb Zoll, hatte aber einen etwas längern Schwanz, so daß es in Verbindung mit diesem über 5 Zoll maß. Ohröffnungen hat die Chalcide gar nicht, und die Beine sind nur eine Linie lang. Den Namen Chalcide muß man von der

bron-

bronzenen Farbe herleiten, welche die Griechen Chalcis nennen.

Unstreitig lebt diese Eidechse in sehr warmen Ländern; denn in Europa findet man sie auch in den wärmsten Gegenden nicht. Man kann sie ebenfalls gleichsam als Bindeglied zwischen Eidechsen und Schlangen, aber auch als Uebergang zu den Würmern betrachten.

Taf. 17. Fig. 5. bis 8. Der Wassersalamander.

Männchen und Weibchen.

(Lacerta Salamandra.)

Es giebt in unserm Vaterlande viele kleine Eidechsen, welche im Wasser leben, und alle den Namen Salamander erhalten, ohne daß man sich im gemeinen Leben darum bekümmert, ob man einerlei oder verschiedene Gattungen vor sich habe. Der Freund der Natur, dem ein flüchtig hingeworfener Blick auf ihre Erzeugnisse nicht genügt; der emsige Forscher, der die bewundernswürdige Mannichfaltigkeit derselben genauer kennen zu lernen bemühet ist, bemerkt zwar bald, daß die Eidechsen, welche die gemeine Sprache unter dem Namen Salamander zusammen wirft, in vielen Stücken von einander abweichen, und er möchte daher gern die verschiedenen Gattungen trennen; allein er stößt auf

große Schwierigkeiten bei der nähern Bestimmung dieser Thiere. Ihr dunkler Aufenthalt, durch den sie sich dem Auge des Beobachters entziehen, ihre große Aehnlichkeit bei aller Verschiedenheit, ihre Uebereinstimmung in den Sitten und der Lebensart und andere Umstände verursachen Dunkelheit in diesem Theile der Naturgeschichte. Obgleich daher diese Geschöpfe um uns leben, leicht zu fangen und in Menge vorhanden sind; so weiß man doch noch nicht von allen, welche für besondere bleibende Gattungen, welche für Junge oder Alte, für Männchen oder Weibchen und welche für bloße Spielarten zu halten sind.

Herr Bechstein, ein sehr fleißiger und aufmerksamer Naturforscher, theilt die in Teutschland oder zunächst in Thüringen wohnenden Wassersalamander in drei Gattungen, in den großen, mittlern und kleinen Wassersalamander ab. Der mittlere, den man, weil er häufig in Brunnen gefunden wird, auch den Brunnensalamander nennt, ist es nun eigentlich, wovon uns die Tafel 4 verschiedene Abbildungen giebt. Fig. 5. ist ein Männchen, wie es auf dem Oberleibe und Fig. 6. ein Männchen, wie es am Unterleibe aussieht. Fig. 7 und 8 sind Weibchen von verschiedener Größe und Farbe.

Von dem großen und kleinen Wassersalamander

unterscheidet sich nach Herrn Bechstein dieser mittlere durch den mittelmäßigen, breiten und abgestumpften Schwanz; durch den einfarbig feuergelben oder orangerothen Unterleib; durch den hellblauen, schwarzpunktirten Streifen, der beim Männchen deutlicher ist, als beim Weibchen, und durch den niedrigen ungezähnelten Kamm, den aber nur das Männchen und nicht das Weibchen trägt. Alle diese Merkmale sind weder an dem großen, noch am kleinen Wassersalamander zu finden.

Das ausgewachsene Männchen ist drittehalb Zoll lang, wovon der Schwanz anderthalb Zoll einnimmt. Alle Theile des Körpers sind verhältnißmäßig dicker und breiter, als bei dem großen und kleinen Wassersalamander; der Oberleib mit feinen Wärzchen besetzt oder chagrinirt; der Unterleib aber durchaus glatt; der Hals an den Seiten sehr verengt; der Leib oben walzenförmig, unten aber platt gedrückt; der Schwanz hinter dem After eingekerbt, sehr breit und gedrückt, der Kamm höchstens eine Linie hoch, läuft ununterbrochen bis zur Schwanzspitze fort, mit der er sich vereinigt. Die Farbe des Thierchens läßt sich am besten aus der schönen Abbildung beurtheilen, woraus man sieht, daß dieser Salamander in der That schön genennt zu werden verdient.

Das Weibchen ist beinahe einen Zoll länger als das

Männchen; in allen Theilen größer und plumper und der Zeichnung und Farbe nach bei weitem so schön nicht. Ueber den Rücken läuft eine tiefe Furche; der Schwanz ist schmäler. Weder das Weibchen noch das Männchen behalten immer einerlei Farbe, und man kennt wahrscheinlich alle die Umstände noch nicht, welche eine Verschiedenheit verursachen. In der Jugend sehen sie anders aus, als mit zunehmenden Jahren; anders ferner, wenn sie im Frühjahre aus dem Schlamme oder Grunde ihres Gewässers hervorkommen; anders wenn sie sich gehäutet haben. Wahrscheinlich haben auch Aufenthalt und Nahrungsmittel oder Fülle und Mangel derselben auf Größe und Farbe Einfluß.

Das Männchen hat vor der ersten Häutung eine dunklere Farbe, und wird bei jeder der folgenden fahler. Beide Geschlechter verändern sich auch, wenn sie außer dem Wasser auf dem trocknen Lande leben. Außerdem ist auch die Zeichnung von beiden gar mannichfaltig.

Der mittlere Wassersalamander findet sich in Teutschland allenthalben in Quellen, kalten Waldteichen und andern Gewässern, vorzüglich auch in Brunnen. Zu bewundern ists, wie das Thier in 6 bis 8 Ellen tiefen und tiefern ausgemauerten und dicht bedeckten Pumpenbrunnen leben kann, die doch ein völlig klares, sehr kaltes Wasser enthalten und auf deren Boden sich der reinste

Quellensand findet. Dessen ungeachtet ist es hier munter und scheint sich höchst wohl zu befinden. Wenn man das behende Thierchen mit dem Eimer ausschöpft und aufs Trockne bringt, läuft es eben so hurtig, als es im Brunnen umher schwamm.

Bisweilen nur läßt dieser Salamander seine schwache Stimme hören; öfters bemerkt man eine Art von Schnalzen, wenn man ihn mit der Hand faßt und fest hält. Zur Zeit der Paarung liebkost das Männchen sein Weibchen zärtlich, verläßt es nicht, scheint es sogar zu küssen, und geräth gleichsam in Verzweiflung, wenn man es davon trennt. Sonst kommt diese Gattung in der Lebensart mit den übrigen Wassereidechsen völlig überein. Daß es ein ganz unschädliches, vielmehr niedliches, als verabscheuungswürdiges Thier sey, braucht kaum erwähnt zu werden.

XVIII. Tafel.

Teutſche Giftpflanzen.

Fig. 1. Der gefleckte Aron.

(Arum maculatum.)

Der gefleckte Aron oder die Aronswurz gehört zu einem Pflanzengeſchlechte, welches wenigſtens 32 Gattungen enthält, und im Linnéiſchen Syſtem ſeinen Platz in der neunten Ordnung der zwanzigſten Klaſſe (Gynandria Polyandria) einnimmt. Mehrere Botaniker brauchen für das ganze Geſchlecht den Namen Zehrwurz. Alle Gattungen haben eine einblättrige kappenförmige Blumenſcheide; einen Kolben in der Blüte, der oberhalb nackt, unten winklicht und in der Mitte mit Staubgefäßen verſehen iſt. Durch dieſe Kennzeichen unterſcheidet man alſo die Arons von allen andern Gewächſen.

Unser hier abgebildete gefleckte Aron ist die einzige in Teutschland, ja so viel ich weiß, in ganz Europa, wild wachsende Gattung. Alle übrigen wachsen bloß in Asien, Afrika und Amerika wild. Der gefleckte Aron führt in Teutschland gar verschiedene und sonderbare Namen. Er heißt Teutscher Ingwer, Freß- und Magenwurzel, Pfaffenpint, Mönchskappe und Pfaffenhütlein. Nicht in allen Gegenden Teutschlands wächst er wild, sondern nur hin und wieder in feuchten schattigen Gehölzen, hinter Zäunen und unter Obstbäumen in feuchten Gärten. Die Wurzel besteht aus grauen unregelmäßigen harten Knollen von verschiedener Größe, und ist mit einigen Fasern besetzt. Diese Knollen wuchern stark, und dienen sowohl wie der Saame zur Fortpflanzung des Gewächses. Sie dauern mehrere Jahre, und treiben, wie andere Wurzelknollen, im Frühjahre jedesmal von neuem Blüten und Blätter. Jene erscheinen allezeit zuerst und zwar in der Gestalt eines zusammen gerollten Blattes, welches geöffnet gerade so aussieht, wie es die Abbildung darstellt. Es ist eigentlich keine Blumenkrone, sondern die Blütenscheide. Der hier braun gemalte Kolbe sieht anfangs gelb aus, und nimmt die braune Farbe erst hernach an. Der Mai ist die Blütezeit. Nach derselben bilden sich die am untern Theile des Kolbens sitzenden Fruchtkeime zu scharlachrothen Beeren aus, welche die Saamen enthalten. Blätter kommen gemeiniglich

nur 3 bis 4, selten 5 aus einer Wurzel hervor. Sie sind langgestielt, spontonförmig, glattrandig, und stehen, da dieses Gewächs gar keinen Stängel treibt, unmittelbar auf der Wurzel. Sie sehen öfters ganz grün aus, öfters sind sie aber auch mit schwarzrothen Flecken gezeichnet.

Der gefleckte Aron enthält in allen seinen Theilen einen scharfen Saft, welcher wie ein Gift wirkt, aber eben deswegen auch in gewissen Fällen und unter gewissen Umständen als eine heilsame Arzneipflanze angewendet wird. Wenn man die frisch aus der Erde genommene Wurzel im Sommer durchschneidet, so quillt ein milchigter Saft hervor, der eine solche Schärfe besitzt, daß ein wenig davon ein fast unausstehliches Brennen auf der Zunge verursacht, welches viele Stunden hinter einander anhält. Wollte man es wagen, einen oder einige Tropfen von dem Safte hinter zu schlucken, so würde ein fast unlöschbarer Durst die gewisse Folge davon seyn. Die frische Wurzel mag wohl nicht leicht ein Arzt innerlich brauchen; getrocknet aber, wo sie einen großen Theil ihrer Schärfe verliert, wird sie in Verschleimung und Schwäche der Brust und des Magens mit gutem Erfolge angewendet. Aeußerlich ist sie ein blasenziehendes Mittel. In England und in Poitou, braucht man die Wurzel statt der Seife. Das Verfahren ist sehr simpel. Man wirft die Wurzel, auch wohl die Blätter,

in Wasser, und läßt sie aufweichen; dann gießt man das Wasser nach einigen Tagen ab, und frisches darauf, und stampft die ganze Masse zu einem Brei, woraus man Bälle macht, die getrocknet beim Waschen des Zeuchs gebraucht werden.

Taf. 18. Fig. 2. Die Zeitlose.

(Colchicum autumnale).

Das Pflanzengeschlecht, zu welchem dieses giftige Gewächs gehört, faßt nur 3 Gattungen in sich. Es steht in der dritten Ordnung der sechsten Klasse (Hexandria Trigynia), und zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: die Blätter stecken vor dem Aufblühn in Scheiden; ihre Krone ist sechsmal getheilt, und hat eine strahlige Röhre, die Frucht besteht in 3 aufgeblasenen, zusammen verbundenen Samenkapseln.

Diese Kennzeichen treffen wir denn nun auch bei der hier abgebildeten Gattung an, welche zum Unterschiede von den übrigen Herbst-Zeitlose heißt, und die einzige in Teutschland ist. Sie führt gleichfalls mehrere und sehr sonderbare Benennungen, von denen sich kein vernünftiger Grund angeben läßt. Nackte

Hure, Spinnblume, Herbst-Ucht-Licht- und Michelsblume, Hundshode, Wiesensafran, Strockenbrot sind die Namen, die man ihr in den verschiedenen Teutschen Provinzen beilegt.

Diese Herbstzeitlose wächst auch nicht allenthalben, sondern nur in einigermaßen gebirgigten Gegenden, auf niedrigen feuchten Wiesen, in der Nähe von Bächen und Flüssen in Thälern. Die Wurzel ist eine ziemlich dicke schwarzbraune und gelbliche Zwiebel, der Figur nach fast einer Tulpenzwiebel gleich. Sie steckt ungemein tief in der Erde, dauert mehrere Jahre, und treibt im September unmittelbar unten zur Seite eine lange Röhre, welche sich mit der blaßrothen, fast lilasfarbigen, crocusähnlichen Blüte endigt. Der Fruchtkeim steckt innerhalb der Röhre tief in der Wurzel, und entwickelt sich erst im Frühjahre zu einer grünen, ziemlich aufgeblasenen Saamenkapsel. Um dieselbe Zeit kommen auch erst die breiten lanzetförmigen, glattrandigen, flachen und aufrechtstehenden Blätter zum Vorschein.

Die Herbstzeitlose gereicht zwar im Herbst, wann bereits die mehresten übrigen Pflanzen verblühet sind, durch ihre schöne Farbe und Gestalt den Wiesen zur Zierde; allein der Hauswirth, dem an gutem Heu gelegen ist,

sieht sie gar nicht gern, denn wenn sie auch getrocknet dem Viehe nichts schadet, wie man fast unbezweifelt annehmen kann, so taugt sie doch auch nichts, weil sie gar nicht nahrhaft ist. Die Zwiebel hat im August die mehresten Kräfte; ihre weiße Substanz verbreitet um diese Zeit einen sehr widrigen, bocksartigen Geruch, der Geschmack aber ist süßlich bitter und ekelhaft, dabei etwas ätzend. Die ältern Aerzte schrieben dieser Wurzel große Arzneikräfte zu, und noch jetzt bereitet man daraus den Zeitlosen-Essig, der eine harntreibende Kraft besitzt, und von den Alten wider den Stein, das Podagra und selbst in der Pest empfohlen wurde. Die Substanz der Wurzel, innerlich genossen, wirkt wie ein Gift, verursacht im Schlunde eine brennende schmerzhafte Empfindung, Erbrechen, nnd treibt Blut mit dem Stuhlgange ab. Wahrscheinlich zieht sie, in großen Portionen verschluckt, den Tod nach sich; indeß wird Jedermann durch ihren Geruch und Geschmack sehr leicht vor diesem Genusse bewahrt. So ist auch der Saame ein wahres Gift, und erregt ähnliche Zufälle; ja selbst die Blätter sind es; denn der ausgepreßte Saft aus denselben tödtet Läuse und anderes Ungeziefer auf der Haut der Thiere. Im Nothfall läßt sich aus der Wurzel eine brauchbare Stärke bereiten, wovon sich jedoch kein Vortheil versprechen läßt, da die Wurzel nur mit Schwierigkeit unter dem Rasen hervorgezogen werden kann.

In den ehemaligen Zeiten des Aberglaubens, wo man gern Amulete trug, um sich dadurch gegen Krankheiten und anderes Unglück zu verwahren, hängte man die Wurzel der Zeitlose vor die Brust, und glaubte dadurch sicher gestellt zu seyn.

XIX. Tafel.

Merkwürdige Versteinerungen.

Diese schönen Abbildungen von Gegenständen aus der Vorzeit, geben uns Gelegenheit, unsere Leser mit sehr merkwürdigen, unsern Erdball betreffenden, Naturbegebenheiten bekannt zu machen. Welchem Nachdenkenden wäre wohl nicht schon der Gedanke von selbst aufgestiegen: auf welche Weise unsere Erde ihren Ursprung genommen habe? Philosophen und Naturforscher des frühesten Zeitalters sind auf diese Frage gestoßen, und haben sie zu beantworten gesucht; allein was sie uns darüber sagen, befriedigt nicht im mindesten. Auch in den spätern Zeiten ist jene Frage von Vielen in Anregung gebracht und ihre Beantwortung versucht worden; indeß nie mit einem glücklichern Erfolge.

Unsere jetzigen Zeiten haben jedoch das vor dem

Alterthume voraus, daß man endlich eingesehen hat, diese Frage sey gar nicht anders, als durch leere Vermuthungen zu beantworten. Dagegen führten die nähere Bekanntschaft mit der Erde, die genauere Untersuchung ihrer Oberfläche und die immer mehr und mehr anwachsenden Entdeckungen von organisirten Ueberresten aus einer ehemaligen Schöpfung auf eine andere, nämlich auf die Frage: wie und wodurch bildete sich die gegenwärtige Oberfläche unserer Erde so aus, daß sie die jetzige Gestalt erhielt? Zur befriedigenden Beantwortung dieser Frage findet sich eine Menge von Umständen in dem großen Archive der Erdoberfläche selbst.

Dieses Archiv der Erde, woraus wir die Nachrichten über die Entstehung und Ausbildung ihrer gegenwärtigen Oberfläche nehmen, machen insonderheit die erwähnten organischen Ueberreste aus der Vorwelt, die Versteinerungen thierischer und vegetabilischer Naturprodukte aus. Sie sind unwidersprechliche Zeugen, daß mit unserm Erdball bereits vor vielen Jahrtausenden große Veränderungen und Revolutionen vorgefallen seyn müssen; unwidersprechlich beweisen sie, daß die gegenwärtige Schöpfung der organisirten Körper nicht, wie man sonst allgemein glaubte, die erste ursprüngliche sey, sondern daß ihr bereits eine oder mehrere andere vorhergegangen sind.

Die organisirten Ueberreste und eine sorgfältige Betrachtung der Beschaffenheit unserer Erdoberfläche lehren uns deutlich, daß dieselbe nicht auf einmal, sondern stufenweise ihre gegenwärtige Gestalt erhielt. Aus allem erhellet, daß es auf unserer Erde ehemals nirgends trocknes Land gab, sondern daß alle die festen Theile, welche jetzt das Land ausmachen, mit dem Wasser vermischt und in demselben aufgelöst waren. Durch Ursachen, über deren Natur wir bloße Vermuthungen wagen dürfen, entstanden auf oder innerhalb der Erde mächtige Erschütterungen und Scheidungen. Es schieden sich diejenigen Theile, welche jetzt die ungeheuern Felsenmassen auf unserer Erde ausmachen, die wir gleichsam als das große Beingerüste derselben ansehen können. Dies war die erste große Scheidung. Sie erfolgte zu einer Zeit, wo es noch keine organisirten Geschöpfe, keine Gewächse und Thiere auf dem Erdboden gab. Dies schließen wir ganz richtig daraus, weil man nirgends in jenen unermeßlichen Felsenmassen, welche die hohen Gebirge der Erde ausmachen, einen Ueberrest von versteinten Thieren oder Pflanzen gefunden hat. Man nennt daher das Produkt dieser ersten Scheidung oder Niederschlagung die primitiven (ursprünglichen) Gebirge.

Der Augenschein lehrt es, daß diese primitiven Gebirge von zweierlei Beschaffenheit sind. Zuerst setzten sich jene ungeheuern Granitmassen ab, welche den ach-

ten Granit enthalten, die selbstständige feste Rinde unseres Planeten ausmachen und den später gebildeten Gebirgen und Schichten gleichsam zur Unterlage dienen; daher auch die Geologen diese Granitmassen Grund- oder Urgebirge nennen.

Bei der nächsten Scheidung setzten sich Massen nieder, welche von dem Granit nicht nur, sondern auch unter sich selbst sehr verschieden sind. Es gehören dahin der von den Mineralogen sogenannte Gneis, der Glimmer- und Thonschiefer und andere. Sie machen unzehere, mehrentheils nach einer abhängenden Richtung streichende Lagen aus, zeigen auch häufige Risse und Spalten, welche späterhin mit anderen verschiedenartigen Mineralien ausgefüllt sind. Diese ausgefüllten Spalten und Risse machen die Gänge der Bergleute aus, und enthalten das meiste Erz. Der Gänge wegen nennt man daher diese Gebirge auch Ganggebirge.

Da man weder in den Urgebirgen, noch in den Ganggebirgen irgend eine Spur von organischen Körpern findet, diese aber ungemein häufig in den nachher entstandenen Gebirgsmassen angetroffen werden; so läßt sich daraus mit Untrüglichkeit schließen, daß bei der Entstehung dieser primitiven Gebirge noch keine organischen Körper vorhanden waren. Diese entstanden erst nach

beiden

beiden Scheidungen, als die Erde eine feste Rinde erhalten hatte.

Durch neue mächtige Revolutionen nach der Schöpfung der organischen Körper wurden neue wichtige Veränderungen auf der Oberfläche der Erde hervorgebracht. Zwar blieben die Ur- und Ganggebirge dabei in sich selbst unverändert; aber es erzeugten sich über ihnen die sekundären oder nachentstandenen Gebirge. Die Geologen theilen auch diese in zweierlei Arten, in Flözgebirge und angeschwemmte Erdlagen. Die erstern bilden zwar Lagen, wie die Ganggebirge, allein sie sind flacher, als jene, und enthalten eine größere Verschiedenheit der Bestandtheile. Sie machen auch nie hohe Gebirge sondern nur Anhöhen, mäßige Berge und überhaupt das aus, was man die Vorberge (Vorgebirge) nennt. Diese wimmeln nun fast in allen Gegenden des Erdbodens von Ueberresten organisirter Körper oder Versteinerungen. Die mehresten derselben rühren von Individuen her, wozu sich in der lebenden Natur jezt gar keine Originale mehr finden. Man nennt diese Art von Versteinerungen unbekannte. Es waren aber meistens nur solche Thiere, welche im Meere leben, insonderheit Conchylien, z. B. Belemniten und Ammoniten oder sogenannte Ammonshörner *) wovon in

*) Die Ammonshörner oder Ammoniten sind See-Schnekkenhäuser, welche sich wie eine Spiralfeder in einer Uhr

der einen auf unserer Tafel vorgestellten Steinart eins abgebildet ist. Die Lage, worin sich die Ammonshörner um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt winden, und inwendig durch zarte Scheidewände in viele Kammern abgetheilt werden, durch welche eine feine dicht am Rükken des Schneckenhauses liegende Nervenröhre geht. Sie haben ihren Namen von dem Jupiter Ammon, einer alten heidnischen Gottheit, die in Lybien verehrt, und mit Widderhörnern abgebildet wurde. Mit Widderhörnern haben die Ammoniten auch der Farbe und Oberfläche nach die größte Aehnlichkeit. Sonst vergleicht man sie auch mit den Blaseinstrumenten der Postillons, und nennt sie Posthörner. Unter allen Versteinerungen wird keine in so großer Menge und Verschiedenheit gefunden, wie die Ammonshörner. Es giebt größere als die auf der Tafel abgebildete, aber auch so kleine, daß man sie mit bloßem Auge kaum unterscheiden kann. Man zählt bereits 200 verschiedene Gattungen. Die mehresten sind bloße Steinkerne, d. h. innere Abdrücke oder Abgüsse von einem Schlamme, der ehemals in das Schneckenhaus eindrang, und sich nach und nach zu Stein verhärtete, während die umgebende kalkartige Schaale des Gehäuses verweste oder aufgelöst wurde; an vielen sind aber noch die ursprünglichen Schaalen vorhanden. In Teutschland findet man die Ammonshörner in unglaublicher Menge in Flözgebirgen. Manche sind so groß, daß sie einige Fuß im Durchmesser halten. Sie müssen in der ehemaligen Schöpfung in unsäglicher Menge vorhanden gewesen seyn, das Meer muß davon gewimmelt haben. Hr. de Luc fand sie sogar in einem

und andere Versteinerungen befinden, beweist es deutlich, daß unser jetziges festes Land ehemals Meer war, und daß selbst Berge von mehrern tausend Fuß damals noch unter Wasser standen, weil sonst auf ihnen keine versteinten Seegeschöpfe angetroffen werden könnten.

Das Resultat der bisherigen Beobachtungen und Untersuchungen ist demnach, daß bei der großen Revolution, bei welcher sich die Flözgebirge bildeten, die ganze damalige organisirte Schöpfung ganz oder doch bis auf wenige Gattungen zu Grunde gieng, und im Schlamme vergraben wurde, der sich als er austrocknete, nach und nach verhärtete oder versteinte, und so in Abdrükken bis auf ewige Zeiten die Ueberreste jener ersten Organisation enthält. Diese Ueberreste sind die einzigen, aber auch die sichersten Urkunden, woraus wir eine Geschichte der Entstehung und Ausbildung nicht unseres Erdballs im Ganzen, sondern seiner Oberfläche bearbeiten müssen.

Nach jener großen Katastrophe entstand wieder eine neue organisirte Welt. Es giengen von neuem Thiere —

Flöz der Savoyschen Alpen 7844 Fuß hoch über der Meeresfläche. In der jetzigen Schöpfung hat man noch in keiner Meeresgegend ein lebendiges Ammonshorn gefunden. Es ist also dieses Schneckengeschlecht untergegangen.

wie? bleibt wahrscheinlich ein unauflößliches Räthsel — und Pflanzen hervor. Aber noch immer hörten die mächtigen Ereignisse nicht auf, wobei die Oberfläche der Erde umgebildet wurde. Von Zeit zu Zeit, nach ungleichen Zwischenräumen, ereigneten sich Auftritte mit dem Wasser, durch welche die angeschwemmten Erdschichten oder Erdlagen gebildet wurden. Man sieht es deutlich, daß die Massen, woraus diese angeschwemmten Lagen bestehen, im Wasser aufgelöst waren, wie noch jetzt unsere Flüsse und Ströme, wenn sie im Frühjahre anschwellen, durch die Gewalt ihrer Fluthen Lehm, Thon und andere Erdarten mit sich fortführen und in sich so lange aufgelöst enthalten, als sie in heftiger Bewegung sind, bis sie endlich im ruhigern Zustande die aufgelösten schweren Massen außerhalb ihrer Ufer auf Wiesen und Fluren in Gestalt eines fruchtbaren Schlammes absetzen, der nach und nach eine dickere oder dünnere Erdschicht oder Lage bildet.

Diese angeschwemmten Erdschichten findet man jedoch meist nur im flachen niedrigen Lande und nicht, wie die Flöze, in beträchtlichen Höhen. Ein klarer Beweis, daß das Wasser jene damals bereits verlassen hatte, und keine Veränderung daselbst mehr hervorbringen konnte. Sie erstrecken sich in den ebenen Flächen viele Meilen weit, und sind — bergmännisch zu reden — von verschiedener Mächtigkeit, d. h. von verschiedener Dicke.

Zu diesen Schichten oder Lagen gehören die ungeheuern Sandstrecken, die man in allen Erdtheilen, am wenigsten jedoch in Amerika und am häufigsten in Afrika, findet, und woraus die Oberfläche des größten Theils vom nördlichen Teutschland besteht. Sie rühren augenscheinlich von ehemaligen großen Ueberschwemmungen her. Oft unterbrechen sie auf kleine Strecken den zum Ackerbau nützlichern Lehmboden, und man sieht mitten in einer Lehmschicht von großem Umfange bisweilen einen einzelnen Sandhügel. Hier mußte irgend ein Umstand machen, daß das Wasser Sand absetzte. Die Lehmschichten finden sich gleichfalls in ganzen Strecken, vornehmlich in der Nähe und zu beiden Seiten der Ströme. Sie gehen bald flacher, bald tiefer, und liegen meistens über Sandlagen. Ein Beweis, daß sie sich allmälig aus dem Wasser bei Ueberschwemmungen auf dem Sande absetzten.

Im Kleinen sehen wir diese Operationen noch jetzt. Unsere Teutschen Flüsse und Ströme, namentlich die Elbe, bringen in jedem Jahre, ungeachtet die Kunst der Menschen es zu verhindern sucht, Veränderungen der Erdoberfläche in der Nähe ihrer Ufer hervor. Da der Strom nicht gerade, sondern in schlangenförmigen Windungen durch die Auen fließt, so stürzen im Frühlinge bei Ueberschwemmungen die mächtigen Fluthen bald gegen das diesseitige, bald gegen das entgegenge-

setzte Ufer, und reißen ins Land hinein, wobei sie Sand und Lehm fortführen. Der erstere, der sich nicht im Wasser auflöst, setzt sich seiner Schwere wegen sehr bald da an, wo nur einigermaßen das Wasser ruhiger fließt. Hier bilden sich die in den hiesigen Gegenden sogenannten Sandheeger, welches eigentlich Sandbänke oder Dünen sind. Diese liegen viel niedriger als das Ufer, gegen welches sie geworfen wurden, und werden daher alle Jahr überschwemmt. Im Sommer, wo sie leer vom Wasser sind, treibt der Wind Saamen von allerlei Gewächsen, von Weiden u. s. w. auf dieselbe. In dem lockern Sande gehen diese Saamen bald auf. Sie wurzeln schnell, und wachsen, weil die Sonnenstrahlen hier sehr wärmen, und einige Zoll tief unter dem Sande gleich Wasser steht. Werden die Gewächse im nächsten Frühjahre wieder überströmt, so erhöhet sie das Wasser merklich, indem es entweder noch Sand oder welches häufiger der Fall ist, Schlamm von aufgelöstem Thon und Lehm darauf absetzt. Wird dadurch der junge Anwuchs nicht erstickt, wie es nur dann geschieht, wann hoher Sand darüber geführt wurde; so bewurzelt er sich sehr stark, und fängt nun bei jeder Ueberschwemmung desto mehr Schlamm auf, bis der Boden endlich die Höhe des alten Stromufers erlangt. So entstehen noch jetzt die schönsten Wiesen, welche nach und nach mit Wald bewachsen, wenn man es nicht geflissentlich verhindert.

Daß die angeschwemmten Erdlagen zu verschiedenen Zeiten niedergeschlagen wurden, sehen wir aus ihrer Beschaffenheit. Welche Abwechselung bemerken wir nicht in manchen Gegenden, wenn ein tiefer Brunnen gegraben wird! Garten- oder Ackererde, Lehm, Thon, Sand, Kies und andere Mineralien wechseln mit einander ab. In diesen angeschwemmten Lagen finden sich nun gleichfalls in vielen Gegenden eine große Menge Ueberreste von Seethieren nicht nur, sondern auch von Pflanzen und Landthieren, und zwar sehr häufig von solchen, die noch jetzt auf der Erde wachsen und leben.

Man kannte schon ehemals eine Menge Ueberreste von organisirten Körpern. Wie konnten sie der menschlichen Aufmerksamkeit entgehen, da sie an so vielen Orten bei oberflächlichem Nachgraben in der Erde sich von selbst darbieten? Man betrachtete sie aber als bloße Sonderbarkeiten, legte ihnen einen ganz irrigen, zum Theil abergläubischen Ursprung bei, und machte sich allerlei, nicht selten sehr lächerliche Vorstellungen davon. Auf ihren wahren Ursprung und auf die Idee, daß sie die besten Urkunden zur Geschichte unserer Erde wären, kam man erst in unsern Zeiten. Waren die Versteinerungen bis jetzt bloß Raritäten und ein Gegenstand der bloßen Liebhaberei; so wurden sie nun die Veranlassung und Grundlage zu einem neuen sehr interessanten und wichtigen Zweige der menschlichen Erkenntniß, zu

der Dryctologie oder Petrefaktenkunde. Durch diese Wissenschaft hat die Geologie oder die Lehre von der Ausbildung unserer Erdoberfläche ein ganz anderes Ansehen erhalten. Durch sie wird zur Gewißheit, was ohne sie immer bloße Vermuthung geblieben wäre.

Wie die Mineralogen die Versteinerungen in Rücksicht ihrer Beschaffenheit auf eine doppelte Weise abtheilen, das haben wir bereits oben Band VI. S. 32 und f. bei der Beschreibung eines aus den Steingruben bei Mastricht hervorgezogenen Krokodilkopfs gezeigt. Hier machen wir unsere Leser nun noch mit der naturhistorisch-systematischen Abtheilung derselben bekannt. Aus dem Vorhergehenden erhellet, daß es Versteinerungen aus dem Thierreiche und aus dem Pflanzenreiche giebt. Jene werden Zoolithen, diese Phytolithen genannt. Die Zoolithen theilt man nach den 6 Klassen des Thierreichs ab.

I. Versteinerungen des Thierreichs.

1) Aus der Klasse der Säugethiere.

Sie bestehen in einzelnen versteinten, oder noch unveränderten Knochen und in ganzen Gerippen, und werden in Höhlen, Steinbrüchen und in angeschwemmten Erdlagen in unglaublicher Menge gefunden. Den Krokodilkopf, der einst in einem Steinblock in den Stein-

gruben des Petersberges bei Mastricht entdeckt wurde, haben unsere Leser bereits in einem der frühern Hefte des Bilderbuchs kennen gelernt. Man trifft unter den Ueberresten der versteinerten Säugethiere solche an, die noch jetzt vorhanden sind, z. B. Abdrücke von Wasserratten in dem Deninger Stinkschiefer. Es müssen also damals, als die flüssige Masse zu jenem Schiefer sich absetzte, oder niederschlug, bereits unsere Wasserratten vorhanden gewesen seyn. Wie die Abdrücke von diesen Thieren entstanden, ist leicht zu begreifen. Es wurden nämlich eine Menge Ratten bei jener großen Katastrophe mit in dem Schlamme vergraben, der hernach den Schiefer gab. Der noch weiche Schlamm nahm ganz natürlich den Eindruck des Körpers der Wasserratten an. Diese verwesten nach und nach darzwischen, und der Schlamm, der während dieser Zeit austrocknete und sich verhärtete, behielt nachher den Eindruck bei. Viele Ueberreste von Säugethieren gleichen solchen, die noch jetzt auf unserer Erde vorhanden sind, ungemein, z. B. Elephanten, Nashörner, Bären; allein theils ihrer ungeheuern Größe, theils anderer Abweichungen wegen läßt sichs doch nicht entscheiden, ob sie wirklich unsere jetzigen Elephanten, Nashörner, Bären u. s. w. waren, und nur ehemals größer wurden. Man rechnet sie deswegen zu den Zweifelhaften. Das Mammuth, welches man in Sibirien und in Nordamerika am Ohio ausgräbt, ist ein völlig unbekanntes Säugethier, und wird

nirgends mehr auf unserm Erdboden gefunden. Es gehört also zu denen, deren ganze Gattung zu Grunde gegangen ist. Spuren vom versteinten menschlichen Körpern hat man noch nie angetroffen, daher zu vermuthen ist, daß das Menschengeschlecht vor jenen großen Erdumkehrungen noch nicht vorhanden war.

2) Aus der Klasse der Vögel.

Sie sind sehr sparsam. Vögel sind im Stande, Ueberschwemmungen und Umstürzungen des Landes durch ihren Flug zu entgehen. Fallen sie auch endlich ermattet nieder, ohne sichern Aufenthalt zu finden, so werden sie doch nicht so leicht verschlemmt und verschüttet, weil sie zu leicht sind. Dennoch trifft man hier und da einige Abdrücke von Schnäbeln, Klauen und Federn an. Auch hat man in Schieferlagen Knochen von Sumpf- und Wasservögeln entdeckt. Hier und da zeigt man sogenannte versteinerte Eier; allein sie sind nur mit Stein z. B. mit Tuffstein aus der Baumannshöhle oder mit Salz aus Gradirhäusern überzogen, und mithin als Kunstprodukte zu betrachten.

3) Aus der Klasse der Amphibien.

Ihrer sind weit mehrere. Ein vorzügliches Stück ist der Heft LII. Taf. 59 abgebildete, und Band VI.

S. 41 u. f. beschriebene Kopf, der mit dem Kopfe eines Krokodills die größte Aehnlichkeit hat, obgleich er keinem der jetzt lebenden Thiere dieser Gattung angehören kann.

4) Aus der Klasse der Fische.

Es giebt sehr zahlreiche Ueberreste aus dieser Klasse. In dem Mansfeldischen Kupferschiefer und in andern Schieferarten Teutschlands trifft man eine Menge von Abdrücken an, welche Fische in allerlei Lagen vorstellen. Auf einer der Steinarten, die unsere Tafel hier vorstellt — es ist ein Stück Solenhofer Schiefer — erblikken wir auch einen Abdruck von einem Fische. Es giebt aber auch ganze Gerippe in Mineralien eingebacken, an denen man deutlich die Gräten unterscheidet; ferner, einzelne Zähne und andere Theile. Die merkwürdigsten Versteinerungen aus der Klasse der Fische sind die sogenannten Schlangenzungen, die man auf Malta und in andern Gegenden entdeckt hat. Jetzt zweifelt man nicht mehr daran, daß sie Zähne von einem Haifische sind, nur weiß man nicht von welcher Gattung. Ueberhaupt weiß man bis jetzt nur von Einem Ichtyolithen (Versteinerung von einem Fische), daß er einer Gattung des Salmgeschlechts angehört, die noch jetzt in der thierischen Schöpfung vorhanden ist. Was die übrigen betrifft, so müssen erst noch weit mehrere Vergleichungen angestellt werden, um zu entscheiden, welche zu den Bekannten oder Unbekannten gehören.

5) Aus der Klasse der Insekten.

Auch aus dieser Thierklasse giebt es mancherlei. Ein Theil gehört zu den Bekannten oder Bestimmbaren, z. B. die Larven von Wasserjungfern und die Wasserwanzen, welche in dem Deninger Stinkschiefer so deutlich abgedruckt sind, daß man sie für solche erkennt, deren Originale noch jetzt leben. Der Zweifelhaften und Unbestimmbaren giebt es mehrere.

6) Aus der Klasse der Würmer.

Sie machen die bei weitem größte Anzahl der Ueberreste aus der ehemaligen Schöpfung aus; indeß sind fast alle Helmintholithen — so heißen die Versteinerungen aus der Würmerklasse — Schalwürmer, Schleimwürmer und Korallen. Ihre Gehäuse widerstanden der Zerstörung, während ihre weichen Körper leicht verwesten. Eben darum sind auch keine Ueberreste von den übrigen Würmern vorhanden; denn diese hatten ja keine festen Theile, welche der Zerstörung widerstehen konnten. Ihre weichen, zum Theil bloß gallertartigen Körper ohne alle harte Bedeckung und ohne Knochen oder Gräten drückten sich kaum anfangs in dem Schlamme ab. Nichts konnte daher von ihnen übrig bleiben, als die Erdoberfläche bei einer von jenen großen Katastrophen umgekehrt oder Wasser in Land verwandelt wurde. Es finden sich unter den vorhandenen Ueberre-

sten aus der Würmerklasse noch viele Bestimmbare oder solche, zu denen noch lebendige Originale vorhanden sind; aber auch eine Menge, von welchen dies letztere zweifelhaft bleibt, und ungeheuer ist die Anzahl der Unbekannten oder Unbestimmbaren. Man unterscheidet eine große Anzahl von Gattungen z. B. Tubuliten, Planiten, Neriten, Belemniten, Turbiniten, Trochlititen, Buccinitен, Volutiten, Cylindriten, Ammoniten u. s. w. Ob sie ehemals im lebenden Zustande verschiedene Gattungen mehrerer Geschlechter waren, wissen wir nicht; wir urtheilen bloß nach ihrem gegenwärtigen Zustande, und richten die Namen, die wir ihnen beilegen, nach den Gestalten und andern äußern Merkmalen ein. Unsere Tafel enthält ein Stück Solenhofer Schiefer mit Polypenabdrücken.

II. Versteinerungen des Pflanzenreichs.

Es giebt im Ganzen, mit Ausnahme der Steinkohlen, nicht so viel und auch keine so gut erhaltenen Ueberreste aus diesem Naturreiche. Die Ursach hievon liegt in der Beschaffenheit der Gewächse selbst. Außer Holz und etwa sehr harte Saamenkapseln enthält das Pflanzenreich nichts, was der Zerstörung trotzte. Am Holze aber lassen sich die Gattungen der Gewächse nicht so unterscheiden, wie an den Knochen, Gräten, Zähnen und Gehäusen der Thiere. Blätter und Blüten,

die wahren Unterscheidungsmerkmale der Gewächse — wie leicht sind sie nicht zerstört! Die mehresten dieser Theile liefern nicht einmal dauerhafte Abdrücke. Aus diesem Grunde passen auch auf die Phytolithen oder Versteinerungen des Pflanzenreichs die gewöhnlichen Abtheilungen in Bestimmbare, Zweifelhafte und Unbestimmbare nicht; wenigstens läßt sich bei keiner derselben entscheidend behaupten, daß sich noch ihr Original in der lebenden Natur findet. Nur Aehnlichkeiten bemerken wir zwischen manchen Phytolithen und gewissen noch jetzt vorhandenen Gewächsen. Die Versteinerungen aus dem Pflanzenreiche wurden auf zweierlei Weise erhalten: nämlich durch bloße Abdrücke und dadurch, daß mineralische Materien sie durchdrangen. Naturhistorisch-systematisch vertheilt man die Phytolithen nicht nach den 24 Klassen sondern auf folgende Art.

1. Abdrücke.

Sie betreffen ganze Zweige, Wedel, Stängel, einzelne oder mehrere Blätter, Blüten und Saamen; sie werden in verhärteten Erdarten, in Schiefern, Kalken und Steinen angetroffen. Sehr selten zeigt sich in dem Abdrucke noch eine Spur von der Pflanze selbst. Auf gleiche Art, wie die Abdrücke der thierischen Körper entstanden, bildeten sich auch die vegetabilischen. Wenn

nämlich durch eine von den mehr erwähnten Revolutionen eine Gegend überschwemmt, ausgewaschen, umgekehrt und verschlemmt wurde, so kamen auch die hieselbst wachsenden Pflanzen mit unter die Erde, und wurden im Schlamme vergraben. Die mehresten Abdrücke von Pflanzen finden sich in verhärtetem Lehm oder Letten, in Thon, Schiefer und Sandstein. Man sieht es ihnen deutlich an, daß sie von Gewächsen herrühren, die auf feuchtem Boden oder in Sümpfen wachsen, und dabei doch nicht, wie die mehresten Sumpfpflanzen, von zarter, sondern von fester und dauerhafter Struktur sind, z. B. gewisse Farrnkräuter, Moose, Schilfe und dergleichen. Die erstern scheinen unter den Gewächsen am meisten geeignet, recht vollkommene Abdrücke zu liefern; denn man findet deren, zumal in gewissen Schiefern, Exemplare, die so wohl erhalten sind, daß man den Wedel nach allen seinen einzelnen Theilen sehr genau unterscheiden kann. An manchen bemerkt man im Abdrucke selbst den Punkt, wo die Blüte oder der Saame des Farrnkrauts gelegen hatte, obgleich, wie bekannt, die Saamen dieser Gewächse nur hervorragende Punkte, oder Flecken auf der Hinterseite des Wedels ausmachen. Das Stück Schieferthon auf der Kupfertafel enthält einen solchen wohl erhaltenen Abdruck von einem Farrnkraut-Wedel.

2. Saamen oder Früchte.

Sie finden sich nur in sehr geringer Anzahl. Im Deninger Stinkschiefer trifft man bisweilen Spuren von Blüten und Saamen einer unbekannten Hahnenfuß-Gattung an. Einzelne versteinte Eicheln, Nüsse und Tannenzapfen, ja selbst einen Maiskolben und eine versteinte Ananas hat man auch gefunden; indeß bleibt hiebei noch einiger Zweifel übrig, ob auch diese Früchte wirkliche Versteinerungen, oder nur sogenannte Naturspiele d. i. wahre Steine sind, die durch irgend ein Ungefähr jene Bildung erhielten. Das Stück gelblichen Gesteins auf unserer Kupfertafel, welches den Fischabdruck enthält, zeigt auch einige Saamenkapseln.

3. Holzarten.

Versteinte Hölzer machen den größten Theil der Phytolithen aus, ja, wenn man diejenigen Steinkohlenarten hieher rechnet, welche offenbar von Erdpech durchdrungene Hölzer sind, so übertreffen sie in Hinsicht auf die Menge alle übrigen Versteinerungen. Ausserdem giebt es nun ganze Bäume, einzelne Aeste, Zweige und Bruchstücke von verschiedenen Hölzern unter der Erde, welche petrificirt oder versteint sind. Dies geschah, indem eine mineralische Auflösung in die Zwischenräume des Holzes eindrang, und sich darin festsetzte.

setzte. Bei einigen versteinten Hölzern ist die innere Struktur so wohl erhalten, daß man genau die Fasern, Jahresringe und übrige Beschaffenheit unterscheiden, und mithin die Holzart ganz wohl erkennen kann. Auf diese Art findet man versteintes Fichten = Eichen = Erlen = Buchen = und anderes Holz.

XX. Tafel.

Schädliche Schmetterlinge.

Fig. 1. Der Baumweißling.

(Papilio Heliconius crataegi.)

Dieser Tagfalter ist in einigen Gegenden Teutschlands auch unter dem Namen Heckenweißling und Lilienvogel bekannt, welche letztere Benennung aber der schwarzen Linien wegen, von denen die Flügel durchzogen sind, schicklicher Linienvogel heißen sollte. Der Schmetterling erscheint hier in natürlicher Größe; auch die Zeichnung ist richtig, bis auf den Umstand, daß die schwarzen Adern oder Linien nicht stark genug sind. Eine ausführliche Beschreibung würde überflüssig seyn, da der Schmetterling in der Abbildung kenntlich genug ist. Er gehört zu den größern Tagfaltern, und ist in manchen Jahren so häufig, wie vielleicht kein anderer Tagfalter es je wird.

Seine Flügel sind schwach bestäubt, oder, wie man richtiger sagen sollte, beschuppt, und werden, wenn das Insekt einige Tage herumgeflattert ist, besonders nach Regenwetter, fast ganz kahl und durchsichtig, wobei aber die schwarzen Adern oder Linien stehen bleiben; denn diese rühren nicht von Schuppen her.

In gemeinen Jahren sieht man diese Schmetterlinge nur einzeln in Obstgärten, auf Feldern mit Weißdorngebüschen und in Gehölzen. Er fliegt gegen Ende des Junius und im Anfange des Julius einige Wochen hindurch, und paart sich an schönen Tagen. Bald darauf legt das Weibchen gemeiniglich auf der obern Seite der Blätter des Birn-, Apfel-, Pflaumen-, Aprikosen-, Pfirsich- und Ebereschenbaums, desgleichen des Weiß- und Schwarzdorns oder des Mehlbeer- und Schlehenstrauchs ein Häufchen gelber kegelförmiger Eier zu 30, 40 bis 100 dicht neben einander. Wir sehen sie hier auf dem Blatte des Weißdorns gegen die Spitze hin abgebildet. Sie sitzen mittelst eines klebrigen Schleims oder Safts, den das Weibchen bei dem Eierlegen zugleich von sich giebt, so fest, daß ich sie noch nie vom Regen habe abspülen sehen. Der Regen schadet ihnen, wie ich auch bemerkt habe, nicht leicht etwas. Mit den Fingern lassen sie sich aber leicht abstreifen; sie färben die Finger, machen sie klebricht, und theilen ihnen einen bisamartigen Geruch mit.

Nach 3 bis 4 Wochen, oder wenn die Witterung darnach ist, auch wohl noch eher, werden diese Eier durch die Sonnenhitze ausgebrütet. Es scheint, als würde dazu nothwendig ein frisches Blatt erfordert; denn ich habe mehrmals Blätter abgebrochen und im Zimmer aufbewahrt, um das Entwickeln der Eier zu beobachten; allein nie kamen die jungen Raupen auf dem vertrockneten Blatte aus. Diese sind anfangs so klein, daß man sie kaum sieht. Sie sehen grau aus, und bleiben in Gesellschaft beisammen, skeletiren die Blätter durch ihren Fraß, und spinnen einige derselben leicht zusammen, um darunter gegen den Regen gesichert zu seyn. Sind die Blätter ihres Gewebes skeletirt, so suchen sie auf dem nächsten Zweige ihre Nahrung, und so dauert diese gesellige Lebensart fort bis in den späten Herbst, ohne daß die Räupchen sehr wachsen.

Gegen die Zeit, wo die Baumblätter abfallen wollen, und wenn leichte Fröste oder rauhe Tage kommen, sind die kleinen Räupchen auf ein Winterquartier bedacht. Dies bereiten sie sich, indem sie gemeiniglich an der äußersten Spitze eines neuen Triebes, und zwar meistens gegen Mittag und Abend, einige Blattstiele so mit Seidenfäden an den Trieb oder jungen Zweig befestigen, daß diese Blätter nicht mit den übrigen abfallen können. Die Blätter selbst spinnen sie auf eine ziemliche einfache und unordentliche Weise zusammen, und so versteckt sich die Ge-

sellschaft, deren Zahl aber gemeiniglich durch allerlei Unfälle schon vermindert ist; die Blätter vertrocknen und schrumpfen zusammen, und die Räupchen erwarten innerhalb ihres Nestes den Winter.

Bei der ersten heftigen Kälte erstarren sie gänzlich. Nach und nach schrumpfen sie ein, weil sie keine Nahrung zu sich nehmen, und doch in den bisweilen noch warmen Herbsttagen ausdünsten. Wenn man im Winter ein solches Raupennest untersucht, so bemerkt man mit bloßem Auge die kleinen Räupchen kaum. Viele sterben auch wircklich; allein ein großer Theil übersteht die Nässe und Rauheit des Herbstes, die fürchterlichste Kälte des Winters, und kommt im Frühlinge, wann die Knospen treiben, aus den Nestern hervor, um sogleich von der frischen Speise zu zehren.

Die zusammengesponnenen Blätter sind nun die Raupennester, welche den Winter über auf den Bäumen bleiben,

So sparsam und geringfügig das Wachsthum der jungen Räupchen im vorhergehenden Sommer war, wo sie nur den zarten Theil der schon alternden Baumblätter genossen; so rasch geht jetzt das Wachsthum, der aus dem Winterschlafe erwachten Raupe vor sich.

Jetzt begnügt sie sich nicht mehr, die Blätter bloß zu skeletiren, sondern sie frißt dieselben ganz auf. Eine Zeitlang hält sich die Gesellschaft noch auf einem Zweige beisammen, und zieht, wenn der eine kahl gefressen ist, zu dem nächsten fort. Sind aber die Raupen ausgewachsen, so kriecht jede für sich auf einem Zweige herum, und sucht sich einen Ort zum Verpuppen. Fig. A. zeigt die Raupe in diesem Zustande. Sie wird oft noch länger und dicker, als sie hier abgebildet ist, hat nur wenig Haare und oberhalb eine schmutzig orangegelbe oder gelbbraune Grundfarbe, unten aber und an den Seiten ist sie glänzend bleifarben. Sie wird weder von Hühnern, noch Sperlingen gefressen, und ist daher ganz sicher an den Bäumen, wo sie sich frei am Stamme und dessen Aesten verpuppt.

So wenig sie auch von den Vögeln zu fürchten hat, so ist sie doch mit andern Gefahren umgeben. Ein kleines geflügeltes Insekt aus dem Geschlechte der Schlupfwespen oder Ichneumonen, (Ichneumon glomeratus), das nicht größer ist, als ein Floh, legt seine Eier in den Leib der Raupe. Daraus entwikkeln sich bald kleine Maden oder Larven, welche von dem Innern der Raupe so lange zehren, bis sie ausgewachsen sind. Man sieht häufig Raupen an den Stämmen der Bäume sitzen in der Verfassung, als wollten sie sich sogleich verpuppen; allein sie zaudern

viele Tage lang, und werden immer kleiner. Am Ende sieht man auf oder neben ihrem Körper ein Klümpchen mit feiner gelber Seide umsponnener und darin gleichsam eingewirrter länglich eirunder Körperchen, von der Größe eines Kümmelkorns, und die Raupe stirbt und vertrocknet, ohne sich zu verpuppen.

Hiermit hat es folgende Bewandniß: die Raupe, von innen aufgefressen, ist nicht mehr im Stande, sich zu verpuppen. Sie verhält sich ganz leidend. Die Larven der Schlupfwespe fressen sich endlich, wenn sie ausgewachsen sind, durch die Haut der Raupe, und spinnen, sobald sie an der freien Luft sind, sogleich jene zarten gelben Seidenfäden aus einer Flüssigkeit, die sie aus dem Munde ziehen. Sie wirren ihre Fäden ohne Ordnung unter einander, doch so, daß sie umhüllt sind, und mittelst des Gespinstes eins an dem andern hängt. Nun verpuppen sie sich, bleiben einige Tage in diesem Zustande ohne alle sichtbare Bewegung, durchbrechen dann die Hülle und das Gespinst, und erscheinen als muntere lebhafte Schlupfwespen mit hochgelben Beinen.

Ein schönes Schauspiel ists, unter dem Mikroskope die kleinen Thierchen aus dem Bauche der Raupe kriechen und sich einspinnen zu sehen. Will man es beobachten, so sucht man Raupen aus, von denen es wahrscheinlich ist, daß sie die Schlupfwespenlarven bei

sich haben, und betrachtet sie unablässig, damit man den glücklichen Zeitpunkt nicht versäume.

Die gesunden Raupen spinnen, nachdem sie sich einen Platz ausgesucht haben, ein kleines flaches Gewebe am Baumstamme oder Aste, welches ihnen gleichsam zum Bette oder zur Unterlage dient, ziehen ein feines seidenes Seil von dem einen Ende des Gespinstes, das am Baume klebt, bis zum andern um sich herum, und streifen endlich die Raupenhaut von oben herunter so ab, daß die bereits unter der Raupenhülle versteckte Puppe in dem Seile hängen bleibt. Der Zweig oder Ast, den sie zum Verpuppen aussuchen, darf nicht horizontal, sondern er muß vertikal oder doch fast so stehen. Fig. B zeigt die Puppe. Es giebt dunkler gelbe und blassere, ja fast weiße, aber mit gelben und schwarzen Punkten, Strichen und Binden. Die Stelle, wo die Flügel liegen, ist deutlich zu unterscheiden. Die Puppe bewegt sich, wenn man sie berührt, lebhaft mit dem spitzigen Hinterleibe seitwärts hin und her.

Nach ungefähr 14 bis 20 Tagen durchbricht der darin ausgebildete Schmetterling die Puppenhülle und schlüpft auf die gewöhnliche Weise hervor. Verpuppte sich, wie gewöhnlich, die Raupe gegen Ende des Maimonats, so erscheint der Schmetterling ungefähr um die Mitte

des Junius. Es kommt jedoch viel hierbei auf den Gang der Witterung an.

Daß die Raupe des Baumweißlings für die Obstbäume eine der schädlichsten ist, weiß Jederman. Uebersläßt man ihnen dieselben, so fressen sie die schönsten Zweige kahl ab, und man hat nicht nur für dieses Jahr, sondern auch für das künftige wenig oder kein Obst zu erwarten; überhaupt kommt der Baum dadurch sehr zurück. Es ist indeß keine Raupe leichter zu vertilgen, als die des Baumweißlings. Am besten säubert man seinen Obstgarten davon, wenn man die Nester abbricht. Damit kann schon im Herbst, wenn die Bäume das Laub gänzlich verloren haben, der Anfang gemacht und den Winter hindurch fortgefahren werden. Die abgebrochenen Raupennester sammele man sorgfältig, zumal im Frühjahre; denn wenn man sie auf der Erde liegen läßt, so hat man vergebliche Mühe angewendet. Die Räupchen kriechen die Bäume hinauf, und fressen so gut alles kahl, als ob sie gleich sitzen geblieben wären. Man verbrennt sie also lieber. Nächstdem kann man auch die schon groß gewordenen Raupen leicht dadurch zerstören, daß man den kahl gefressenen Zweig abbricht. Durch Ablesung der Puppen, die sich an den Stämmen und Aesten der Bäume leicht finden lassen; durch Tödtung der Schmetterlinge, die des Abends haufenweise auf den blühenden Saubohnen und auf Bäumen sitzend

angetroffen werden, trägt man ebenfalls viel zur Vertilgung dieses schädlichen Insekts bei. Auch dadurch vermindert man es sehr, wenn man die Eier auf den Blättern zerstört.

Man rettet indeß durch alle diese Bemühungen bloß seinen eigenen Garten, und zwar nur für ein Jahr; denn wenn die Nachbarn nicht gleiche Sorgfalt in Vertilgung dieses Ungeziefers beweisen, oder wenn Hecken und Waldungen in der Nähe sind, so fliegen genug Schmetterlinge im Sommer herbei, uud legen so viel Eier ab, daß man im Winter die Bäume eben so voll Nester hat, als hätte man nichts gethan. Will man seine Bäume retten, so muß man von neuem alle Nester sorgfältig ablesen. Auf diese Weise hat ein guter Obstgärtner öfters 3 bis 4 Jahre und länger hindurch seine Arbeit mit dem Baumweißling, bis endlich die Witterung sie wieder auf viele Jahre so weit vertilgt, daß hier und da nur noch einzelne übrig bleiben, um die Gattung fortzupflanzen.

Es ist schwer zu bestimmen, von welcher Beschaffenheit eigentlich die Witterung seyn muß, wenn die Raupe des Baumweißlings vertilgt werden soll. In der hiesigen Gegend hat sich dieses Insekt seit 4 Jahren ungeheuer vermehrt; und doch haben wir während dieser Periode sehr strenge und im vorigen Jahre, wenigstens im Januar, einen sehr gelinden Winter gehabt. Der strenge schneelose Winter von 1802 und 1803

tödtete die Raupen nicht. Auch der gelindere, mit Näſſe und Kälte häufig abwechſelnde Winter von 1803 und 1804 that ihnen wenig Abbruch. Der diesjährige, im Ganzen nicht übermäßig kalte, aber lange hinter einander anhaltende Winter, beſonders aber das rauhe Frühjahr, in welchem es nur ein paar Tage im April und Mai angenehm war, hat den Verheerungen dieſer Inſekten auf einmal Schranken geſetzt. Andere Raupen haben der Witterung getrotzt, und ihrer Rauhheit und Unfreundlichkeit ungeachtet, viele Bäume ganz kahl gefreſſen; allein die Raupe des Baumweißlings iſt wie weggetilgt, und in dem Augenblicke, wo dies geſchrieben wird, am Ende des Junius, iſt weder Puppe noch Schmetterling zu ſehen.

Taf. 20. Fig. 2. Der große Kohlweißling.

(Papilio Danaus Braſſicae.)

Dieſer gleichfalls ſehr gemeine, in manchen Jahren zum Erſtaunen häufige Tagſchmetterling iſt noch etwas größer, als der vorige; denn er mißt beinahe drittehalb Zoll in der Breite, und der Körper iſt wenigſtens 1 Zoll lang.. Die Haupt- und Grundfarbe der Flügel iſt weiß mit einem graugelblichen Anſtriche, der einigermaßen wie Butter ausſieht; daher der Name Buttervogel, der eigentlich zuerſt dieſem, hernach andern Tagfaltern, endlich allen Schmetterlingen beigelegt wurde.

Man unterscheidet ihn leicht von allen übrigen weißen Tagfaltern durch die schwarzen Ecken der Vorderflügel und den gleichfärbigen runden Fleck auf jedem der Hinterflügel.

Er fliegt im Julius auf Wiesen, Triften und insonderheit auf Kohlfeldern und in Kohlgärten umher. Das Weibchen legt seine gelben Eier auf die Blätter der Kohlpflanzen, woraus dann im August die äußerst schädliche rauche olivengrüne Raupe entsteht, die auf Fig. b abgebildet ist, und den Kopf- oder Weißkohl, die Kohlrabi, den Wirsing, den Blumenkohl und Braunkohl so zerfrißt, daß die ganze Aerndte verloren geht. In manchen Jahren vermehrt sich auch dieses Insekt ungeheuer. So war die Raupe im vorigen Sommer so häufig, daß auf großen Kohlpflanzungen nur äußerst wenig Köpfe, übrig blieben. Die Köpfe, welche wirklich auch nur wenig befressen sind, haben doch ein ekelhaftes Ansehen, durch den Koth der Raupen bekommen, den diese gefräßigen Geschöpfe haufenweise in Gestalt einer graugrünlichen Gallerte auf den Pflanzen zurücklassen.

Diese Kohlraupe ist zum Erstaunen abgehärtet gegen die rauhe kalte Herbstwitterung. Sie frißt immer fort, wenn auch kalter Regen auf sie fällt, und starke Nachtfröste kommen. Im September, nach Beschaffenheit der Witterung bald früher, bald später verläßt sie den Kohl, und kriecht an Wänden und andern Gegenständen herum; sie kommt sogar nach

den Gebäuden, um sich irgendwo einen Ort zum Verpuppen auszusuchen. Ihre Puppe zeigt die Figur c. Sie hängt sich, wie die Puppe des Baumweißlings, auf; bleibt aber länger, nämlich den ganzen Winter und den Frühling hindurch, im Nymphenstande, und wird erst durch die größere Sommerwärme ganz zum Schmetterling vollendet.

Die Witterung ist das beste und kräftigste Vertilgungsmittel dieses Insekts. Fallen zur Zeit, wo der Schmetterling sich paaren und Eier legen soll, kalte Regen und Stürme, dann bleibt der Kohl frei. Sonst kann man auf kleinen Stücken auch die Raupen ablesen. Man schlägt auch das Schießen als ein Mittel vor, die Raupen zu tödten; ob es hilft, weiß ich nicht. Andere rathen, daß man Enten in den Kohl schicken und durch diese die Raupen soll ablesen lassen. Die Goldammern fressen die Kohlraupen sehr gern, und vertilgen eine Menge derselben. Kleine Beete, z. B. mit Blumenkohl bepflanzt, könnte man dadurch vor dem Fraße der Raupen bewahren, daß man zur Zeit, wann der Schmetterling fliegt, Netze darüber zöge.

Taf. 20. Fig. 3. Der kleine Kohlweißling oder der Rübenweißling.

(Papilio Dan. rapae.)

Er unterscheidet sich, wie der Augenschein lehrt,

von dem vorigen durch seine geringere Größe; durch die weißere Farbe und durch zwei schwarze runde Flecke, welche aber nur beim Weibchen auf den Vorderflügeln angetroffen werden. Das Männchen hat also noch weniger Unterscheidendes, als das Weibchen. Die Hinterflügel sind bei beiden Geschlechtern auf der hintern Seite schön hellgelb, wie mit Schwefelstaub bepudert; die Vorderflügel daselbst nur an den Ecken gelb. Die Raupe ist verhältnißmäßig auch kleiner, als die vorige, und sieht durchaus apfelgrün, oder wie die Kohlblätter aus. Sie pflegt längs über dem Stängel der Gewächse zu sitzen. Da nun derselbe so, wie sie selbst, aussieht, so ist sie schwer zu entdecken.

Der Schmetterling fliegt und paart sich, wie der vorige, im Julius, und legt seine Eier an den Blättern der Weißrüben, der Capuzinerblume oder sogenannten Spanischen Kresse und in den Blumengärten an der Reseda ab. Diese letztere ist im August und September öfters ganz unvermuthet abgefressen, ohne daß man bei flüchtigem Blicke erfährt, wovon. Wer aber den Gast schon kennt, läßt sich die Mühe nicht verdrießen, ein wenig sorgfältig Stängel für Stängel und Blatt für Blatt zu untersuchen, und bald findet er den Verderber, den er dann abnimmt und zertritt.

Fünf

Fünf und achtzigster Heft.

XXI. Tafel.

Seltene Säugethiere.

Fig. 1. Der Kapsche Ameisenfresser.

(Myrmecophaga Capensis.)

Von den Merkmalen und Eigenschaften, wodurch sich die zahnlosen Thiere, die man Ameisenfresser und Ameisenbären nennt, vor andern auszeichnen, braucht hier nichts wiederholt zu werden, weil schon mehrere Thiere des Geschlechts in den vorigen Heften unseres Bilderbuchs vorgekommen sind. Der große Naturforscher Büffon, welcher bei seinen vielen und mannichfaltigen Verdiensten um die Naturkunde, doch Manches behauptete, wozu er gar keinen wichtigen Grund hatte, glaubte

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

unter andern auch, daß es nur in Amerika Ameisenfres-ser gebe. Das hier abgebildete Thier, wurde zwar schon vor hundert Jahren durch Kolbe unter dem Namen Erdferkel oder Erdschwein erwähnt, allein Niemand kannte es nach seinen Geschlechtsmerkmalen. Pallas zog in Holland Nachrichten darüber ein, und fand, daß es ein wahrer Ameisenfresser sey. Jetzt kennt man das Thier so genau, daß kein Zweifel mehr wegen seines Geschlechts statt findet.

Der Kapsche Ameisenfresser ist von der Nasen-spitze bis zur Schwanzwurzel 3 Fuß und 5 Zoll lang; der Schwanz allein mißt 1 Fuß und 9 Zoll. Die Schnauze ist stark verlängert und vorn wie ein Schweins-rüssel abgestutzt. Ueberhaupt gleicht sie einer Schweins-schnauze. Die dünne, sehr lange Zunge ist wie bei an-dern Ameisenfressern gebildet und ganz für den Fang der Ameisen eingerichtet; die Ohren sind groß, 6 Zoll lang, sehr dünn, wie Pergament und fein behaart. Am Ober-leibe und am Schwanze liegt das sehr kurze, schmutzig graue Haar so dicht auf der Haut, als ob es angeklebt wäre; an den übrigen Theilen ist es theils länger, oder es steht wenigstens mehr ab. Am Bauche und an den Seiten ist seine Farbe röthlich, an den Beinen schwarz. Die Vorderfüße sind mit 4, die hintern mit 5 Zehen ver-sehen. Die großen schlaffen Ohren, die sehr lange Schnauze, die vierzehigen Vorderfüße, der hinten ver-

dünnte Schwanz, der kürzer als der Körper ist, machen die Unterscheidungsmerkmale dieses Ameisenfressers aus. Die starken Klauen der Zehe sind zum Graben eingerichtet. Das Thier gräbt sich damit nicht allein Gruben, die ihm zum Aufenthalte dienen, sondern unterwühlt auch die Ameisen- und Termitenhaufen, deren Bewohner ihm zur Nahrung angewiesen sind.

Den ganzen Tag über hält sich dieser Ameisenfresser in seiner Grube verborgen, und kommt nur des Nachts heraus, um seinen Geschäften nachzugehen; daher ist er auch nicht leicht zu fangen und selten in Europäischen Naturaliensammlungen zu finden. Hat er einen Ameisen- oder Termitenhaufen aufgewühlt, so steckt er seine lange klebrigte Zunge hinein, läßt so viel von den kleinen über diese Störung ergrimmten Thieren hinauf laufen, wie nur Platz haben, und verschluckt dann das ganze Heer.

Das südliche Afrika landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung ist das Vaterland dieses Ameisenfressers. Le Vaillant erhielt ein Exemplar auf seinen Reisen. Es war, wie alle, sehr fett. Die Hottentotten sowohl, als die Holländischen Kolonisten halten das Thier für ein sehr köstliches Gericht. Le Vaillant versuchte sein Fleisch, fand aber den Wildgeruch und den Ameisengeschmack so scharf und widerlich, daß

er den genommenen Bissen wieder wegwerfen mußte. Daß die dortigen Eingebornen diesen Geschmack nicht scheuen, darf uns nicht wundern. Sie essen ja die Puppen der Ameisen, oder das was wir gewöhnlich, aber ganz irrig, Ameiseneier zu nennen pflegen, mit dem größten Appetit.

Taf. 21. Fig. 2. Der stachlichte Ameisenfresser.

(Myrmecophaga aculeata.)

Dieses sonderbare Thier ist erst seit ungefähr 10 bis 12 Jahren bekannt, und aus Neu-Süd-Wallis nach Europa geschickt worden. In England machten es Einige ohne allen Grund zu einem Schnabelthier, von dem es doch in jeder Hinsicht so sehr unterschieden ist; Andere zu einem Stachelschweine, mit dem es freilich dem äußern Ansehen nach, mehr Aehnlichkeit hat; indeß kann es zu diesem Geschlechte doch keinesweges gerechnet, sondern muß unter die Ameisenfresser gesetzt werden, deren Charakter so stark an diesem Thiere ausgedrückt ist, und denen es auch in der Lebensart völlig gleicht. Man hat ihm noch den Griechischen Namen Echidna gegeben, der aber wenig passend ist.

Die ganze Länge dieses sonderbaren Thieres beträgt von der Nasenspitze an nicht mehr als 1 Fuß. Die

schwarze, stark verlängerte und verdünnte Schnauze hat die Gestalt einer Pfeife, und ist vorn mit einer nur sehr kleinen Oeffnung versehen, aus welcher die wurmförmige, vier Zoll lange Zunge hervorgestreckt wird. Die Höhe des Thieres in der Mitte des Körpers beträgt nur 5 Zoll; die Beine, so weit sie sichtbar sind, messen etwas mehr als 1 Zoll in der Länge. Die breiten Vorderfüße haben fünf Zehen, und ihre Bildung ist ganz anders, als die an den Hinterfüßen. Der Körper ist größtentheils mit Stacheln bedeckt, die aber doch nicht ganz so steif und hornartig, wie beim Stachelschwein, sondern mehr haarähnlich sind. Ihre Richtung geht nach dem Schwanze hin, in der Gegend des letztern aber stehen sie aufrecht. Die Hauptfarbe der Stacheln ist weiß, ihre Spitze aber schwarz oder bräunlich; die einen sind länger als die andern. Der Unterleib und die Beine haben keine Stacheln, sondern Haare, ungefähr denen des Faulthieres gleich. Der Schwanz ist sehr kurz.

In der Lebensart kommt dieser Ameisenfresser mit seinen Geschlechtsverwandten überein. Er nährt sich auf dieselbe Art, wie jene, von Ameisen, und ist ein völlig unschädliches Geschöpf.

Taf. 21. Fig. 3. Das Bärenartige Faulthier.

(Bradypus ursinus.)

Auch dieses sonderbare Thier ist eine Entdeckung der neuern Zeit. Man kennt es in Europa erst seit 1790. Damals brachte es ein Engländer nach seinem Vaterlande, und zeigte es unter dem Namen Lion monstre (Löwen-Ungeheuer) für Geld. Seinem Vorgeben nach sollte das Thier aus dem Innern von Afrika herstammen. Herr Pennant, der es selbst sahe, sagt, daß es ungefähr so groß gewesen sey, wie ein halb erwachsener Amerikanischer Bär. Mit dem Bären hat es große Aehnlichkeit. Seine lange starke Nase ist an der Spitze stumpf und wie die kurze Stirn, weißlich und nackt. Die Ohren sind kurz und unter den Haaren versteckt, die Augen klein. Das Haar über der Stirn legt sich vorwärts; das am Kopfe, am Halse, auf dem Rücken und an den Seiten ist mehrentheils 12 Zoll lang, struppig, schwarz und am Oberleibe im Sonnenscheine schön purpurglänzend. Das Haar an der Brust und am Bauche dagegen ist kurz; die erstern mit einer weißen Querlinie gezeichnet; der Schwanz nur 5 Zoll lang und unter den Haaren versteckt. Die Beine sind sehr stark und wie bei dem Bären gebildet. Jeder Fuß hat 5 Zehen; wovon die an den Vorderfüßen mit starken, 3 Zoll lan-

gen Klauen besetzt, spitzig und zum Graben eingerichtet sind. Die Nasenlöcher bestehen in einem engen Schlitz, und gehen in die Quere. Das Gebiß ist wie bei den Faulthieren; daher die Naturforscher dieses Thier, ungeachtet seiner bärenartigen Gestalt, in das Geschlecht der Faulthiere setzen.

Es ist sanft und gutartig in seinem Betragen, und machte nicht im mindesten Miene zu beißen, als Herr Pennant, um seine Zähne zu untersuchen, ihm die Hand ins Maul steckte. Es braucht beim Fressen die Vorderpfoten, wie Hände. Wurde es aufs höchste gereizt, so that es weiter nichts, als daß es einen kurzen brüllenden Ton hören ließ. Träge und langsam, wie die beiden längst bekannten Faulthiergattungen, ist das Bärenartige nicht; es schien die Gewohnheit zu haben, sich wie ein schlafender Hund niederzulegen; auch wälzte es sich gern. Sein wahres Vaterland ist Bengalen, wo es unweit Palma auf Sandhügeln lebt. Es soll gern graben.

Taf. 21. Fig. 4. Das Amerikanische Großthier im Skelet.

(Megatherium Americanum.)

Hier ist nun eins von den fossilen großen Säugethieren der Vorwelt, wovon in dem Kommentare einer

der kurz vorhergehenden Tafeln unsers Bilderbuches die Rede war. Das Skelet des Großthiers oder Megatherium, welches hier vorgestellt ist, wurde hundert Fuß tief in einem sandigen Erdboden, unfern des la Plataströms im Spanischen Amerika ausgegraben. Es gleicht keinem Skelette unter den noch in der lebenden Natur vorhandenen. Seine Länge beträgt 12 Fuß und die Höhe 6 Fuß. Daraus kann man schließen, daß es ein Thier von beträchtlicher Größe gewesen seyn müsse. Aus der Abbildung sieht man, daß alle Hauptknochen noch vorhanden sind; nur der Schwanz fehlt ganz. Es läßt sich also über seine Beschaffenheit gar nicht urtheilen. Die Rippenknochen sind zwar mehrentheils sehr zerstückt, aber was von ihnen und überhaupt sonst noch fehlt, läßt sich sehr gut aus Gyps oder Holz ergänzen. Zähne hat dieses Thier vorn gar nicht gehabt, nur Backenzähne sind vorhanden. Ihre Bildung und der Mangel der Vorderzähne sowohl unten als oben, verräth einigermaßen das Geschlecht unter den jetzt lebenden Säugethieren, zu welchem dieses Thier zu rechnen wäre, nämlich entweder zu den Faulthieren oder zu den Gürtelthieren (Armadillen) Dazu kommt nun noch die Bildung der Klauen, welche ganz den Klauen der Thiere aus diesen beiden Geschlechtern ähnlich sind. Die Beschaffenheit des Unterkiefers läßt schließen, daß das Megatherium nicht bloß Blätter, sondern auch Zweige müsse gefressen haben.

Dieses schätzbare Denkmal der Vorzeit, welches unwidersprechlich von einer großen Revolution auf der Erde zeugt, durch welche die ganze damalige Thierwelt umkam, befindet sich im Museum der Naturgeschichte zu Madrid, und ist von dem berühmten Französischen Naturforscher Cuvier genau untersucht und beschrieben worden.

XXII. Tafel.

Teutſche Schnecken.

Fig. 1. Die ſchwarze Wegſchnecke.

(Limax ater.)

Weg = oder Erdſchnecken heißt das Geſchlecht von Würmern, wozu dieſe hier abgebildete Gattung gehört. Der Name Schnecken kommt dieſen Geſchöpfen nur ſehr uneigentlich zu; denn die wahren Schnecken ſind Schaalwürmer mit gewundenen Gehäuſen. Die Erd = oder Wegſchnecken werden, weil ſie ganz nackt und ohne Gehäuſe ſind, zu den Weich = oder Schleimwürmern gerechnet. Sie zeichnen ſich durch ihren länglichen, oben gerundeten und mit einem gekörnten härtlichen Schilde bedeckten, unten aber platten und glatten Körper und durch die 4 fadenförmigen Fühlfäden aus, wovon die

beiden größern in der Spitze 2 Fühlpunkte haben, die ihnen statt der Augen dienen. Auf der einen Seite befindet sich eine Oeffnung für die Exkremente und Zeugeglieder. Die Weg = oder Erdschnecken sind Zwitter, haben also männliche und weibliche Geschlechtstheile, paaren sich aber dennoch. Nach der Paarung legen sie Eier. Sie leben sämmtlich an schattigen, feuchten Stellen in Laubgebüschen, und nähren sich von allerlei Gewächsen.

Die hier abgebildete Gattung, — man kennt überhaupt sechszehn — ist in Gebüschen im Sommer sehr gemein. Sowohl auf sandigem, als auf lettigem Boden hält sie sich auf, wenn er nur schattigt, feucht und mit Grase und andern Pflanzen bewachsen ist. Man findet sie da, wo die Nahrung gut und überflüssig ist, an 4 bis 5 Zoll lang und fingerdick. Sie ist ihrer Farbe wegen leicht von andern Gattungen zu unterscheiden. Oben sieht ihr runzlichter Körper schwarz aus; unten ist er bläulich weiß und — völlig ausgewachsen — gelblich weiß mit einem hochgelben oder orangenfarbigen Saume. Im August paaren sich die Alten, und legen nachher kleine Haufen blaßblauer Eier von der Größe des Vogelwicken = Saamens unter das Moos und abgefallene Laub, wo man sie öfters zufällig findet. Hier liegen diese Eier den Winter über, ohne durch Frost und Nässe Schaden zu leiden, und werden

den nächsten Frühling durch die Wärme der Sonne ausgebrütet.

Die gekörnte Haut des Oberleibes besteht aus lauter kleinen Drüschen, aus welchen sich ein zäher weißlicher Schleim absondert, der an den Seiten herabfließt und sich am flachen Unterleibe ausbreitet. Dieser ist daher immer mit Schleim so bedeckt, daß die Schnecke den Weg damit bezeichnet, den sie nimmt. Eine weise Einrichtung der Natur! Ihre zarte Haut würde leicht verletzt und überhaupt der Gang ihr fast unmöglich werden, wenn der Schleim nicht wäre. Mittelst desselben schlüpft sie leicht über kleine Steinchen und andere Unebenheiten hinweg. Die Schleimbahn, welche die Schnecke hinter sich zurückläßt, fällt durch den Glanz leicht in die Augen. Die schleimigte Materie trocknet an der Luft hart. Im Sonnenscheine und auf dürrem Boden dauert dieses Thier nicht lange aus, obgleich es sonst ein zähes Leben hat; der Schleim wird zu stark hervorgelockt, und sein zu reichlicher Abfluß scheint die Schnecke zu entkräften. Ein zu starker Schleimausfluß wird auch bewirkt, wenn man die Schnecke mit Salz bestreuet. Die Salztheile reizen die empfindliche Haut, und der Schleim tritt in solcher Menge aus den Drüsen, daß es scheint, als löste sich der ganze Körper in Schleim auf. Das Thier stirbt davon.

Schlangen, Frösche und verschiedene Vögel fressen

diese Wegschnecke gern. Unwissende bestreichen sich die Warzen damit, und bilden sich ein, daß der Schleim sie verzehre. Fuhrleute werfen sie bisweilen zwischen die Achsen der Wagen, wo dann der schleimigte Körper die Dienste des Theers leistet.

Taf. 22. Fig. 2. Die Weinbergsschnecke.

(Helix pomatia.)

Diese, so wie die folgenden, sind wahre Schnecken. Das Geschlecht, zu welchem die Weinbergsschnecke gehört, führt bei den Naturforschern den Namen Landschnecken; Andere nennen sie Schnirkelschnekken. Man kennt über drittehalb hundert verschiedene Gattungen, die theils auf der Erde, theils auf Gewächsen, theils in Gewässern wohnen. Ihr Gehäuse ist einfach, schraubenförmig gewunden, und so dünn, daß die Wände durchscheinen.

Die Weinbergsschnecke ist sehr gemein in Teutschland und dem übrigen Europa in Weinbergen, Gärten und Gebüschen. Ihre natürliche Größe zeigt die Figur. Die braune Farbe ist die gewöhnliche; doch findet man auch gelblich graue und rostfarbene. Bei guter und überflüssiger Nahrung wird diese Schnecke, obwohl selten, wie ein Hühnerei groß. Die fast eirunde Gestalt

des Gehäuses, die mondförmig = rundliche Mündung und der Nabel unterscheiden die Weinbergsschnecke von allen übrigen Gattungen ihres Geschlechts. Ihre Nahrung besteht in Gewächsen. Die Paarung hat etwas Außerordentliches. Es sind Zwitter, die sich eben so, wie die Wegschnecken begatten. Wenn sich zwei mit einander vereinigen wollen, so drückt jede der andern den sogenannten Liebespfeil in die Brust. Dies ist ein Körper von der Masse des Gehäuses, also kalkartig, von der Gestalt eines vierkantigen Lanzenschaftes, vorn spizzig und 3 bis 4 Linien lang. Um die Zeit der Paarung sitzt dieser Theil locker am Halse einer jeden dieser Schnekken. Nach der Begattung legen sie Eier; diese werden durch die Sonne ausgebrütet, und die Jungen, deren Gehäuse anfangs der Größe ihres Körpers gemäß nur sehr klein sind, wachsen schnell heran. Die kalkartige Masse des Schneckengehäuses sondert sich, wie bei allen Schaalwürmern oder Konchylien, aus dem Körper ab. Eben der schleimigte Saft, den die Schnecken so häufig von sich geben, enthält die Kalktheilchen, und giebt den Stoff zum Gehäuse. Wie es sich eigentlich bilde, ist zur Zeit noch eins von den vielen unerforschten Geheimnissen der Natur.

Die Vermehrung der Weinbergsschnecken in einem einzigen Sommer ist ungeheuer. Sie gehören zu den Leckereien der Vornehmen und Reichen. Da, wo sie sich

in Menge finden, sucht man sie im Winter und Frühjahre, so lange noch die Oeffnung des Gehäuses mit dem Deckel verschlossen ist, auf, und wirft sie in stark mit Salz vermischten Weinessig zum Abschleimen. Hierdurch löst sich der Körper von den innern Wänden des Gehäuses los, und kann mittelst eines Häkchens sehr leicht herausgedreht werden. Nun kocht man sowohl die Schnecken, als die mit Salz gereinigten leeren Gehäuse. Letztere dienen dazu, den gesottenen Körper der Schnecke wieder hinein zu thun. Die Oeffnung wird mit einem wohlschmeckenden Teige, aus geriebener Semmel mit Butter und Gewürzen, verkleibt, und so bringt man die Schnecken entweder bloß, oder in Suppen auf die Tafel. Den Leckermäulern zu Folge soll dieses Gericht sehr angenehm schmecken. Der Geschmack ist verschieden.

Man unterhält da, wo diese Schnecken als Speise Abgang finden, Schneckenberge und Schneckengärten, um sie in großer Menge zu ziehen und fett zu machen. Ein Schneckenberg ist ein mit allerlei Gesträuchen und andern Gewächsen bepflanzter, etwas erhöheter, Erdhaufen, der sich mitten in einem See oder Teiche befindet. Man kann dazu auch einen schicklichen Platz im Garten mit einem Graben umgeben, der aber immer voll Wasser seyn muß, damit die Schnecken nicht fortkriechen. Ein Schneckengarten unterscheidet sich bloß

dadurch, daß er statt des Wassers mit einem hinlänglich dichten Gehege umgeben und oberhalb mit einem Drahtgitter bedeckt ist. Das Fortkriechen der Schnecken kann auch dadurch verhütet werden, daß man rings um den Platz her, worauf sie bleiben sollen, Breter legt und diese dick mit Sägespänen bestreuet. Tiefe Gruben mit glatt gehobelten Bretern ausgeschlagen und mit einem Drahtgitter überzogen, leisten ebenfalls gute Dienste.

Außer Salat und denjenigen Gewächsen, die von den Schnecken gern gefressen werden, wirft man ihnen noch allerlei unbrauchbare Früchte, besonders angefeuchtete Waizenkleie vor. Von dieser letztern werden sie ungemein fett; noch fetter aber und wohlschmeckender von Waizenmehl, womit die Griechen in Kahira sie füttern. Die Griechen und Katholiken lieben die Schnekken als eine leckere Fastenspeise und die Reichen unter ihnen wenden viel Sorgfalt darauf. In der Schweiz wird ein starker Handel damit getrieben.

Taf. 22. Fig. 3. Die Baumschnecke.

(Helix arbustorum.)

Sie gehört zu demselben Geschlecht, wie die vorhergehende, ist zwar ungenabelt, hat aber eine fast kreisförmige Oeffnung, die umgeschlagen ist, und dadurch

durch doppelt gerandet zu seyn scheint. An Größe steht sie der Weinbergsschnecke sehr nach; denn sie hält nur ¾ Zoll im Durchmesser. Die Grundfarbe ihres Gehäuses ist hellbraun mit einem schönen gelblichen zersprengelten Bande und einer weißen Lippe; doch findet man auch verschiedene Abänderungen in der Farbe und Zeichnung. Sehr gemein ist diese Gattung in feuchten Gärten am Buchsbaum und Strauchwerk, an Hecken und in Gebüschen. Durch ihren Fraß richtet sie dem Gärtner nicht geringen Schaden an. Sie selbst dient manchen Vögeln zur Nahrung.

Taf. 22. Fig. 4. Die graue Ackerschnecke.

(Limax agrestis.)

Sie gehört zu dem Geschlechte der Wegschnecken, wird ungefähr einen Zoll lang, sieht oberhalb röthlich-, unten aber weißlichgrau aus, und hat dunkle Fühlfäden. Sonst kommt sie mit den übrigen Wegschnecken überein. Man findet sie in Gärten und auf Feldern, wo sie sich am Tage unter den feuchten Erdklößen, unter Steinen und an andern feuchten schattigen Stellen verborgen hält, des Abends nach Sonnenuntergang aber hervorkommt, um zu fressen. Wo sie in Menge ist, richtet sie an dem Salat und Kohl, so wie an andern Gartengewächsen und auf den Feldern, an der jungen Saat,

großen Schaden an. Die Krähen, Dohlen und Enten fressen diese Schnecken sehr gern, und tragen daher zu ihrer Vertilgung nicht wenig bei.

Taf. 22. Fig. 5. Die Enten = Miesmuschel.

(Mytilus anatinus.)

Die Muschel sowohl, als das darin wohnende Thier hat mit der gemeinen Malermuschel, die sich in allen Flüssen Teutschlands findet, große Aehnlichkeit; doch ist erstere breiter und daher mehr gerundet, oder eigentlich eirund; auf der äußern Fläche etwas glatt, da sonst die Miesmuscheln durch ihre Rauheit sich auszeichnen; am Rande häutig und am Schlosse mit einem einfachen Striche versehen. Die verschiedenen aber düstern Farben bilden koncentrische Binden auf der äussern Fläche der Muschel. Das Fleisch des Thieres hat eine gelblich weiße Farbe, und wird von den Enten gern gefressen; daher der Name Enten = Miesmuschel.

Sie bewohnt die Seen und andere süßen Gewässer von Europa, und findet sich in manchen Gegenden Teutschlands häufig. Die eigentliche Perlenmuttermuschel, die schon an einem andern Orte abgebildet und beschrieben wurde, ist auch eine Miesmuschel.

Taf. 22. Fig. 6. Das große Spitzhorn.

(Buccinum ſtagnale.)

Das Geſchlecht, zu welchem dieſe und die folgende Schnecke gehört, wird Spitzhorn, Kinkhorn und Trompetenſchnecke genannt. Man kennt ſchon eine ſehr große Anzahl verſchiedener Gattungen. Sie zeichnen ſich alle durch die einfach gewundene Schaale aus, deren erſte Windung ſehr groß und bauchig iſt; auch haben ſie mehrentheils eine eirunde Oeffnung mit einer rinnenähnlichen Spalte und eine Spindel ohne Falten. Das darin wohnende Thier iſt eine Schnecke mit 2 fadenförmigen Fühlfäden, die an der äußern Seite mit Augen beſetzt ſind. Dieſe Schnecken ſind männlichen und weiblichen Geſchlechts. Sie unterſcheiden ſich in Rückſicht der Form ihres Gehäuſes ſehr von einander, wie die beiden abgebildeten Gattungen zeigen; daher man ſie auch in verſchiedene Familien abzutheilen pflegt.

Das große Spitz- oder Kinkhorn erſcheint hier in ſeiner natürlichen Größe und Farbe. Es iſt ein ſchön gebildetes Gehäuſe, aſchgrau, etwas geſtreift und ungefähr anderthalb Zoll lang. Man trifft dieſe Schnecke in ſtehenden Gewäſſern an.

Taf. 22. Fig. 7. Das bauchige Spitzhorn.

(Buccinum auriculatum.)

Das Gehäuse dieser Gattung hat zwar alle oben angegebene Kennzeichen; doch unterscheidet es sich sehr durch seine Gestalt. Die erste Windung ist so groß, daß die beiden übrigen dagegen sehr abstechen, und zugleich so bäuchig, daß sie beinahe rund erscheint. Die letzte Windung läuft in eine hervorstehende, sehr scharfe Spitze aus. Die Grundfarbe ist gelblich grau; die kleinern Windungen nebst dem Rande der Oeffnung fallen ins Orangegelbe, und die erste Windung führt dunkelbraune marmorartige Zeichnungen. Süße Gewässer sind der Aufenthalt.

XXIII. Tafel.

Merkwürdige Pflanzen.

Fig. 1. Die blaue Seerose.

(Nymphaea caerulea.)

Diese schöne Pflanze, welche man jetzt in Frankreich in dem Garten von Malmaison, so wie in England unterhält, stammt aus Afrika, woselbst sie nicht nur am Vorgebirge der guten Hoffnung, sondern auch in Aegypten auf überschwemmten Plätzen am Nil und vermuthlich noch in andern Gegenden des noch unerforschten Erdtheils wild wächst. Sie gehört zu dem Geschlechte der Seerosen, die man auch Seeblumen nennt, und wovon in unsern Teutschen Seen und Teichen zwei Gattungen, die weiße und die gelbe Seerose, wachsen.

Das Geschlecht der Seerosen nimmt in Linne's Pflanzensystem seinen Standplatz in der ersten Ordnung der dreizehnten Klasse (Polyandria Monogynia) ein, und zeichnet sich aus durch folgende Merkmale: Die Blumenkrone ist viel=, der Kelch vier= bis fünfblättrig; die Frucht eine vielfächerige Beere, deren Fächer viele Saamen enthalten.

Willdenow beschreibt 7 Gattungen von Seerosen, worunter die hier abgebildete blaue, als damals noch unbekannt, nicht befindlich ist. Sie macht demnach die achte Gattung aus. Ihr Stängel ist krautartig, wie bei unserer gelben und weißen Seerose. Sie dauert mehrere Jahre durch die Wurzel. Diese ist ein Knoll von der Gestalt einer Birne und von der Größe eines Taubeneies, auswendig schwarz und mit Fasern besetzt, inwendig weißgelblich. Unmittelbar aus dem obern Theile der Wurzel entsprießen die Blattstiele, die sich bis zur Oberfläche des Wassers, worin die Pflanze wächst, erheben, und die ziemlich dicken, pergamentartigen, rundlich herzförmigen, am Rande glatten Blätter sind Anfangs, wie bei unsern Seerosen, zusammen gerollt und schwimmen nachdem sie sich ausgebreitet haben, flach auf dem Wasser. Auf der obern Fläche sehen sie glänzend dunkelgrün, unten aber mattgrün und purpurroth aus. Die Blütenstiele kommen gleichfalls unmittelbar aus der Wurzel, und

erheben sich bis zur Oberfläche des Wassers, über welcher die Blume sitzt. Es sind mehrere Blütenstiele an einer Pflanze vorhanden; aber jeder trägt nur Eine Blume. Diese riecht angenehm süßlich, ist so groß, wie unsere weiße Seerose, und sieht sehr schön himmelblau aus. Sie blühet drei oder vier Tage, öffnet sich den Tag über 8 bis 10 Stunden, und verschließt sich dann wieder. Sie bleibt Tag und Nacht über dem Wasser. Die Blumenblätter, wie die des Kelchs, sind lanzetförmig, welches mit zu den Kennzeichen dieser Gattung gehört. Besonders aber unterscheidet sie sich durch die Anhängsel an den Staubbeuteln.

Die Frucht, welche nach der Blüte folgt, ist eine trockne Beere von der Größe einer Mispel, unten auf dem Kelche aufsitzend, oben mit der Narbe gekrönt und auf der ganzen Oberfläche etwas stachlicht. Die Saamen sind einem Hirsekorne an Größe ähnlich und rosenroth von Farbe.

In mehr als einer Hinsicht gleicht die blaue Seerose der berühmten Lotosblume der Aegyptier, welches ebenfalls eine Seerose ist. In Europa dauert diese schöne Pflanze den Winter über nicht im Freien aus, sondern muß in einem warmen Hause gepflegt werden. Sie soll auch auf Isle de France wachsen.

Taf. 23. Fig. 2. Die Aya = Pana.

(Eupatorium aya-pana.)

Diese in der That höchst merkwürdige Pflanze gehört zu dem Geschlechte, welches im Teutschen von Vielen Alpkraut genannt wird. Wir haben in Teutschland nur eine einzige Gattung wild aus diesem Geschlechte. Dies ist der sogenannte Wasserhanf oder das Hanfalpkraut, welches an Bächen und Flüssen wild wächst, und dessen Blüten der Farbe nach nur etwas blasser sind, als hier, die Blüten der Aya = Pana. Im Linneischen Systeme steht das Geschlecht des Alpkrauts in der ersten Ordnung der neunzehnten Klasse (Syngenesia Polygamia aequalis.) Alle Gattungen führen einen nackten Saamenboden; ein fedrigtes Haarkrönchen; einen länglichen und geschuppten Kelch und halbgetheilte lange Staubwege.

Die Aya = Pana, oder das Aya = Pana = Alpkraut, ist eine mehrjährige Pflanze mit krautartigem Stängel, der sehr zart ist, und mit dem untern Ende auf der Erde liegt. Er hat eine röthliche Farbe, theilt sich in mehrere Zweige, und wird ungefähr zwei Fuß hoch. Die Blätter am untern Theile des Stängels sind größer, als die an dem obern Theile und an den Zweigen, und stehen einander gegen über, da die letztern wechselsweise sitzen. Alle sind lanzetförmig, völlig glattrandig oder ungetheilt am Rande und

fast dreinervig. Die Blüten haben eine schöne purpurrothe Farbe, und bilden lockere End- und Achselsträußer; ihre Kelche sind ungleich und vielblütig

Die Aya-Pana wächst auf der rechten Seite des Amazonenstroms am Ufer. Die Einwohner der dortigen Gegend haben sie längst für ein Schweißtreibendes und besonders für ein kräftiges Mittel wider Gifte betrachtet. Der Französische Erdumschiffer, Kapitän Baudin, nahm diese Pflanze vor einigen Jahren mit nach Isle de France, wo sie, laut mehrern Nachrichten, schon eben so berühmt seyn soll durch ihre Eigenschaften, wie in ihrem Vaterlande. Sie riecht ausnehmend gewürzhaft, und hat sich, Versuchen zu Folge, auch als ein sehr kräftiges Mittel wider den Skorbut erwiesen. Von ihrer giftwidrigen Kraft sind im vorigen Jahre zwei neue Belege bekannt geworden. Ein Teutscher, Namens Sieber, welcher sich um der Einsammlung von Naturalien willen nach Brasilien begab, machte folgende Erfahrungen: er wurde von einer dort einheimischen Raupe, die unter ihren langen Haaren Stacheln hatte, am Mittelfinger der rechten Hand verwundet. Ohne Zweifel befand sich in den Stachelhaaren dieser Raupe eine giftige Materie, wie dies auch bei unserer einheimischen Processionsraupe der Fall ist, und durch dieses, also nicht eigentlich durch den Stich selbst, entstand eine starke Entzündung nicht nur am

Finger, sondern am ganzen Vorderarme, welcher fast bewegungslos ward. Herr Sieber zerquetschte die Aya-Pana, und legte sie mit dem Safte auf den Arm. Nach wenigen Minuten ließ der Schmerz nach, der Arm ward wieder biegsam, und war den folgenden Tag zu gebrauchen. Nur die gestochenen Stellen am Finger schmerzten noch zwei Tage lang etwas.

Ein andermal verwundete Herrn Sieber des Nachts im Schlafe eine kleine Scolopender, oder Assel an der Stirn über dem Auge. Er wachte darüber auf, und fieng das Insekt. Der Schmerz ward heftig, und weil er in der Nacht die Aya-Pana nicht erhalten konnte, so nahmen die Wirkungen des Giftes zu. Der Gebrauch der Aya-Pana dämpfte zwar den Schmerz; allein da sie nicht zeitig genug angewendet wurde, konnte sie die Eiterung nicht mehr verhüten, und es bildete sich eine hornförmige Erhöhung von mehr als einem Zoll.

Der Gehülfe des Herrn Sieber, welcher im Walde auch von einem giftigen Geschöpfe, ohne zu wissen, von welchem, am Fuße verwundet wurde, und sehr an Entzündung und Geschwulst litt, brauchte die Aya-Pana mit glücklichem Erfolge. — Es ist zu wünschen, daß erfahrne Aerzte bald Gelegenheit finden mögen zu versuchen, wodurch die wohlthätigen Wirkungen dieser merkwürdigen Pflanze außer allen Zweifel gesetzt werden.

XXIV. Tafel.

Gibraltar

und die schwimmenden Batterien.

Die kleine aber berühmte Festung Gibraltar von der man so oft in den Zeitungen liest, verdient allerdings ihrer Lage und Beschaffenheit nach näher bekannt zu seyn. Wir sehen sie hier nebst der umliegenden Gegend nach einer Zeichnung vorgestellt, welche eine geschickte Hand an Ort und Stelle im Jahre 1782 verfertigte.

Der Name Gibraltar ist Arabischen Ursprungs und eigentlich aus den Arabischen Wörtern Gebel-Tarif zusammen gezogen. Die Benennung kommt ursprünglich dem Felsen zu, und schreibt sich aus den Zeiten her, in welchen die Araber Spanien beherrschten. Spaniens südlichste Provinz, Sevilla, ist der Grund und Boden,

worauf die Festung Gibraltar liegt. Das mittelländische Meer begränzt Sevilien gegen Süden. Die Küste ist an vielen Orten felsigt. Die Meeresfläche Fig. 2. Num. 6, welche man auf der Abbildung zwischen dem Felsenberge und der Stadt Algeciras Num. 7. auf der diesseitigen Küste erblickt, ist eine beträchtliche Bai, die das Meer hier tief ins Land hinein macht. Sie erstreckt sich von Süden nach Norden hinauf. Die Landzunge, worauf Gibraltar liegt, ist flaches Land bis zur Spitze, woselbst sie sich in Felsenberge endigt, die ungefähr 5200 Klafter lang und 1500 Klaftern breit sind. Diese Berge werden zwar oben auf den Gipfeln und auch an den Seitenflächen durch Vertiefungen und Einschnitte von einander abgesondert; machen aber doch im Grunde nur ein zusammenhängendes Ganze, also nur Einen Berg aus. Es sind völlig kahle öde Felsen.

Nach der geographischen Lage läßt sich das Klima von Gibraltar beurtheilen. Die äußerste Südküste von Sevilien erstreckt sich bis zum 36sten Grade der Breite, und Gibraltar liegt etwa eine Meile höher nach Norden herauf. So tief nach Süden hinab erstreckt sich selbst die südlichste Küste von Sicilien nicht; folglich liegt Gibraltar in dem südlichsten Theile von ganz Europa. Die Hitze ist daselbst im Sommer auch sehr groß, und würde gewiß noch weit größer seyn, zumal da der kahle Felsen die Sonnenstrahlen so stark zurückwirft, wenn die See-

luft nicht Kühlung herbei führte. Schnee und Eis sind in der dortigen Gegend unbekannt. Die Temperatur der Luft sinkt nie bis auf den Gefrierpunkt hinab. Da, wo der Boden den Anbau der Gewächse verstattet, pflanzt man Citronen, Orangen und andere köstliche Fruchtbäume, die bei uns nur 4 bis 5 Monate im Freien aushalten, und dann in Gewächshäuser gestellt werden müssen.

Das mittelländische Meer ist in der Gegend von Gibraltar am engsten. Auf der entgegengesetzten Seite springt nämlich die Küste von Afrika eben so und noch stärker ins Meer hervor, als die Küste von Spanien. Die Beschaffenheit der beiderseitigen Küstenspitzen verräth es deutlich, daß Afrika ehemals mit Europa in diesem Punkte zusammen gehangen haben und durch ein Erdbeben oder sonst eine große Erdrevolution getrennt seyn müsse. Die Meerenge heißt die Enge von Gibraltar, und beträgt nur 2 bis drittehalb Teutsche Meilen. Es erweckt eine ganz eigene Empfindung, wenn man auf der südlichsten Spitze von Spanien am Meere steht, und mit bloßen Augen die Küste eines andern Erdtheils, die Küste von Afrika, deutlich erblickt.

Die Meerenge ist es besonders, welche den kahlen unfruchtbaren Felsen von Gibraltar so wichtig macht, daß

die Engländer Millionen aufopfern, um im Besitz desselben zu bleiben. Ohne diesen Felsensitz beherrschten sie das mittelländische Meer nicht, und ihr Handel nach den Küstenländern desselben, besonders nach der Levante, wäre vielen Gefahren unterworfen. Der Vortheil, der aus diesem Handel fließt, ersetzt dieser übermächtigen Handelsnation reichlich die beträchtlichen Kosten, die sie auf die Unterhaltung einer Festung verwenden muß, die so ganz abgeschnitten vom Lande, vom Meere her mit allen Bedürfnissen versehen werden muß.

Bis zum Jahre 1704 besaßen die Spanier den Felsenberg und die Festung Gibraltar als ein natürliches Zubehör ihres Landes. Im gedachten Jahre eroberte die Englische Flotte unter dem Admiral Rooc die Festung, und seitdem sind die Engländer zum nicht geringen Schaden und Verdrusse der Spanier und selbst der Franzosen im Besitze derselben geblieben. Nach der Eroberung wurde Englischer Seits ein Prinz von Hessen-Darmstadt mit einer starken Besatzung in der Festung zurückgelassen. Er hatte bald darauf eine heftige Belagerung von einem Spanischen und Französischen Heere auszustehen, welche ein halbes Jahr hindurch mit der größten Anstrengung, aber dennoch fruchtlos fortgesetzt wurde. Das vereinte feindliche Heer mußte im März des Jahres 1705 die Belagerung aufgeben. Im Jahre 1710, im November, machte Spanien einen neuen

Versuch zur Wiedereroberung des so wichtigen Postens; allein die Engländer thaten einen Ausfall auf das Spanische Lager, verbrannten es, und nahmen die Belagerer gefangen. Im Utrechter Frieden, im Jahre 1713, wurde von Seiten Spaniens, die Stadt und Festung Gibraltar nebst Forts und Haven an England abgetreten; aber bereits im Jahre 1727 fiengen die Spanier schon wieder eine Belagerung an, die jedoch nichts fruchtete.

Die Ansicht von Gibraltar zeigt, daß eine Belagerung von der Landseite gegen diesen Felsen schwerlich jemals von glücklichem Erfolge seyn wird, sobald die Festungswerke gut erhalten und vertheidigt werden, und, was das Wichtigste ist, so lange eine Nation Gibraltar besitzt, die das Meer beherrscht. Könnte man die Englischen Schiffe von diesem Felsen zurückhalten, und Gibraltar vom Meere aus blockiren; so würde es nicht lange Widerstand zu leisten im Stande seyn. So aber mag man dem Städtchen und seinen Einwohnern, so wie der Festung und ihrer Besatzung, von der Landseite her immerhin alle Zufuhr von Bedürfnissen abschneiden; es ist vergeblich; denn vom Meere her wird für alles gesorgt.

Da die Spanier von Gibraltar aus, selbst wegen Ueberfälle der Engländer besorgt seyn mußten, und wohl sahen, daß sie dieser Nation den Felsensitz sobald nicht

wieder entreißen würden: so legten sie im Jahre 1731 die auf der zweiten Figur der Tafel unter Num. 5 vorgezeichneten Linien an. Sie bestehen aus aufgeworfenen Gräben und Wällen, die an mehrern Stellen mit Redouten versehen sind, und quer über die ganze Landzunge von einer Seeküste derselben bis zur andern reichen. An beiden Enden der Linien sind kleine Festungen oder Forts errichtet, von welchen aus man einen Theil von der Stadt, nämlich den alten Damm, hinter welchem die Schiffe liegen, und das Wasserthor beschießen kann. Die Absicht der Spanier bei Veranstaltung dieser Werke war zugleich, die Engländer zu nöthigen, daß sie in der Festung eine stärkere Besatzung und in der Bai, wo die Winde viel Schaden anrichten können, mehr Kriegsschiffe halten müßten, welches den Aufwand für diesen Felsensitz allerdings beträchtlich vermehrte. Die Engländer dagegen legten Verschanzungen und Batterien hoch den Berg hinauf an, den Spanischen Linien gerade gegen über. Sie sind bei Num 3. angezeigt. Mit Batterien, d. h. von Erde aufgeworfenen, mit Pallisaden befestigten und mit Brustwehren versehenen Standplätzen für grobes Geschütz ist denn auch die ganze Landzunge auf der Westseite bis zur äußersten Spitze Num. 4. hinaus reichlich besetzt, so daß die Kanonen jeden Angriff auch zur See abhalten können, so lange die Belagerten mit Munition und den übrigen Bedürfnissen hinlänglich versehen sind.

Als im Jahre 1779 der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, wurde Gibraltar Anfangs von Seiten der Spanier blockirt und im Jahre 1782 so heftig bombardirt, daß die Stadt mit allen übrigen Anlagen bis auf die Festungswerke zerstört wurde. Dies war aber auch alles, was die Spanier für ihre Anstrengungen ärndteten, und diese waren in der That ungewöhnlich. Man begnügte sich nicht bloß mit den Landbatterien, um Gibraltar aufs schärfste zuzusetzen, sondern bediente sich auch der schwimmenden Batterien, deren Erfinder der Französische Ingenieur Arcon war. Die erste Figur unserer Tafel giebt eine Vorstellung von diesen sinarcichen Werken. Num. 1. ist ein Floßschiff mit einer doppelten Batterie. Es enthält 210 Kanonen in einer doppelten Reihe über einander. Vier starke Ruder setzten diese schwerfällige Masse in Bewegung. Ein künstliches Dach deckte die Mannschaft vor den Schüssen der feindlichen Batterien, die vom Lande das Feuer der schwimmenden erwiederten. Num. 2 stellt ein ähnliches Fahrzeug vor, aber nur mit Einer Reihe Kanonen oder Einer Batterie. Num 3. ist eine Kanonenbarque mit einer Kanone; Num. 4 und 5 sind Bombardierbarquen mit einem und zwei Mörsern.

Die Gegenstände auf der Westseite der Bai oder Gibraltar gerade gegen über, sind, außer der Spanischen

Stadt Algeciras, welche nicht groß ist, und nach welcher die Bai benannt wird, mehrere alte Thürme, die vermuthlich theils als Warten, theils dazu dienten, Kanonen darauf zu stellen. Der mittelste von den drei Thürmen auf der Landseite von Algeciras liegt zwischen zwei Bächen, welche vom Lande herabkommen, und sich hier in die Bai ergießen. Die Ufer der Bai sind hier flach und mit einigen Bäumen und andern Gewächsen besetzt. Jenseits Algeciras, fast der äußersten Spitze von Gibraltar gegen über, liegt ein Inselchen, welches auch Algeciras heißt. Es ist mit Festungswerken besetzt, und dient zur Vertheidigung der Stadt von der See her. Die Bai zwischen ihr und der Küste des festen Landes heißt Bai von Getaro. In diese Bai fällt dicht bei Algeciras der kleine Fluß de la Mia. Der letzte Thurm heißt der Thurm von St. Garcia.

Die Stadt Gibraltar besteht nur aus etlichen hundert Häusern, und enthält ungefähr 3000 Einwohner, die aus Englischen und Irländischen Kaufleuten und Krämern, desgleichen aus Spaniern, die bei der Eroberung ansässig waren, aus Genuesern und zahlreichen Juden bestehen. Die Spanier haben freie Religionsübung. Im vorigen Jahre, als Mallaga und überhaupt das südliche Spanien von der furchtbaren Krankheit, dem gelben Fieber, so sehr entvölkert wurde, schlich sich dieses Uebel auch in Gibraltar ein,

und richtete den größten Theil der Einwohner zu Grunde. Es hieß, Spanien, welches sich gegenwärtig wieder im Kriege mit England befindet, würde in Verbindung mit den Franzosen sich der Gelegenheit bedienen, um das unvorbereitete und durch die Krankheit geschwächte Gibraltar anzugreifen, allein es geschahe bisher nichts gegen die Felsenfestung.

Wir wollen die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, die sich hier bei Erwähnung des gelben Fiebers darbietet, den Lesern unseres Kommentars eine kurze Nachricht über dieses furchtbare Uebel mitzutheilen. Diese pestartige ansteckende Krankheit ist aus Amerika nach Europa gekommen. Dort nimmt sie in den vereinigten Staaten von Jahre zu Jahre zu. Ihren Namen hat sie von der citronengelben Farbe, welche zuerst die Augen des Kranken, dann die äußere Haut und zuletzt alle Theile des Körpers annehmen. Die Spanier nennen diese Krankheit das schwarze Erbrechen, welches ein anderer schwerer Umstand ist, der sie begleitet. Das gelbe Fieber ist keine langwierige Krankheit. Die Zeichen, die sie begleiten, folgen schnell auf einander, und führen den Patienten rasch entweder zur Genesung oder zum Grabe.

Vor dem eigentlichen Ausbruche der Krankheit fühlt

man eine Mattigkeit durch alle Glieder, welche mit Schläfrigkeit und Stumpfheit der Seelenkräfte verbunden ist. Heftige Kopfschmerzen sind der Anfang der eigentlichen Krankheit; auch der Rücken, die Arme und Beine fangen an zu schmerzen; dabei leidet man abwechselnd Hitze und Frost. Die Haut wird trocken, und hie und da erscheinen auf derselben röthliche Flecke, die hernach eine violette Farbe annehmen. Nun geht die Krankheit raschen Schritts weiter. Das Weiße in den Augen unterläuft mit Blut, und erscheint von einer glänzenden Feuchtigkeit benetzt; das Athmen wird schwerer und durch öftere Seufzer unterbrochen; der Athem ist heiß, und der unregelmäßige, schnelle Puls verräth große Unordnung im Blutumlaufe. Schlägt er, wie es bisweilen der Fall ist, wie im gesunden Zustande, so ist die Gefahr größer.

Schon beim Anfange des Uebels stellen sich öfters Taubheit und häufige Ohnmachten ein. Bald empfindet man einen heftigen Durst, die Zunge röthet sich, und wird mit einem schwarzen Schleime überzogen, der sehr übel riecht. Nunmehr klagt der Patient über heftige Hitze um die Magengegend. Es erfolgen Erbrechungen, durch die erst Schleim, bald aber eine fressende Säure abgeht. Manchmal befindet sich in dieser Säure zugleich grüne und gelbe Galle; manchmal nicht. Wenn sie vorhanden ist, so geht sie bald in eine schwarze Materie

über, die dem Bodensatze von Tinte oder Kaffee ähnelt, wie faule Eier riecht, und so scharf ist, daß sie den Schlund dermaaßen zerfrißt, daß die Haut vom Gaumen sich ablöst. Wenn der Patient nicht verstopft ist, so hat er eine schwarze Diarrhöe.

Nach diesen Symptomen erfolgt Entzündung, wodurch die Säfte aufgelöst werden. Nun scheint das Fieber nachzulassen; allein dies ist eine Anzeige, daß es zu Ende geht. Der Puls wird schwach, konvulsivisch, unterdrückt, der Kranke wirft sich unruhig herum, und phantasirt bisweilen. Die Diarrhöe und das schwarze Erbrechen matten ihn immer mehr ab. Er nimmt die Lage auf dem Rücken an, und gleitet mit aufgehobenen Knieen gegen den Fuß des Bettes. Jetzt werden die Augen, sodann die Haut und bald alle Theile des Körpers gelb, und die Auflösung aller Säfte ist vollendet.

Hat man dem Patienten zu Anfange der Krankheit zur Ader gelassen, so bricht nun die Wunde auf. Auch die festen Theile lösen sich auf; der Brand greift allenthalben um sich. Der Geruch ist unausstehlich, und verkündigt den nahen Tod des nun nicht mehr zu rettenden Unglücklichen.

In den Freistaaten von Amerika hat das gelbe Fieber schon seit mehrern Jahren fürchterliche Verwüstungen angerichtet. Nach Europa kam es zum erstenmale

vor zwei Jahren, wo im südlichen Spanien Cadix und Mallaga sehr dadurch entvölkert wurden. Im vorigen Jahre breitete es sich nicht nur in Spanien noch weiter aus, so daß auch, wie schon erwähnt, Gibraltar die mehresten Einwohner verlor; sondern es drang auch bis Italien, woselbst jedoch nur die einzige Stadt Livorno litt. Es ist kein Zweifel, daß dieses verheerende Uebel weiter um sich greifen und in mehrern Europäischen Ländern Verwüstungen anrichten werde, wenn man nicht die strengsten Maaßregeln zur Abhaltung desselben nimmt.

Unreinlichkeit, sumpfigte, feuchte Gegenden, unmäßige Lebensart und große Hitze leisten dem gelben Fieber erstaunlichen Vorschub, und verbreiten es unbegreiflich schnell. Darum griff es in Spanien um sich, wo, wie bekannt, Sauberkeit und Reinlichkeit eben nicht an der Tagesordnung sind, und die Hitze in den Monaten Julius, August und September so hoch steigt, daß wir davon keine Vorstellung haben. Selbst der Oktober ist dort noch heiß. Stellen sich Regen und kühlende Winde ein, so wird diese ansteckende Krankheit schnell gehemmt.

XXV. Tafel.

Rosen-Arten.

Fig. 1. Die Mairose.

(Rosa Majalis.)

Die Mairose ist eine schöne Zierde unserer Gärten, denn sie blüht vor allen andern Rosen zuerst im Mai, davon sie auch ihren Namen hat; und ihr Strauch ist nicht allein voll und ansehnlich, und blüht sehr voll, sondern man kann auch leicht kleine Rosenbäume von 7 bis 8 Fuß Höhe davon ziehen, deren Kronen mit voller rother Blüte prangen. Sie heißt sonst noch die Zimmtrose (Rosa cinnamomea) nicht sowohl weil sie wie Zimmt röche (als welches nicht der Fall ist, denn sie hat einen schwachen gewöhnlichen Rosengeruch), sondern weil ihr ein und zweijähriges Holz schön Zimmtbraun, und beinahe wie Zimmtrinde aussieht.

Ihr Strauch ist 5 bis 6 Fuß hoch, sehr holz- und laubreich, einheimisch in Teutschland, wo er oft wild wächst, unsre Winter ausdauert, und man kann ihn gut zu Hecken und Spalieren brauchen. Die Blumen sind sehr kleinkrausig gefüllt, ohngefähr 2 Zoll im Durchmesser groß, rothfleckig getuscht, so daß sich ihr

karmesinroth nach den Spitzen der Blätter, und besonders der Füllblätter oft ins Weiße verläuft. Ihr Strauch blüht sehr voll und ziemlich lange, trägt aber selten Früchte.

Taf. 25. Fig. 2. Die fleischfarbene Büschelrose.

(Rosa umbellata flore carneo).

Das äußerst blasse delikate Rosenroth dieser schönen Blume ist von der höchsten Zartheit und Reize; ihre hohe Schönheit, und man kann sagen, ihr Jugendreiz dauert fast nie länger als einen einzigen Tag; dann zerflattert ihr schöner, leichter, geschmackvoller Bau — und sie wird oft so groß als eine gefüllte Mohnblume, ihr delikates frisches Fleischfarb verblüht in ein fades weiß, und sie fällt bald aus. Am ersten Tage ihres Aufblühens ist sie gewöhnlich 4 Zoll im Durchmesser groß, stark aber locker gefüllt; dann wächst sie noch ein Paar Tage zu einer beträchtlichern Größe, und verblüht schnell.

Ihr Strauch wird selten höher als 4 Fuß, hat zartes grünes Holz, und setzt seine Blumen büschelweise an, daher sie auch die Büschelrose heißt. Seine gefiederten grünen Blätter haben oft einen weißen Duft auf sich, als wenn sie bepudert wären, welches überaus gut zu der delikaten Farbe der Blume paßt, und dieser Rose ein überaus sanftes, reizendes Ansehen giebt. Der Strauch ist nicht sehr zärtlich in unsern gewöhnlichen Wintern.

Sechs und achtzigster Heft.

XXVI. Tafel.

Aegyptische Gottheiten.

Die Religion der alten Aegyptier war ein grober Bilder- oder Götzendienst; dem bei dem klügeren Theile der Nation ursprünglich vernünftige Vorstellungen zur Grundlage lagen. Sie hat in den verschiedenen Epochen dieses Volks mancherlei Veränderungen erlitten. Vor Moses Zeiten verehrte man in Aegypten die beiden größten und wohlthätigsten Himmelskörper, die Sonne und den Mond, welche man für lebendige und selbstständige Wesen hielt, und denen man Einwirkung auf die Erde und ihre Bewohner zuschrieb. Dies leitete bald auf die Idee, sie als Gottheiten zu betrachten, deren Wohlwollen man sich durch besondere Aufmerk-

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

samkeit und Verehrung zu erwerben suchen müsse. Man beobachtete sorgfältig die Veränderungen in dem Laufe beider Gestirne, und erwählte sie unter dem Namen Isis und Osiris zu den Hauptgottheiten des Landes.

Bekanntermaaßen verdankt Aegypten dem Nil einzig seine wunderbare Fruchtbarkeit. Ohne ihn, der mitten in einer öden dürren Sandwüste durch seinen fetten Schlamm ein herrliches Thal bildete, in welchem reiche Saaten gedeihen, und ohne seine jährliche Ueberschwemmung wäre Aegypten ein unbewohnbares oder höchstens für Nomaden brauchbares Land. Die wohlthätigen Ueberschwemmungen des Nils schienen den Aegyptiern mit dem Laufe der Sonne und des Mondes in engster Verbindung zu stehen, und so konnte es nicht fehlen, daß die Verehrung, welche man jenen Gestirnen erwies, auch auf den Nil übergieng. Mehr noch, als die Veränderungen im Laufe der Sonne, waren die des Mondes bemerkbar. Man entdeckte bei aufmerksamer Beobachtung, daß allemal in dem Zwischenraume von einem Steigen des Nils bis zum andern 12 Vollmonde erfolgten. Dies gab Veranlassung zu der Festsetzung des Mondenjahres. Indeß konnten die Abweichungen, die hierin sich ergeben, keineswegs lange unbemerkt bleiben. Sie erweckten das Bedürfniß einer vollkommneren Zeitrechnung, und um

ſie zu erhalten, richtete man ſeine Aufmerkſamkeit noch mehr auf den Lauf der Sonne, und erfand das Sonnenjahr welches zugleich das Religionsjahr ward.

Nach und nach entdeckte man noch andere Geſtirne, die ihren Stand am Himmel gegen die übrigen veränderten. Dies waren die Planeten. Man benannte dieſe Himmelskörper, ſchrieb ihnen gleichfalls Einfluß auf die Erde und ihre Bewohner zu, und ſo durften auch ſie von der Verehrung nicht ausgeſchloſſen werden.

Die älteſte Religion der Aegyptier, welche von ſimpler Anſchauung der glänzendſten Geſtirne veranlaßt wurde, und mit ſteigender Kenntniß ihres Laufes immer mehr Ausbildung erhielt, gründete ſich alſo auf die Aſtronomie.

Zu Herodots Zeiten, der beinahe 500 Jahre vor Chriſti Geburt geboren wurde, theilten die Aegyptier ihre Gottheiten in drei Klaſſen, wovon die erſte acht, die zweite zwölf, die dritte neun enthielt. Zu dieſer letztern gehören die auf der Tafel abgebildeten Gottheiten, welche, wie die übrigen der dritten Klaſſe, Sinnbilder oder Symbole des Laufs der Geſtirne und der darauf gegründeten aſtronomiſchen Zeitrechnung ſind.

Fig. 1. Isis.

Isis war eine weibliche Gottheit der Aegyptier, und ursprünglich das Sinnbild des Mondes, hernach aber der fruchtbringenden, gebärenden und segensreichen Natur überhaupt. Man findet sie unter den Aegyptischen Gottheiten am häufigsten auf alten Denkmälern der Kunst vorgestellt. Hier in unserer Abbildung, erscheint sie in weiblicher Gestalt, auf dem Kopfe mit einer Binde, deren Zipfel bis auf den Busen herabreichen, und angethan mit einem einfachen Schurz, bis auf die Hälfte der Schenkel.

Die Fabel der Alten beschreibt die Isis als ein wirkliches Weib und als Gemahlin des Osiris, mit dem sie gemeinschaftlich Aegypten sehr wohlthätig regierte. Ihr schrieb man es zu, daß das Volk der Barbarei entrissen, gebildeter und menschlicher ward. Sie lehrte Gerste und Waizen bauen und hieraus, so wie aus den Früchten der Lotusblume (einer Gattung Seeblumen) Brod backen; auch gab sie sehr weise Verordnungen. Als einst Osiris ihr Gemahl sich in ferne Länder begab, wurde sie von ihm zur einzigen Regentin des Landes bestellt, wo sie denn gleichfalls viel Einsicht und Weisheit zeigte. Daher verehrte man nun auch die Isis in ganz Aegypten mit ungemeinem Eifer, und stellte ihr

zu Ehren Processionen an, wobei Getraidegarben umher getragen wurden, die sodann den Priestern der Götter zufielen. Bei dem Isisdienste räucherte man stark mit allerlei morgenländischen Spezereien, fastete, opferte und nahm sonst noch verschiedene, zum Theil lächerliche Gebräuche vor. Unter den Thieren waren ihr die Kuh und eine Antilope heilig, welche die Naturforscher Antilope oryx oder Pasan nennen.

Vielleicht war Isis einst eine wirkliche Person, eine Aegyptische Königin, die sich um das Land sehr verdient machte, oder welcher die Schmeichler Verdienste nachrühmten. Die wahre Geschichte, die etwa zum Grunde liegen mag, ist durch einen Wust von Erdichtungen verdunkelt worden.

Späterhin gieng der Isisdienst nach Griechenland, und dann selbst nach Rom über. Man ahmte hier die Aegyptischen Gebräuche bei den Festen der Göttin mit sehr vielen Veränderungen nach, und setzte noch eine Menge neuer Gebräuche hinzu, die zum Theil sehr geheim gehalten und daher die Mysterien (Geheimnisse) der Isis genannt wurden. Es lag dabei Priesterbetrug und Gewinnsucht zum Grunde; denn wer sich in die Mysterien einweihen lassen wollte, mußte den Isispriestern Geschenke machen, und sich allerlei Uebungen unterwerfen. Die Gebräuche bei den Feierlich-

keiten nahmen von Zeit zu Zeit eine andere Gestalt an, je nachdem es dem Geschmacke der Eingeweiheten beliebte. Unter dem Kaiser Domitian waren sie bereits so ausgeartet, daß man sich dabei der frechsten Wollust überließ, und schon längst hatten sie mit dem alten Aegyptischen Isisdienste, der freilich auch weiter nichts, als alberne Pristergrimassen war, nichts als den Namen gemein.

Taf. 26. Fig. 2. Isis und Horus.

Horus oder Orus war der Sohn der Isis und gleichfalls eine Aegyptische Gottheit. Die Figur stellt hier die Mutter dar, wie sie ihr Kind auf ihrem Schooße hält, um ihm die Brust zu reichen. Ihr Haupt deckt eine Haube, oben mit einem Ibiskopfe geziert. Ein enges faltenloses Gewand umgiebt die Hüften, und reichet bis zu den Füßen hinab. Diese Figur ist ebenfalls von einem alten Kunstwerke entlehnt, wovon die Alterhumsforscher mancherlei Erklärungen geben. Horus, sagen sie, bedeutete bei den Aegyptiern die Sonne, von dem längsten Tage an bis gegen die Tag- und Nachtgleiche, welches die Zeit des Austritts des Nils ist. Von dem Austritte des Nils hängt Aegyptens Fruchtbarkeit ab; der Theil des Jahres also, den man durch Horus bezeichnete, war die Zeit froher Hoffnungen, die Zeit der Keime, die hernach Früchte werden sollten. Man bil-

dete den Horus als einen Knaben, als Hoffnung zum einstigen Manne. Da nun Isis das Symbol der erzeugenden Natur war, vermählt mit Osiris, oder der belebenden Kraft; so sahe man treffend den Horus, das Sinnbild der fruchtbringenden Ueberschwemmung des Nils, als ihren Sohn an.

Die Fabel erzählt — und vielleicht liegt auch eine wahre aber sehr entstellte Geschichte zum Grunde — daß Horus der letzte Regent aus dem Götterstamme war, der über Aegypten so wohlthätig regierte. Sein Vater Osiris wurde von seinem Bruder Typhon getödtet, und er selbst von seiner Mutter Isis der Latona übergeben, die ihn auf einer Insel vor Verfolgungen bewahrte. Nachher tödteten ihn die Titanen, und warfen ihn in den Fluß. Seine Mutter, die ihn wiederfand, rief ihn ins Leben zurück, und machte ihn unsterblich. Um den Tod seines Vaters zu rächen, warb er, als er erwachsen war, Truppen an, bekriegte den Typhon, nahm ihn gefangen, und überlieferte ihn seiner Mutter Isis. Diese ließ — sonderbar genug — obgleich er ihren Gemahl getödtet hatte, und sie vorher ihren Sohn zur Rache anfeuerte, den Typhon nicht nur nicht hinrichten, sondern schenkte ihm sogar zum großen Verdrusse ihres Sohnes die Freiheit. Da er nun fortfuhr, dem Horus die Krone streitig zu machen, überwand ihn dieser zum zweitenmale, wobei Typhon wahrscheinlich umkam.

Taf. 26. Fig. 3. Horus in der Gestalt einer Terme.

Termen waren bei den Alten Bildsäulen, welche man auf die Gränzen setzte. Die Römer hatten hiezu eine eigene Gottheit, die sie unter dem Namen Terminus verehrten. Hier ist nun die Aegyptische Gottheit Horus als Terme vorgestellt. Sie trägt auf dem Kopfe einen Discus, d. i. eine Wurfscheibe. Diese war ein scheibenförmiges, aus Stein oder Metall verfertigtes, in der Mitte mit einem Loche versehenes Instrument zum Werfen. Es wurde nämlich ein Riemen so in dem Loche befestigt, daß sich der Discus daran umschwingen, und wenn der Schwung kräftig genug war, fortschleudern ließ. In der Hand hält sie ein Winkelmaaß und einen Augurstab.

Taf. 26. Fig. 4. Osiris mit dem Adlersgesichte.

Dies ist die schon erwähnte männliche Gottheit der Aegyptier, der Gemahl der Isis, der Vater des Horus und das Symbol der Sonne, wie wenigstens die mehresten Alten dafür hielten. Das, was die alten Griechischen und Römischen Schriftsteller von Osiris erzählen, ist, wie gewöhnlich, ein Gewirr von widersprechenden Fabeln, aus denen sich kein Mensch zu finden weiß, de-

nen aber auch gewiß wieder eine wahre Geschichte zum Grunde liegt.

Osiris war, wie schon gesagt, ein König der Aegyptier aus dem Götterstamme und großer Wohlthäter seines Volks. In Verbindung mit seiner Gattin Isis führte er mächtige Dinge aus, wodurch er sich unsterblichen Ruhm bei seinen Unterthanen erwarb. Er bauete die berühmte Aegyptische Stadt Theben; errichtete Werkstätte zu allerlei nützlichen Werkzeugen, zumal für den Ackerbau, weihete Tempel den Göttern, und ließ ihnen goldene Bildsäulen setzen. Er wollte, fährt die Fabel fort, nicht bloß Aegypten, sondern die ganze Erde beglücken, und unternahm daher mit einem Heere eine große Reise in alle Gegenden derselben. Zuerst gieng er nach Aethiopien, wo er viele nützliche Anstalten traf; dann zog er durch Arabien bis in die entlegentsten Theile Indiens und von da weiter durch Asien. Ueberall entwöhnte er die Völker von der Wildheit, gab ihnen Gesetze, lehrte sie Ackerbau und Weinbau, und ließ sonst tausend Spuren seines Eifers zum Besten der Menschheit zurück. Bei seiner Zurückkunft war es nun, wo Typhon, sein schlechtgesinnter Bruder, ihn ums Leben brachte, um sich selbst auf den Thron zu schwingen. Sein Körper wurde in einen Kasten gelegt und dieser auf den Nil gesetzt. Der Strom trieb ihn ins Meer nach der Phönizischen Küste, wohin sich Isis

selbst begab, um den Leichnam zu holen. Sie fand ihn, nahm ihn mit, mußte aber zu ihrer Betrübniß erleben, daß ihn Typhon entwandte, in Stücke zerriß, und die Stücke umher streuete. Die treue Gattin bemühete sich auch jetzt noch, den Leichnam ihres Gemahls der Beschimpfung zu entziehen. Mit Sorgfalt suchte sie die zerstreueten Glieder auf, und fand sie alle, bis auf einige, welche in den Nil geworfen waren.

Schon die Alten legten diese Mythe verschiedentlich aus, und waren uneins über die Bedeutung derselben. Es ist daher nicht zu erwarten, daß die Neuern sie deuten werden. Was liegt aber auch daran? Zu verwundern ists, daß man sich nur Mühe giebt, sie zu erklären. Indeß hat man den Osiris in dieser Fabel als den Nil betrachtet, der der Segen des Landes ist, wenn er anschwillt. Traurigkeit verbreitet sich in den Herzen der Bewohner, wenn der Nil fällt. Da es nun scheint, als verschlänge das Meer den abnehmenden Nil, so bedeutet — sagt man — der Tirann Typhon das Meer. Isis soll hier die fruchtbare Erde seyn. Sie sucht die Ueberreste des Osiris, d. i. nimmt den Ueberrest des Nilwassers auf, und Horus (die Sonne) rächte seinen Tod. Wenn, nach der Fabel, Osiris wieder auflebt; so deutet dies auf das Wiederanschwellen des Nils.

Was sagen nun unsere Leser zu dieser sinnreichen Deutung? Dachten sich die alten Aegptier wirklich so etwas bei der Fabel vom Osiris, so erhellet daraus wahrlich kein Scharfsinn; indeß ist von rohen Menschen im Kindheitszustande der Kultur nichts Sinnreicheres zu erwarten. Aber wer weiß denn, ob sie sich durchaus nur das Mindeste bei ihren Fabeln dachten? Was denkt man sich denn bei den ungereimten Kindermärchen, die unsere Ammen zum Vergnügen ihrer Säuglinge erdichten? Wann mag es wohl je den Aegyptiern eingefallen seyn, beim Fallen des Nils zu trauern? Freude macht es ihnen freilich, wenn er steigt, und desto mehr Freude, wenigstens jetzt, je höher er steigt; allein es wäre ihnen wahrlich schlecht damit gedient, wenn die Ueberschwemmung nicht zurückträte, und ihre Felder wieder frei würden vom Wasser.

Die Figur selbst ist übrigens ganz im Geschmack des rohen Alterthums, wo man an widernatürlichen Zusammensetzungen von Theilen verschiedener Geschöpfe besonderes Wohlgefallen fand. Osiris ist eine gar abentheuerliche Fratze. Eine nackte männliche Figur mit umgürteten Hüften, um den einen Oberarm Armbänder, trägt auf dem Adlerskopfe mit Menschenohren eine Mütze, deren Zipfel bis zur Brust herabreichen! Oben auf der Mütze stehen ein Paar Ochsenhörner, zwischen welchen sich ein Bild der Sonne befindet.

Diese Figur rührt aus dem Alterthume her. Der, welcher sie verfertigte, würde sich vielleicht nicht wenig wundern, wenn er sähe, welche Mühe man sich giebt, die Bedeutung seines Kunstwerks zu enträthseln.

Taf. 26. Fig. 5. Osiris mit dem Sperberkopfe.

Bekanntermaaßen ist der Sperber sowohl, wie der Adler, ein Raubvogel. Beide haben in der Bildung des Kopfes und Schnabels die größte Aehnlichkeit, ausgenommen, daß ein Adler viel größer ist. Man sieht also, daß zwischen dem Osiris mit dem Adlerskopfe und dem mit dem Sperberkopfe keine große Verschiedenheit statt finden könne, wenn nicht noch besondere Attribute beide Figuren von einander unterschieden. Dies ist nun aber hier allerdings der Fall. Der Kopf des Raubvogels soll — wenn das Ungeheuer wirklich etwas bedeutet — wohl auf die Sonne zielen, welcher der Adler gewidmet war. Der Flug des Adlers bezeichnete den Lauf der Sonne und das scharfe Gesicht die alles erleuchtende Kraft derselben.

Auf dem Kopfe dieses Osiris sieht man weder Ochsenhörner, noch die strahlende Sonne, sondern bloß die Mitra oder Mütze, mit herabhängenden Zipfeln. Der Gürtel reicht tiefer, fast bis zu den Knien hinab und

in der linken Hand hält die Figur das Tau, eine Art Kreuz, in Gestalt des Griechischen Buchstabens T.

Taf. 26. Fig. 6. Serapis.

Auch Serapis gehörte zu den angesehensten Gottheiten der Aegyptier. Es gab eine ältere und neuere Gottheit dieses Namens. Die Vorstellungen, welche man sich davon machte, liegen im Dunkeln. Der ältere Serapis scheint ein Sinnbild der Sonne gewesen zu seyn, und zwar besonders dieses Gestirn zur Zeit der Wintersonnenwende bezeichnet zu haben. Der Serapisdienst war nie allgemein in Aegypten, sondern fand nur in gewissen Gegenden statt. In den spätern Zeiten, nicht lange vor Christi Geburt, unter den Ptolomäern trug man den Namen Serapis auf eine neuere Gottheit über, und führte die Verehrung derselben ein. Ptolomäus Soter war es, welcher zu Alexandrien den prächtigen Serapistempel bauete, und das Bild eines ihm im Traume erschienenen Jünglings aus Sinope holen ließ.

Man findet den Serapis verschiedentlich abgebildet. Als Symbol der Fruchtbarkeit des Landes durch den Nil stand er mit Isis in Verbindung, und war ihr Gemahl; daher beide oft beisammen abgebildet sind. Die gewöhnlichste Darstellung ist die unserer Figur.

Hier erscheint Serapis sitzend, mit dem Gesicht und den Mienen eines Jupiters, einen gekräuselten Bart am Kinne und mit gelocktem Haar. Auf dem Kopfe trägt er einen Kalathus, welches einen Korb, oder hier eigentlich einen Scheffel bedeutet. Das unterscheidende Merkmal dieser Vorstellung ist ein weites, um den ganzen Körper geschlagenes Gewand, wie es die Griechischen Gottheiten trugen. Hierdurch zeichnet sich der Serapis sehr von den übrigen Aegyptischen Gottheiten aus, welche entweder ganz oder doch halb nackt vorgestellt werden.

Taf. 26. Fig. 7. Harpocrates.

Harpocrates ist eine von den alten Aegyptischen Gottheiten, über deren Bedeutung die Alterthumsforscher durchaus verschiedener Meinung sind. Man findet ihrer in den Schriften der Alten sehr häufig gedacht, allein unter so mannichfaltigen Vorstellungen, die sich durchaus nicht zu einem einfachen Ganzen vereinigen lassen. Wenn auch, wie man annimmt, die ältesten Aegyptier nur eine einzige Idee mit dem Harpocrates verbanden, d. i. ihm eine einfache hieroglyphische Bedeutung gaben; so blieb dies doch späterhin nicht so. Diese einfache Bedeutung änderte sich mit der Zeit immer mehr, und vervielfachte sich dermaaßen, daß man nicht mehr wußte, welches die eigentliche und ursprüngliche sey. Die Erzählungen vom Harpocrates machen ein

wahres Chaos aus, in welches sich kein Licht und keine Ordnung bringen läßt. Herodot erwähnt diese Gottheit nirgends. Er muß also bei seinem Aufenthalte in Aegypten nichts davon erfahren haben, und sie scheint bis zu den Zeiten der Ptolomäer, wo sie zuerst erwähnt wird, bloß in Oberägypten verehrt worden zu seyn. Unter den Ptolomäern nahm die Verehrung des Harpocrates in ganz Aegypten überhand, und man vergaß in Unterägypten über diese Gottheit den Horus beinahe ganz. Alle Volksmährchen und Dichtersagen, die ehedem vom Horus im Umlaufe waren, wurden nun auf den Harpocrates übergetragen. Selbst nach Rom und Griechenland zog sich die Verehrung dieser Aegyptischen Gottheit gar bald, und in Rom brauchte sie der Aberglaube als Amulet, indem man ihr Bild, in Ringsteinen eingegraben, an den Fingern trug.

Die Griechen deuteten den Harpocrates als ein Bild der Sonne, und zwar, weil er jugendlich vorgestellt wird, als Bild entweder der Frühlings- oder der Morgensonne. Nach Einigen war er die Sonne nach dem kürzesten Tage, wo sie schwach scheint, und gleichsam einem Kinde gleich ist, und hierauf beziehen sich eine Menge Vorstellungen und Sagen vom Harpocrates. Die gewöhnliche Sage nennt ihn einen Sohn des Osiris und der Isis, welche letztere ihn unter Blumen gebar. Hier ist er vorgestellt als ein Jüngling, der

nach Einigen ein Symbol des Stillschweigens oder der Verschwiegenheit, nach Andern das Sinnbild der Schwäche seyn soll. Jene finden ihre Deutung in der gegen den Mund gehaltenen Hand mit aufgehobenem Zeigefinger, wodurch allerdings Stillschweigen bezeichnet wird; diese finden sie in demselben Geist, der aber nach ihrer Deutung ein Verlangen nach Speise bezeichnen und wie sie meinen, ein Ausdruck der Schwäche seyn soll. Die eine Seitenlocke des Haars hängt ihrer Größe wegen tiefer herab. Dies wird von den Auslegern entweder als Attribut der Jugend, oder als Symbol des grösfern Schattens angesehen, den die Sonne nach dem kürzesten Tage wirft. Was er auf dem Kopfe trägt, soll eine Pfirsiche seyn, welche Frucht, wie Plutarch sagt, dem Harpocrates geweihet war. Ueber der Schulter hängt auf der einen Seite des Unterleibes ein Thierfell herab. Zu den Füßen liegt auf der einen Seite ein Hund, auf der andern eine Eule. In der rechten Hand hält er ein Füllhorn, um welches eine Schlange sich windet. Letztere kann als Symbol des Frühlings gelten, indem die Schlange durch Abstreifung der alten Haut sich eben so verjüngt, wie das Jahr im Frühlinge.

Taf. 26. Fig. 8. Harpocrates in sitzender Stellung.

In dieser Stellung findet man den Harpocrates auf vielen Kunstwerken des Alterthums. Er sitzt auf einem Kahne, aus der berühmten Aegyptischen Papierstaude gearbeitet, und hat um sich her Lotusblumen. Dieses im Alterthume so verehrte Gewächs, eine Gattung Seeblume, die aber hier nichts weniger als natürlich dargestellt wird, brauchten die alten Aegyptier sehr häufig als Symbol der Fruchtbarkeit. Die Peitsche oder Geißel über der einen Schulter zeigt Herrschaft und Macht an. Die rechte Hand führt auch dieser Harpocrates zum Munde. Uebrigens ist er ganz nackt vorgestellt, und scheint daher ein ächtes Aegyptisches Bilderwerk zu seyn.

XXVII. Tafel.

Aegyptische Gottheiten.

Fig. 1. Apis.

Die Aegyptier verehrten nicht nur Götter in menschlicher Gestalt mit Thiergesichtern, sondern auch wirkliche Thiere. Man kann hieraus auf die barbarische Roheit dieser Nation schließen; denn in der That zeigt ein solcher Thierdienst, wie ihn die alten Aegyptier trieben, von einem sehr niedrigen Kulturstande. Wahrscheinlich waren die Priester schlaue Betrüger, die in Verbindung mit der despotischen Regierung das Volk zu ihren Absichten mißbrauchten, und durch den albernsten Götzendienst, den es nur geben kann, und jemals gegeben haben mag, am Gängelbande leiteten.

Unter den verschiedenen Thieren, welche man in Aegypten als Gottheiten verehrte nahm der geheiligte

Stier die oberste Stelle ein. Es war kein Götzenbild, sondern ein lebendiger Stier; er wurde aber als das Sinnbild des Ackerbaues und des Osiris angesehen, welcher den Ackerbau erfunden und eingeführt hatte. Man hielt den Apis nicht für einen gemeinen Stier, sondern glaubte, daß der Geist des Osiris ihn belebe, oder daß diese Gottheit ihn gleichsam bewohne. Nicht jeder gemeine Stier konnte zu dem Range eines Apis erhoben werden. Wer dieser Ehre theilhaftig werden sollte, mußte vor allen Dingen von glänzend schwarzer Farbe und mit verschiedenen weißen Flecken gezeichnet seyn. Diese weißen Flecken waren genau bestimmt. Auf der Stirn einer in Form eines Dreiecks; auf der rechten Seite einer in Gestalt eines gehörnten Mondes und auf dem Rücken einer in Gestalt eines Adlers. Unter der Zunge mußte der heilige Stier einen schwarzen Knoten haben, der der Gestalt nach einem gewissen Käfer glich.

Das blinde Volk war der Meinung, daß ein solcher Stier nur auf eine wunderbare Weise durch einen Lichtstrahl vom Himmel, besonders vom Monde aus, von einer Kuh empfangen und geboren werden könne, die noch nie ein Kalb gebracht hätte. Die schlauen Priester sorgten schon bei Lebzeiten des Apis für einen würdigen Nachfolger desselben, weil sich ein so gezeichnetes Thier nicht immer sogleich herbeischaf-

fen ließ; indeß durfte das Volk nichts davon wissen; diesem sagte man, daß ein Apis nur erst nach dem Absterben des Alten aufgesucht werden dürfe.

Wenn nach dem Abgange eines Apis ein neuer gefunden war, fütterte mon ihn 4 Monate lang in einem gegen den Morgen gerichteten Gebäude, und brachte ihn dann im Neumonde unter vielen Feierlichkeiten auf einem prächtigen Fahrzeuge nach der Stadt Heliopolis (Sonnenstadt). Hier wurde er 40 Tage lang von Priestern gefüttert und von Weibern verehrt; dann sperrte man ihn in ein goldenes (vielleicht nur vergoldetes) Behältniß, setzte ihn auf ein prächtiges Fahrzeug, und so wurde der gehörnte Gott nach Memphis, der Hauptstadt des Landes, gebracht.

In Memphis hatte Apis einen prachtvollen Tempel mit zwei Kapellen, die ihm zur Wohnung dienten. Neben dem Tempel befand sich ein großer Hof, in welchem sich Sr. Heiligkeit nach Belieben eine Bewegung machen konnte. Es wurde der freien Wahl des Apis überlassen, welche von den beiden Kapellen er zur Wohnung wählte; gieng er in die eine, so war es eine gute, in die andere so war es eine böse Vorbedeutung. Man kann leicht erachten, daß der gute Stier hierin sich lediglich nach dem Willen der Priester werde bequemt, und daß ihn diese dahin

werden getrieben haben, wohin es ihre jedesmaligen Absichten für dienlich fanden.

Der Stier wurde in seinem Tempel zu Memphis sehr gut bedient. Auf seinem Lager breitete man kostbare Decken aus, und täglich wusch, säuberte und räucherte man ihn aufs beste. Nur einmal im Jahre führte man dem geheiligten Thiere eine Kuh zu. Diese mußte aber gleichfalls ganz eigene Merkmale an sich haben, und wurde hernach sogleich getödtet. Daß es dem Apis nicht an reichlichem und köstlichem Futter werde gemangelt haben, läßt sich leicht denken. Man hatte auch einen eigenen, ihm geheiligten Brunnen, woraus er sein Getränk empfieng. Außer seiner Kapelle bekam ihn nicht leicht Jemand zu sehen. Es wurden ihm zu Ehren gewisse Feste gefeiert, an welchen man ihm röthliche Ochsen opferte. Das heiligste von diesen Apisfesten dauerte 7 Tage lang, und wurde jährlich um die Zeit, wann der Nil anzuschwellen beginnt, zum Andenken des Tages der glücklichen Auffindung des Thieres gefeiert. Man brachte dabei dem Nil eine goldene Schale zum Opfer, und der Aegyptische Pöbel ließ sich bereden, daß während dieses Festes die Krokodille ganz zahm wären.

Man bediente sich des Apis als Orakel, und zwar so, daß man ihn aus seiner gewöhnlichen Kapelle

führte, und dann nach Willkühr in die eine oder die andere gehen ließ. Gieng er in die eine, so zeigte dies dem, der das Orakel befragte, Glück; der Eintrit in die andere aber Unglück an.

Starb der verehrte Apis nicht innerhalb des Zeitraums von 25 Jahren, so wurde er in einem Brunnen ersäuft, einbalsamirt und nach Einigen öffentlich, nach Andern aber so geheim beerdigt, daß Niemand den Ort erfuhr, wo er ruhete. Der Apis mochte eines gewaltsamen oder natürlichen Todes sterben, so legte das ganze Land tiefe Trauer an, die so lange dauerte, bis, dem Vorgeben nach, die Priester einen neuen an seine Stelle gefunden hatten.

Die Alterthumsforscher haben sich die Köpfe darüber zerbrochen, um zu bestimmen, was eigentlich durch den ganzen Apisdienst hätte bezeichnet werden sollen. Mag es immer seyn, daß die Priester schlau genug waren, dem albernen Gaukelspiele unter gewissen Umständen eine symbolische Deutung zu geben; so brauchen wir doch keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß das Volk so blind und abergläubisch war, das ganze Vorgeben mit dem heiligen Thiere für reine Wahrheit zu halten. Stieg auch einmal in einem hellern Kopfe ein Zweifel an der Sache auf; so durfte es doch in einem solchen Lande Niemand wagen, seine Meinung

öffentlich bekannt zu machen. Wie sehr übrigens das so tief erniedrigte abergläubische Sklavenvolk in Aegypten an diesem Apisdienste, so wie überhaupt an seinem ganzen albernen Fetischismus hieng, erhellet daraus, daß es sich — sonst der Sklavenfessel so sehr gewohnt — gegen den Persischen König Cambyses mehr als einmal empörte. Dieser Eroberer Aegyptens verachtete den groben Thierdienst der Aegyptier aufs tiefste. Einst kam er von einem unglücklichen Feldzuge aus Aethiopien zurück und in Aegypten an, als man hier eben das Fest des Apis feierte. Der laute Jubel des Volks galt dem Könige für Hohngelächter über seinen Feldzug. Um sich zu rächen, ließ er den Apis durch die Priester vorführen, machte sich lustig über die gehörnte Gottheit, erstach sie, und befahl, die Priester zu geißeln. Die Erbitterung des Volks stieg dadurch aufs höchste. Einer von den Nachfolgern des Cambyses, Darius Ochus, war von den Aegyptiern ein Esel gescholten worden. Er ließ ihnen sagen, daß der Esel ihren Ochsen fressen würde, kam nach Aegypten, befahl den Apis zu schlachten, und verzehrte ihn mit seinen Hofleuten.

Die Verehrung des goldenen Kalbes der Israeliten in der Wüste schrieb sich unstreitig von dem groben Stierdienste her, an den sie in Aegypten gewöhnt waren.

Taf. 27. Fig. 2 u. 3. Eleurus und Bubastis.

Die Katzen waren bei den alten Aegyptiern ebenfalls ein Gegenstand religiöser Verehrung, und durften daher von Niemand getödtet werden. Man verehrte eine Göttin Bubastis genannt, welche für eine Tochter des Osiris und der Isis gehalten wurde, wie es scheint, nur an einigen Orten in Aegypten, namentlich in der Stadt Bubastus. Diese Gottheit wurde theils in der Gestalt abgebildet, wie wir sie Fig. 3. sizen sehen, theils aber auch unter dem Bilde einer Katze mit zwei Jungen. Die Griechen vergleichen sie gewöhnlich mit ihrer Diana, zuweilen auch mit der Ilithyia, weil Bubastis auch als Vorsteherin der Geburten betrachtet wurde. Vermuthlich war sie der Manitu (Repräsentant) des Katzengeschlechts, das früher, als Fetische überhaupt, verehrt wurde, wie der Anubis des Hundegeschlechts. Mit der Vermenschlichung erhielt sie, wie jener, menschliche Schicksale. Man hielt sie für die Tochter der Isis, aber gewissermaaßen war sie mit ihr einerlei, wie Orus mit Osiris. Sie war nämlich auch Symbol des Mondes und zwar des Neumondes. Weil ihr die Katzen heilig waren, so wollten die Alten zwischen dem Monde und den Katzen eine Beziehung finden. Einige nennen die Katze eine Tochter des Mondes (Bubastis, Tochter der Isis); die Katzen sollten so

viel Junge werfen, als Tage von einem Neumonde zum andern wären; sie sollten mit dem Monde ab- und zunehmen; ferner sind Mond und Katze nächtlich. — Man sieht von selbst, wie albern und kindisch dies alles gedacht ist.

Taf. 27. Fig. 4. Anubis.

Diese Aegyptische Gottheit gehörte zu der ersten von den 3 Klassen. Die Fabel erzählte von dem Ursprunge des Anubis folgende Umstände. Er sey ein natürlicher Sohn des Osiris, den er mit seiner Schwester Nephthys, der Gemahlin Typhons, in der Meinung erzeugte, als sey sie die Isis. Das Kind kam zu zeitig zur Welt, wurde von seiner Mutter in einem Walde ausgesetzt, von Isis aber mit Hülfe guter Spürhunde aufgesucht, auferzogen und zu ihrem Begleiter bestimmt. Die Aegyptier bezeichneten durch den Anubis den Planeten Merkur, und bestimmten ihm den siebenten Rang unter den acht Göttern seiner Klasse. Man betrachtete ihn als den Regenten einer Stunde des Tages, und derjenige Tag, wo die Reihe zu regieren zuerst an ihn kam, erhielt seinen Namen. Die Griechen deuteten den Anubis auf ihren Hermes, und bei den Römern war es Merkur.

Man bildete den Anubis verschiedentlich ab. Ge-

wöhnlich findet man ihn unter der Gestalt eines Mannes von ansehnlicher Größe, mit dem Halse und Kopfe eines Hundes. Er ist in dieser Gestalt mit einem Mantel bekleidet, bisweilen aber auch mit einer Toga, oder mit einem Harnisch. Oefters steht er mit dem einen Fuße auf einem Krokodil. Hier, in unserer Figur, hält er in der einen Hand eine Erdkugel, in der andern den gewöhnlichen Merkuriusstab. Andere Attribute dieser Gottheit sind noch: eine Schildkröte, ein kleiner Kessel und ein Palmzweig. — Einige glauben, daß Anubis der Repräsentant des ganzen Hundegeschlechts und unter den Hunden, die bekanntlich auch verehrt wurden, gleichsam der höchste war. Andere erklären ihn für ein Sinnbild der Jagd oder des Sirius (Hundsterns); noch Andere wollen darunter den Auf- und Untergang der Sonne am Horizonte, oder den Horizont selbst verstanden wissen. Die Alten stellen den Anubis als himmlische und unterirrdische Gottheit zugleich vor. Als himmlischer Gottheit opferte man ihm weiße und als unterirdischer schwärze Hunde.

Taf. 27. Fig. 5. Canopus.

Canopus, oder wie man auch schreibt, Canobus hieß eine Stadt in Aegypten am Ausflusse eines von den sieben Armen des Nils, westwärts, in der Nähe

von Alexandrien. Nach dieser Stadt wurde die hier abgebildete Gottheit benannt. Als Gottheit kommt indeß der Name Canopus bei den ältern Schriftstellern, die von Aegypten handeln, gar nicht vor. Spätere Schriftsteller geben seinen Ursprung folgendermaaßen an: Einst trugen die Chaldäer, Verehrer des Feuers, diese ihre Gottheit in allen Ländern der Erde herum, damit ihr Gott mit den Göttern der übrigen Völker einen Wettstreit anfienge, und wenn er siegte, die Stelle der höchsten Gottheit in dem Lande vertreten möchte. Das Feuer siegte über alle Götter, sie mochten von Metall, von Stein oder von Holz seyn. Die von Metall zerschmolz es; die steinernen verwandelte es in Kalk, und die hölzernen zerfielen durch seine Kraft gar in Asche. Schon von fern her hörten die Priester des Canopus in Aegypten von den Thaten des Chaldäer-Gottes. Da sie alle Ursach hatten, auch einen Besuch von ihm zu erhalten und ihre Gottheit durch ihn besiegt zu sehen; so sannen sie auf ein Mittel, dem Canopus den Sieg zu sichern. Es gab in Aegypten eine Art irdener Krüge mit einer unzählbaren Menge feiner Löcherchen oder Poren, durch welche man das Nilwasser filtrirte, um es von seinem Schlamme zu reinigen und trinkbar zu machen. Einen solchen Wasserkrug nahmen die Priester, verklebten die Poren mit Wachs, bemalten ihn mit verschiedenen Farben, und füllten ihn mit Wasser. Darauf zerschlugen sie die

Bildsäule ihres Gottes Canopus, und paßten ihren Kopf genau auf den so zubereiteten Wasserkrug.

Als die Chaldäer ankamen, zündeten sie rund um den Krug ihr Feuer an. Da schmolz das Wachs; das Wasser lief aus, und dämpfte das Feuer, den Gott der Chaldäer. Dieser Triumph des Canopus über jene alles verzehrende Gottheit verschaffte ihm großen Beifall, und seit der Zeit bildeten die Priester des Canopus ihre Gottheit, als einen irdenen Krug mit weitem Bauche und kurzem Halse, auf welchem ein Menschenkopf steht, der bald der Kopf eines Mannes, bald der eines Weibes ist. Vorn sieht man noch die ausgebreiteten Hände.

Taf. 27. Fig. 6. Der Ibis.

Unter den Vögeln, welche die Aegyptier göttlich verehrten, war der Ibis, ein Sumpfvogel, der mit den Reihern die größte Aehnlichkeit hat, und auch von Vielen zu dem Geschlechte derselben gerechnet wird, der vornehmste. Die Verehrung gegen diesen Vogel konnte ihren sehr natürlichen Grund haben, und hatte ihn auch höchst wahrscheinlich darin, daß er nach der Ueberschwemmung des Nils das sumpfige Land von allerlei Amphibien und andern lästigen Geschöpfen reinigte.

Die Alterthumsforscher haben sich viel Mühe ge-

geben, um zu bestimmen, welchen Vogel eigentlich die Alten Ibis nannten. Ihr Ibis findet sich zwar noch auf alten Denkmälern abgebildet, ja selbst als Mumie aufbewahrt; allein wer da weiß, wie wenig treffend die Aegyptier Gegenstände der Natur darzustellen verstanden, wie wenig sie sich insonderheit um die richtige Angabe derjenigen Merkmale bekümmerten, wodurch ein Thier allein von allen übrigen, ihm ähnlichen z. B. eine Reihergattung von der andern unterschieden werden kann, dem wird es nicht einfallen, daraus die eigentliche Vogelgattung wirklich zu bestimmen. Sollten aber die Mumien, welche man noch jetzt in Aegypten von dem Ibis antrifft, nicht entscheiden? Berühmte Naturforscher behaupten dies wirklich.

Hier sehen wir den Vogel aufrecht mit ausgebreiteten Flügeln. In dieser Stellung findet man ihn auf alten Denkmälern abgebildet. Die Naturgeschichte desjenigen Vogels, den man jetzt mit Wahrscheinlichkeit für den Ibis der Alten hält, ist übrigens anderswo in unserm Kommentare abgehandelt worden.

XXVIII. Tafel.

Naturspiele.

Die Naturspiele dürfen nicht mit den Versteinerungen oder Petrefakten verwechselt werden. Beide sind gar sehr von einander verschieden. Man versteht unter Naturspielen Mineralien, welche zufälligerweise die Gestalt von Naturkörpern aus den beiden organisirten Reichen, oder gar menschliche Kunstwerke vorstellen. Es giebt sehr mannichfaltige Naturspiele. Wie sie eigentlich entstehen, weiß man nur von wenigen; indeß kann man ihren Ursprung im Allgemeinen aus der besondern Lage herleiten, die sie hatten, als sie noch weich oder flüssig waren; aber auch andere Umstände wirken bei Entstehung der Naturspiele.

Ehemals hielt man gewisse Naturspiele für Versteinerungen, und betrachtete diese Mineralien über-

haupt aus einem irrigen Gesichtspunkte. Die mehresten trifft man in den Tropfsteinhöhlen an. Da giebt es Orgelwerke, Burgen, Thürme, Säulen, Statuen u. s. w., die bald mehr, bald weniger Aehnlichkeit mit den genannten wirklichen Kunstwerken haben; bei vielen muß jedoch die Einbildungskraft das Beste thun. Die Naturspiele in Tropfsteinhöhlen sind durchaus das Werk des Zufalls und Ungefährs. Die Richtung die das herabträufelnde, mit aufgelöstem Gestein geschwängerte Wasser nimmt, die Stelle, wo, und die Lage, in welcher es auffällt — diese und viele andere Umstände haben auf die Form der Steinmasse Einfluß, die sich nach Verdünstung des Wassers aus den nun erhärtenden mineralischen Bestandtheilen bildet. Sehr merkwürdig sind die Naturspiele, welche unsere Kupfertafel hier vorstellt.

Fig. 1 u. 2. Dendriten.

In der Griechischen Sprache bedeutet Δενδρον (Dendron) einen Baum. Hieraus ist das Wort Dendrit gebildet. Man versteht darunter Steinplatten mit Abbildungen von Bäumen und Gesträuchen. Dergleichen finden sich nun häufig in gewissen Gebirgen. Die Steinmassen auf welchen die Dendriten abgebildet vorkommen, sind Mergel, der in einem Gemenge von Kalk, Thon, Sand und ähnlichen Mineralien besteht,

und nach Beschaffenheit der Bestandtheile, bald Thon- bald Kalkmergel genannt wird. Diejenige Art des Mergels, welche sehr häufig mit dendritischen Figuren geziert ist, heißt Mergelstein, und ist sehr dicht und von schiefrigtem Bruche. Alle Mergelarten waren ehemals im Wasser aufgelöst und also weich, oder vielmehr breiartig. Sie sanken bei großen Erdrevolutionen als Bodensatz oder Niederschlag zu Grunde, und bildeten Flöze, d. i. Schichten oder Lagen in der Erde. Die Farbe des Mergelsteins, worauf sich die Dendriten befinden, ist weißlich, graulich oder gelblich. Man findet Stücke von mehrern Quadratfußen, dagegen auch viel kleinere. Manche ziemlich große Steine stellen nur einen einzigen sehr großen Baum vor, der sich in viele Aeste verbreitet, und mit einer solchen Feinheit und Kunst gezeichnet ist, daß man erstaunt. Ein solcher Dendrit ist der Fig. 1. Statt des Stammes sieht man an der Zeichnung einen weißen Streifen, der nicht mit zu der dendritischen Figur gehört, sondern von einem Hindernisse herrühren muß, welches zwischen den Mergelplatten lag, zwischen welchen sich der Dendrit bildete.

Andere Steine stellen ganze Gebüsche von Bäumen, Gesträuchen und niedrigen Pflanzen vor. So der unter Fig. 2. Bei diesem ist die Zeichnung von einer schwarzen, bei der erstern von einer rostbräunli-

chen

chen Farbe. Die schönste Kupferstecherarbeit übertrifft nicht diese Arbeit der Natur. Es herrscht auch keine Steifigkeit in der Zeichnung. Alles ist so natürlich, als hätte man Abdrücke von wirklichen Pflanzen vor sich.

Wie bringt nun die Natur die Dendriten hervor? Dies ist eine Frage, die ich noch nicht bestimmt beantwortet gefunden habe, und mir selbst nicht befriedigend zu beantworten weiß. Die dendritischen Zeichnungen kommen beim Zerspalten der Mergelplatten, die sich nach Art des Schiefers blättern lassen, zum Vorschein. Der vortreffliche Französische Naturforscher Hauy erklärt die Zeichnungen aus den Erscheinungen der Haarröhrchen. Bekannt ists, daß sehr feine, den Menschenhaaren an Dicke ähnliche Röhrchen von Glas sich von selbst nach und nach mit der wässrigten Flüssigkeit anfüllen, in welche man sie mit der Spitze tunkt. Weitere z. B. einen halben Zoll dicke Röhren muß man von oben füllen; die Haarröhrchen braucht man nur in die Flüssigkeit zu stecken, so steigt sie von selbst so hoch, als die Röhre lang ist.

Die Ursache dieser Erscheinung kennt man genau Es ist die Adhäsion, oder die Kraft, nach welcher sich ein Körper an den andern stark anhängt, wenn er mit ihm in Berührung kommt. In weiten Röhren hängen sich gleichfalls Theilchen vom Wasser, Bier,

Wein oder jeder andern Flüssigkeit an den innern Wänden an; allein doch nur die nächsten. Die entferntern können nicht von den Wänden angezogen werden, weil die Adhäsionskraft nur auf geringe Weiten wirkt; unter sich ist der Zusammenhang zu schwach, um der Schwere zu widerstehen; daher hält letztere die Flüssigkeit zurück, daß sie nicht in die Röhre hinauftreten kann.

Hauy meint: die Mergelsteine sind hie und da voller Ritzen, und diese wirken auf gleiche Art wie Haarröhrchen. Es steigen nämlich darin vermöge der Adhäsion gewisse mit Eisentheilchen oder andern Metallen geschwängerte Flüssigkeiten hinauf, und lassen dabei Theilchen zurück, welche nun die Zeichnung ausmachen. Weil die Ritzen und Spalten gewisse Aeste bilden, die sehr oft mit einer Hauptspalte verbunden sind; so muß der Künstler die größte Sorgfalt anwenden, den Stein nach der Richtung zu zerschneiden, welche allein die baumartige Zeichnung in ihrer schönsten und vollkommensten Gestalt zeigt.

Diese Erklärung der Dendriten ist freilich sinnreich; aber sie möchte doch nicht die treffendste seyn. Viel natürlicher und sicher die wahre ist die, welche sich auf das Bestreben der Metalle gründet, sich aus eigener innerer Kraft zu Gestalten oder gewissen For-

men darzustellen. Wem fällt hierbei nicht das schöne Schauspiel ein, welches der sogenannte Dianen- oder Silberbaum gewährt?

Nimmt man mit Hauy an, daß die Dendriten das Werk der Adhäsion und Attraktion (des Anhängens und der Anziehung) sind, so muß man, dünkt mich, auch annehmen, daß der Spalt im Gestein selbst die Form hat, und sich in alle die Aeste theilt, die hernach der Dendrit zeigt. Es ist aber eben nicht der Erfahrung gemäß, daß mineralische Massen beim Erhärten dergleichen Risse oder Spalten bekommen; vielmehr gleichen diese denen, die ein Keil im Holze bewirkt. Wenn nun in solche Risse, die zur Flüssigkeit aufgelösten Blei- oder Eisentheilchen eindringen, und die Säuren, die ihre Auflösung bewirkten, sich mit dem Kalke oder Thone des Mergels verbanden; so sieht man leicht ein, daß die Metalltheilchen vermöge ihres eigenthümlichen Bestrebens sich als Dendriten ansetzen werden. Dabei behält dennoch die Beschaffenheit des Spaltes oder Risses immer noch großen Einfluß auf die Form des Dendriten.

Auf der Gattung der eindringenden Metallauflösung beruhet die Farbe der Dendriten. Eisen wird röthliche, Blei hingegen schwärzliche Dendriten bilden. Daß die Zeichnungen der Dendriten gleichsam eingeätzt erscheinen, läßt sich nach obiger Erklärung recht

gut aus den Säuren herleiten, welche sich in den Thon und Kalk einfressen. Dies stimmt auch sehr gut mit der Erscheinung überein, nach welcher die dickern Aeste des Dendriten merklich tiefer eingeätzt sind, als die feinern Zweige. — Es giebt dendritische Mergelsteine, welche eine sehr schöne Politur annehmen, und daher geschliffen zu Dosen und andern Kunstsachen angewendet werden. Die schönsten und größten Stücke bestimmt man für Kunst- und Naturalienkabinette. Die beiden hier abgebildeten sind von vorzüglicher Schönheit.

Taf. 28. Fig. 3. Florentiner Ruinen-Marmor.

Noch merkwürdiger, als die Dendriten, sind die Naturspiele, welche der Florentiner Ruinen-Marmor, oder der gemeiniglich sogenannte Florentinerstein darstellt. Es ist ein Marmor, welcher an verschiedenen Stellen des Gebiets der Stadt Florenz in Italien gebrochen wird. Den Namen Ruinen-Marmor hat er von den mannichfaltigen Zeichnungen erhalten, welche Ruinen von alten Schlössern, Burgen, Kirchen, Thürmen u. s. w. vorstellen. Die Figur stellt ein geschliffenes Stück dieses Marmors sehr schön dar. Die Grundfarbe dieses Gesteins ist ein leichter mattgelber, ins Grünliche laufender Anstrich; die aufgetragenen Farben, welche die Zeichnungen vorstellen, sind grau, weiß-

lich, gelblich, röthlich und braun in verschiedenen, nicht wohl zu beschreibenden Schattirungen.

Dieser Marmor bildet keine ganzen Felsenmassen, sondern wird durch dünne Schichten eines grauen dichten Kalksteins getrennt, aus welchem man einen guten Kalk zum Mörtel brennt. Um die Zeichnungen zu haben, muß man den Marmor nach einer gewissen bestimmten Richtung durchschneiden. Zerschneidet man ein Stück nach entgegengesetzter oder in schiefer Richtung; so zeigt es weiter nichts als Flecke und Adern, die etwa den geometrischen Grundriß eines Gebäudes vorstellen könnten. Thon- und Kalkerde sind die Stoffe, woraus der Ruinen-Marmor gebildet ist, und Eisentheilchen in verschiedenen Verhältnissen sind die Substanz, welche die verschiedenen Farben hervorbringt.

Da er zum Theil aus Thon besteht, so war er ursprünglich ein Mergel, der zur Zeit seiner Bildung und als er aus dem flüssigen Zustande in den festen übergieng, sich in Blätter zerspaltete. Die Risse oder Spalten waren ohne Zweifel sehr zahlreich und dabei unregelmäßig, welches genaue Untersuchungen des Gesteins augenscheinlich darthun. Sowohl auf dem polirten als auf dem rohen Marmor bemerkt man deutlich die Züge von den Rissen und Spalten. Sie selbst

aber sind nicht mehr vorhanden, weil die Bestandtheile eines versteinernden Saftes sie durchdrangen und anfüllten. Ein Querschnitt an der Stelle dieser Züge bringt andere zum Vorschein, welche sich in verschiedenen Richtungen durchkreuzen, und drei- bis vierseitige mehr oder weniger verlängerte Figuren hervorbringen.

Da die Spalten und Risse mit eisenhaltigen versteinernden Säften durchdrungen und angefüllt wurden; so muß man hieraus schließen, daß die Züge derselben härter sind, als die eigentliche Masse des Marmors. Dies ist nun in der That der Fall.

Die Figuren, welche der Florentiner Stein darstellt, sind ziemlich natürlich; indeß, wie leicht zu erachten, nicht in der ganzen Ausdehnung der Schichten einerlei. Nicht alle Theile dieses Gesteins nehmen eine gleich schöne Politur an; diejenigen die schönste, wo sich die meisten Eisentheilchen befinden, also die gefärbtesten Stellen; die weißen, weil sie gar nicht oder nur wenig von den Eisentheilen und überhaupt dem versteinernden Safte durchdrungen und daher weicher und zarter sind, lassen sich viel schlechter poliren.

XXIX. Tafel.

Merkwürdige Höhlen.

Das Preußische Fürstenthum Bayreuth und ein Theil des daran gränzenden ehemaligen Bisthums Bamberg gehört zu den Provinzen Teutschlands, welche die meisten und merkwürdigsten Höhlen enthalten. Man findet dort unter andern auch die berühmten Knochenhöhlen mit Ueberresten von mancherlei Thieren, die zum Theil gar nicht mehr lebend vorhanden sind. Die mehresten dieser Höhlen wurden erst in neuern Zeiten entweder neu entdeckt oder doch wenigstens genau untersucht. Mehrere kennt man jedoch bis jetzt noch nicht ganz. Beide hier abgebildete Höhlen sind aus dieser Gegend in Franken.

Fig. 1. Eine Partie der Rosenmüllers = Höhle bei Muggendorf.

Der Ort Muggendorf liegt im Bambergischen. In seiner Nähe giebt es eine große Anzahl von Höhlen. Die Einwohner des Orts bedienten sich ehemals derselben als Keller zur Aufbewahrung ihres Biers und der Früchte im Winter. Jetzt haben sie sich schon längst Keller in die Felsen gegraben, worin sie nun ihr Getränk und ihre Lebensmittel niederlegen. Die Rosenmüllers = Höhle liegt unweit Muggendorf. Sie wurde erst vor 12 Jahren durch den Sohn eines Muggendorfer Einwohners, welcher Reisende in den Höhlen herumzuführen pflegt, entdeckt, und gehört zu den schönsten und merkwürdigsten der ganzen Gegend. Sie erhielt ihren Namen vom Herrn Rosenmüller dem Jüngern in Leipzig, welcher der erste Fremde war, der sie besuchte.

Sie liegt auf dem höchsten Gipfel der südwestlichsten Gebirgskette, die einen Theil des Fichtelgebirges ausmacht. Ihr Eingang besteht in einer nicht großen Oeffnung in der Felsenwand. Vor demselben erblickt man zwischen Felsentrümmern hohe Waldbäume mit niedrigem Strauchwerk. Man hat eine 38 Stufen hohe Leiter angebracht, auf welcher man zu dem Innern der

Höhle hinabsteigt. Das erste, was dem erstaunten Wanderer sich darstellt, ist ein Gewölbe von beträchtlicher Höhe und Weite. Bei der Entdeckung lagen hier unter der Oeffnung zwei Menschengerippe der Länge nach hingestreckt, die sogleich zusammen fielen, als man sie anfaßte. Vermuthlich rührten sie aus den greulichen Zeiten her, wo die edlen Ritter jener Gegenden von ihren Raubnestern aus Reisende überfielen, plünderten, nicht selten ermordeten, und ihre Leichname den Augen der Welt in Kellern und Klüften entzogen. Die Knochen waren zum Theil mit Tropfstein überzogen, und mußten also bereits eine geraume Zeit gelegen haben.

Beim Fortgange in dem Gewölbe stößt man auf einen steilen Berg, über dessen Höcker und Auswüchse man mit Behutsamkeit wandern muß. Dieser Berg erstreckt sich bis an das äußerste Ende der Höhle auf ungefähr 150 Schritte, und besteht aus einem Haufen über einander geworfener, glatter und abgerundeter Trümmer von Kalkfelsen, der mit braunem und schwarzgelbem Tropfstein übersintert ist. Eine Menge Tropfsteinsäulen von verschiedener Gestalt und Größe zieren allenthalben die Höhle. Sie stehen wie Kegel aufgerichtet, und sind 1 bis 4 Fuß hoch, oben abgerundet und zum Theil in schönen Gruppen neben einander gestellt. Das Wasser, aus dessen mineralischen Theil-

chen sie gebildet werden, tröpfelt von der Decke des Gewölbes herab. Zerbricht man eine Säule, so erblickt man im Innern einen Kern und Ringe, denen ähnlich, welche das Holz jährlich ansetzt. Von der Decke des Gewölbes hängen Zapfen, Pyramiden und Gestaltungen von tausendfacher Art aus Tropfstein gebildet herab, und gewähren beim düstern Fackelscheine einen unbeschreiblich herrlichen Anblick.

Im Hintergrunde der Höhle ist der Berg am höchsten. Von da aus blickt man nach der Gegend des Eingangs, wie über einen schaudervollen Abgrund hin. Von diesem Standpunkte aus ist die Partie der Höhle gezeichnet, welche die Tafel in der ersten Figur vorstellt. Oben am äußersten Winkel dieser Partie schlüpft man auf dem Bauche durch eine sehr enge Oeffnung, über welcher von oben herab Zapfen von Tropfstein herunterhängen, die so spitzig sind, daß sie einem den Rücken aufzureißen drohen, wenn man den Körper erheben wollte. Durch diese enge Schlucht gelangt man dann in die zweite hier vorgestellte Partie der Rosenmüllers-Höhle, in die Wachskammer.

Fig. 2. Die Wachskammer.

Wachskammer hat man diese Partie darum genannt, weil die Tropfstein = oder Stalaktitenfiguren ein dem gelben Wachse sehr ähnliches Ansehen haben. Sie besteht in einem niedrigen Gewölbe von ungefähr 15 bis 18 Fuß Länge und etwa 6 bis 8 Fuß Breite, und enthält eine so große Menge der mannichfaltigsten stalaktitischen Figuren, daß man vor Verwunderung stehen bleibt, sobald man durch die enge Schlucht gedrungen ist, und einen Blick auf die durch den Schimmer des Lichts erhellten Höhlenwände wirft. Zur rechten Hand erblickt man eine Tropfsteinsäule von 4 Fuß Höhe und 1 Fuß Dicke, welche eine Felsenwand unterstützt, und am Ende hängt eine länglich runde Tropfsteinmasse, die einem Kürbis gleicht, ausgenommen, daß sie viel größer ist. Uebrigens ist das ganze Gewölbe durch die mannichfaltigen Gestalten des Tropfsteins sehr irregulär. Das fortdauernd von der Decke herabträufelnde Wasser verursacht beim Auffallen auf die klingenden Tropfsteinmassen ein musikalisches Getön, welches die schauerliche Stille des Orts auf eine angenehm überraschende Weise unterbricht. Die Zapfen und Säulen, die das Wasser benetzt, glänzen dem Auge im Fackelschimmer wie Krystall entgegen.

XXX. Tafel.

Rosen = Arten.

Fig. 1. Die gemeine Monatsrose.

(Rosa Damascena communis).

So häufig auch diese Rosenart die Monatsrose genannt wird, so ist dies doch falsch, und sie heißt eigentlich die Damascener Rose. Sie hat sowohl von Farbe als Bau mehrere Varietäten, aber nur eine einzige davon blüht zweimal im Jahre, und dies ist die gegenwärtige sogenannte Monatsrose; alle die andern Sorten blühen gewöhnlich nur einmal. Diese Art gränzt sehr nahe an die rothe Centfolie, und ihr Strauch ist daher sowohl dem Laube als Holze nach schwer von dieser zu unterscheiden; ihre Blume

aber, welche ohngefähr 3 Zoll im Durchmesser hält, ist flatterig und unregelmäßig gebaut, blaßroth von Farbe, unter allen Rosenarten aber die wohlriechendste, daher man sie auch vorzüglich zum Treiben im Winter wählt, wozu sie sich auch unter allen am besten schickt.

Das Geschlecht der Damascener Rosen stammt ursprünglich aus Syrien von Damask her, wovon es auch den Namen hat. Vermuthlich kannten auch schon die alten Römer die obgedachte Monatsrose unter dem Namen der zweimal blühenden Rose von Pestum, welche Virgil schon im IV. Buche seines Georgicon also besingt:

Forsitan et pingues hortos quae cura colendi
Ornaret, canerem *biferique rosaria Pesti*

und war bei ihnen sehr beliebt.

Taf. 30. Fig. 2. Die gestreifte Bandrose.

(Rosa versicolor).

Die gestreifte Bandrose ist eine sehr ansehnliche Blume, und macht wegen ihrer brillanten, karmesin und weißgestreiften Zeichnung eine schöne Zierde unsrer Gärten. Ihre Blume ist zwar nur halb gefüllt, aber ansehnlich groß, oft 4 bis 5 Zoll

im Durchmesser, breitet sich meistens gerade und flach aus, und hat in der Mitte ein goldgelbes Auge. Sie ist bandartig dunkel und hellroth gestreift, und hat davon den Namen die Bandrose. Ihr Strauch wird selten über 3 Fuß hoch, hat grünes dünnes Holz, und erfriert oft bei uns in harten Wintern. Ihr Geruch ist schwach, und sie dienet daher mehr zur Zierde für das Auge.

Sieben

Sieben und achtzigster Heft.

XXXI. Tafel.

Gottheiten der Griechen und Römer.

Rohe Völker, die noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Verstandesbildung stehen, haben fast immer mehrere Gottheiten. Zu der Idee eines einzigen höchsten Wesens, dem der Verstand des Gebildeten alle Vollkommenheiten beilegt, und in dem er den Urheber der Natur und ihrer gesammten Erscheinungen verehrt, erhebt der rohe Mensch sich nicht. Er sieht die mannichfaltigen Erscheinungen in der Natur, wovon einige ihm unwidersprechlich wohlthätig, andere dagegen schädlich und furchtbar vorkommen müssen, weil seine Augen nur die nächsten Folgen derselben erblicken und ihren Zusammenhang mit dem Ganzen nicht sehen, keineswegs

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

als Wirkungen eines einzigen, sondern mehrerer Wesen an. Diesen Wesen schreibt er sehr natürlich eine grösere Kraft zu, als er selbst besitzt, weil er fühlt, daß er weder über die angenehmen, noch über die ihm furchtbar scheinenden Naturereignisse gebieten oder sie nach seinen Absichten leiten kann. Dessen ungeachtet nimmt er die wesentlichen Ideen zu den Bildern, die er sich von jenen höhern Wesen oder Gottheiten entwirft, immer von sich selbst her. Woher sollte er sie auch anders nehmen, da alle ihm bekannte Geschöpfe tief unter ihm stehen, und ein rein geistiges Wesen ein Begriff ist, zu welchem der ungebildete Verstand sich nicht hinaufschwingt?

Die Gottheiten der alten Griechen und Römer sowohl, wie die der Aegyptier, sind demnach Wesen von menschlicher Gestalt mit menschlichen Neigungen, aber mit übermenschlichen Kräften. Die mächtigsten unter den Menschen, die Könige und Großen der Erde, waren es insonderheit, von denen man die Ideen zu den Gottheiten hernahm. Selbst die Juden, deren Religion auf den Glauben an eine einzige Gottheit hinführte, dachten sich ihren Jehova nie anders, als unter dem Bilde eines unumschränkten Monarchen auf einem Throne sitzend, von Ministern (Engeln) umgeben, die seine Befehle zu vollziehen bereit standen. Dem Jehova schreiben die Juden alle Erscheinungen in der Natur zu;

doch war es schwer, und es verstrichen viele Jahrhunderte, bevor sich das ganze Volk an diese ihm unnatürlich scheinende Idee gewöhnte.

Die Aegyptier, Griechen, Römer und andere Nationen, fanden ihren Einsichten nach den Glauben widernatürlich, daß die so verschiedenen und in ihren Wirkungen und Folgen so ungleichartigen Phänomene in der Natur alle von einem einzigen Wesen herrühren sollten; daher nahmen sie eine Menge von Gottheiten an. Sie hatten Götter in der Luft oder im Himmel, auf und unter der Erde, im Wasser und im Feuer; ja selbst einzelne auf der Erde befindliche Gegenstände enthielten dergleichen z. B. Wälder, Bäume, Flüsse, Quellen u. s. w.

Anfangs begnügte sich der rohe Verstand damit, daß er wußte und glaubte, eine Erscheinung in der Natur werde durch diese oder jene Gottheit hervorgebracht, ohne sich weiter um die Beschaffenheit der Gottheit selbst zu bekümmern; allein bald mußte sich die Neugier regen, noch etwas Näheres über diese Gottheit zu erfahren. Hier fand denn nun die Einbildungskraft ein weites Feld. Sie bildete nach und nach die ganze Göttergeschichte der alten Welt, die ganz der damaligen Denkart, den Vorstellungen und Bedürfnissen roher Menschen angemessen ist, und den Namen der

Mythologie führt. Sie ist voll von wunderbaren, unnatürlichen und übernatürlichen, einander widerspre-chenden Dingen, ganz nach dem Geschmacke roher Menschen, denen das Gewöhnliche und Natürliche nicht gefällt, weil es zu gemein ist.

Die Vorstellungen und Sagen von den Gottheiten erlitten in der Folge der Zeit, während sie vom Munde zu Munde, vom Vater auf den Sohn übergiengen, mannichfaltige Veränderungen, Erweiterungen und Zusätze. Dies geschah insonderheit, als Poeten diese Dinge zum Gegenstande ihrer Dichtungen machten. Frühzeitig hatte sich die Mythologie, als Religion des Volks, mit der Politik vermischt; späterhin trat sie in immer engere Verbindung mit derselben. Wenn es nun auch Männer gab, welche das Lächerliche und Widersprechende im Volksglauben, mit einem Worte das Widersinnige der ganzen Mythologie, einsahen; so verbot es ihnen doch die Politik, ihre bessern Einsichten öffentlich bekannt zu machen, weil dadurch leicht die politische Verfassung hätte umgestürzt werden können.

Die Mythologie der Alten, oder die Götterlehre war demnach eigentlich nur Religion des rohen Volks. Dieses glaubte wirklich alle die Abgeschmacktheiten und widersprechenden Sagen von den Gottheiten; die Vernünftigen, welche sich durch Geistesbildung über ihr

Zeitalter erhoben, schwiegen dazu still, und behielten ihre bessern Einsichten entweder für sich, oder theilten sie wenigstens nur Eingeweiheten mit.

Die Griechen und Römer verehrten zweierlei Wesen, eigentliche Götter und Halbgötter oder Heroen, welches vergötterte Menschen waren. Das Alterthum staunte Menschen, die sich durch ungewöhnliche Talente, durch neue nützliche Erfindungen und andere große Thaten auszeichneten, und ihren Zeitgenossen wohlthätig erwiesen, mit hoher Bewunderung an, schrieb, was sie ausführten, einem höhern Beistande zu, und glaubte seine Ehrfurcht und Dankbarkeit dadurch am füglichsten beweisen zu können, daß man einmüthig ihre Vergötterung beschloß. Große Krieger, zumal solche, die durch ihre Tapferkeit ihr Vaterland wider die Angriffe der Barbaren schützten, muthige Jäger, welche in jenen Zeiten der rohen Natur, wilde verwüstende Thiere bekämpften; weise Gesetzgeber, die durch kluge Rathschläge Streitigkeiten schlichteten, und Blutvergießen hinderten u. s. w., genossen im frühesten Zeitalter fast unter allen Nationen die Ehre der Vergötterung oder eines unsterblichen segnenden Andenkens.

Die gegenwärtige Tafel unseres Bilderbuchs stellt

eigentliche, oder höhere Gottheiten der Griechen und Römer dar.

Fig. 1. Kronos und Rhea.

Kronos und Rhea sind die Stammältern der höhern Götter der Griechen und Römer. Χρονος heißt im Griechischen die Zeit, und ein Sinnbild der Zeit ist der Gott Kronos. Bei den Römern heißt er Saturnus, und bedeutet ursprünglich eine Gottheit des Säens und Pflanzens, oder des Ackerbaues. Erst späterhin trug man die Ideen der Griechen vom Kronos auf den Saturn über. Seinem Ursprunge nach war Kronos ein Sohn des Uranos und der Gäa, d. i. des Himmels und der Erde. Eine Anspielung auf die ursprüngliche Erzeugung des Menschen ohne Fortpflanzung! Nach der Mythologie war Uranos König von Kreta, dem heutigen Candien. Sein Sohn Saturn verdrängte ihn vom Throne, und schwang sich selbst hinauf. Nach der allegorischen Deutung heißt das so viel: Anfangs (unter Uranos) war Alles auf der Erde noch chaotisch und regellos. Diese Regellosigkeit hörte auf, als Kronos (die Zeit) auf den Thron kam. Alle Erscheinungen in der Natur erfolgten nun nach bestimmten Zeiträumen und regelmäßig.

Kronos vermählte sich mit seiner eigenen Schwe-

ster Rhea, und erzeugte mit ihr die Hauptgottheiten Vesta, Ceres, Juno, Pluto, Neptun und Jupiter. Es war ihm prophezeihet, daß er von seinen eigenen Kindern eben so entthront werden würde, wie er seinen Vater Uranos vom Throne gestoßen hätte; daher verschlang er jedes seiner neugebornen Kinder. Als Rhea mit Jupiter schwanger gieng, fragte sie, betrübt über die Grausamkeit ihres Gemahls, den alten Uranos und die Gäa, wie sie das unter ihrem Herzen befindliche Kind retten könnte. Sie erhielt den tröstlichen Rath, das neugeborne Kind in eine entfernte Höhle zu verbergen, und statt seiner einen in Windeln gewikkelten Stein dem Saturn zu überreichen. Dies that Rhea, und so rettete sie den Jupiter. Als dieser herangewachsen war, zwang er seinen grausamen Vater, durch ein Brechmittel nicht nur den verschlukten Stein, sondern auch alle vorher verschlungenen Kinder, die Schwestern und Brüder Jupiters, von sich zu geben. Als dies geschehen war, ward Kronos auf immer in den Tartarus, d. i. in die Unterwelt gebracht. Nach einer andern Sage entfloh er zu Schiffe nach Latium in Italien, wo ihn Janus freundlich aufnahm. Hier begann mit ihm das goldne Zeitalter. Er lehrte die Menschen Ackerbau und Künste, und regierte glücklich.

Das Verschlingen und Wiedergeben der Kinder zielt auf den Umstand, daß die Zeit Jahre, Monate, Tage u. s. w. verschlingt, und wieder neu gebiert.

Kronos hatte mehrere Brüder, welche in der alten Mythologie unter dem Namen der Titanen bekannt sind. Sie sahen mit Mißvergnügen ihren Bruder entthront, und rebellirten gegen Jupiter, ihren Neffen. Zehn Jahre lang hatte dieser mit ihnen zu kämpfen; endlich besiegte er sie, warf sie gleichfalls in den Tartarus, und theilte nun das Reich der Welt mit seinen Brüdern, Neptun und Pluto.

In die Zeit der Regierung des Kronos in Latium setzen die Dichter, wie gesagt, das goldene Zeitalter, wo Freude, Ruhe und erwünschte Glückseligkeit auf der Erde wohnten.

In Griechenland wurde diese Gottheit wenig verehrt. Sie hatte bloß zu Olympia einen alten Tempel. Die Römer verehrten zwar den Saturn, aber nicht eigentlich als Kronos, sondern als den alten Nationalgott Italiens, den Gott des Feldbaues. Diesem zu Ehren wurden auch die berühmten Saturnalien im December gefeiert. Sie sollten das Andenken des goldenen Zeitalters erhalten, wo es noch keinen Unterschied der Stände gab. Die Sklaven waren während dieses Festes frei, und genossen große, freilich bald vorübergehende Vorzüge.

Da Kronos oder Saturn so wenig verehrt wurde,

so ists leicht zu erklären, warum man unter den Ueberresten des Alterthums so wenig Abbildungen und gar keine Statuen von ihm entdeckt hat. Die gewöhnlichsten Abbildungen stellen ihn als einen Greis mit langem Barte vor, der eine Sichel in der einen Hand hält, oder neben sich liegen hat, und die andere Hand auf einen von einer Schlange umwundenen Baumstumpf stützt. Sichel und Schlange sind Sinnbilder der Zeit. Unsere Figur zeigt den Kronos auf dem Throne sitzend, mit halbverdecktem Haupte, welches die Dunkelheit der Zukunft bedeutet, die aber — dies soll der Gest der aufgehobenen Hand anzeigen — mit der Zeit enthüllt wird.

Die Rhea, welche von den Dichtern mit einer andern weiblichen Gottheit, der Cybele oder Cybebe, so vermengt wurde, daß daraus Eine Person entstand, verehrte man an vielen Orten in Kleinasien, Griechenland und besonders auch in Rom. Ihre Priester waren Verschnittene, und ihre Feste wurden mit großem Geräusch und lärmender Musik gefeiert, wobei die Priester die abscheulichsten Grimassen und Verzerrungen zeigten. Abbildungen der Rhea hat man mehrere. Hier sehen wir sie als eine ehrbare Matrone, mit einem unter der Brust gegürteten Untergewande und einem weiten Mantel, der vorn über den Schooß genommen bis zu den Füßen herabhängt, rückwärts aufgenommen den

Kopf verschleiert, und sich von da auf die Achseln herabsenkt. In der Hand hält sie den in Windeln gewickelten Stein, welchen sie an des neugebornen Jupiters Statt ihrem Gemahl Kronos zum Verschlingen darreicht.

Diese bildliche Darstellung des Kronos und der Rhea, findet sich auf einer Ara oder einem Altare in Relief im Museum Capitolium zu Rom.

Taf. 31. Fig. 2. Rhea auf dem Throne.

Eine andere Vorstellung von der Mutter der Götter! Sie erscheint hier auf einem Throne sitzend. Ihr Charakter ist derselbe, wie im vorhergehenden Kunstwerke, nämlich die hohe Würde des Matronenalters, in voller Wohlgestalt aller Theile des Geschlechts. Die Kleidung ist dieselbe; ihr Attribut das gewöhnliche, nämlich eine Thurmkrone auf dem Haupte, welche eine Stadtmauer mit Thürmen, Thoren und Zinnen vorstellt. Sie trägt diese Krone, weil sie zuerst die Menschen lehrte, sich feste Wohnsitze mit Mauern und Thürmen zu errichten. In der Linken hält sie eine Pauke, ein Attribut der Rhea, welches man ihr entweder ihrer Verbindung wegen mit dem schönen Hirten Atys — und Hirten bedienten sich ehemals der Pauken — oder darum beilegt, weil man Rhea als Göttin der Erde sich dachte,

und die Erde nach der Vorstellung der Alten keine Kugel, sondern eine vom Ocean umgebene Scheibe war.

Die Löwen sind der Rhea heilige Thiere, darum stehen sie hier zu beiden Seiten ihres Throns, den sie zu bewachen scheinen. Sonst findet man die Rhea auch auf einem Wagen sitzend, von Löwen gezogen, oder auf einem Löwen reutend.

An Denkmälern aus dem Alterthume hat man von der Rhea Statuen, Reliefs, Büsten, Gemmen und Münzen. Unsere Figur ist nach einem Relief genommen, welches sich im Museum Pio-Clementinum befindet.

Taf. 31. Fig. 3. Jupiter als Herrscher.

Jupiters Jugendgeschichte ist so eben erzählt worden. Bei der erwähnten Theilung des Reiches der Welt erhielt er den Himmel, Neptun das Meer und Pluto die Unterwelt oder das Schattenreich. Die Erde wurde von allen dreien gemeinschaftlich beherrscht. In der orphischen Religion war Jupiter das Symbol des Aethers, oder der obern Luft, und daraus machten die Dichter den Beherrscher des Aethers. Beim Homer bedeutet er schon das höchste Wesen, und wird daselbst mehrmals Vater der Götter und Menschen genannt. In Rücksicht der Macht, die ihm die Alten zuschrieben,

sind die Begriffe sehr schwankend und widersprechend, wie in der ganzen Mythologie. Bald legte man ihm, als dem höchsten Wesen, Eigenschaften bei, welche die reinste Philosophie dem höchsten Geiste giebt. Er besaß unumschränkte Macht; lenkte und regierte die Schicksale der Menschen, denen er Angenehmes und Unangenehmes nach Gutbefinden zumißt; wußte alle Dinge und auch die zukünftigen vorher; besaß unter allen Göttern die höchste Weisheit, und Minerva die Göttin derselben war ihm stets zur Seite; bezeigte sich gütig und huldreich gegen die Menschen; hatte einen Abscheu am Unrecht, und bestrafte dasselbe u. s. w. Bald war seine Macht wiederum nicht unbeschränkt, und er dem Schicksale, einem unbekannten, nicht näher bestimmten Wesen, eben so unterworfen, wie alle Götter und Menschen.

Als historisches wirkliches Wesen, d. i. als Sohn des Kronos und der Rhea, ließ ihn die Fabel bald auf dem Berge Lyctos in Kreta, bald in Messene, Theben und an andern Orten geboren werden. Eben so verschieden urtheilt die Sage über die Personen, die seine Erziehung besorgten. Er soll so schnell herangewachsen seyn, daß er schon nach Einem Jahre auf die Entthronung seines Vaters denken konnte. Das Brechmittel, welches er demselben eingab, erhielt er von der Metis. Eine von seinen ersten großen Thaten war die Be-

freiung der Centimanen und Cyclopen, welche als die ältesten Kinder des Himmels und der Erde im Tartarus angefesselt lagen. Der Schauplatz des oben erwähnten Kampfes mit den Titanen waren die Berge Olympus und Othrys. Ungeachtet seine Großmutter, die Erde (Gäa), erst selbst Jupiters Plane gegen Saturn begünstigt hatte; so mißfiel es ihr dennoch, daß dieser ihre Kinder, die Titanen, nach ihrer Ueberwindung in den Tartarus stürzte. Sie brachte daher die mächtigen Giganten (Riesen) hervor, welche sich gegen ihn und seine beiden Brüder empörten, aber nach einem fürchterlichen Kampfe eben so, wie alle nachherigen Empörer, glücklich besiegt wurden.

Von dem Jupiter erzählen die Dichter der Alten eine Menge Liebschaften, die sich neben den philosophischen Begriffen von ihm, als höchster Gottheit, gar sonderbar ausnehmen. Er bediente sich der niedrigsten List und Ränke, die schönsten Jungfrauen der Menschen, zumal Fürstentöchter, zu verführen, und die Juno, seine Schwester und Gemahlin zu hintergehen. Dessen ungeachtet wurde er von den alten Griechen und Römern mit dem größten Respekt verehrt. Zu Olympia war sein vornehmster Tempel, deren er übrigens noch an sehr vielen Orten sehr vorzügliche hatte. Nach den Orten, wo seine Verehrung am eifrigsten betrieben wurde, erhielt er Beinamen; z. B. der olympische, der

dodonäische Jupiter, Jupiter Ammon u. s. w. Eben weil man diese Gottheit so hoch verehrte, und eine so große Menge Tempel ihr erbauete, sind auch so viele alte Kunstwerke, die sie vorstellen, auf uns gekommen. Man besitzt mehrere Statuen von Jupiter, welche ihn theils stehend, theils sitzend darstellen. Auch treffliche Büsten, Mauergemälde, Vasenzeichnungen, Gemmen, Münzen und Reliefs giebt es vom Jupiter.

Unsere Figur zeigt uns ihn nach dem Relief auf einer Ara im Capitolinischen Museum. Er sitzt auf einem Herrscherthrone. Majestät, Kraft, Weisheit und Väterlichkeit verkündigen alle Züge seines Antlizzes. In der rechten Hand hält er eine Victoria (Göttin des Sieges), die ihm den ewiggrünenden Lorbeer, als dem mächtigen Ueberwinder der Titanen und Giganten, darreicht. Zu den Füßen seines Thrones sitzt der Adler, dieser König der Vögel, der sich himmelan schwingt, und als Sinnbild der Hoheit und Kraft dem höchsten der Götter heilig war. Sonst gehören zu seinen Attributen noch das Scepter, als Symbol der Herrschaft, und Donner und Blitz, als Sinnbild des Reichs der obern Luft, in der er herrscht. Ein Mantel ist um seine Lenden geworfen; das Obertheil seines Körpers erscheint nackt. Wenn Jupiter stehend abgebildet wird, so ist er gar nicht bekleidet.

Stiere waren die gewöhnlichen Opfer, die man an seinen Festen ihm darbrachte, und unter den Bäumen war ihm die Eiche heilig.

Taf. 31. Fig. 4. Jupiter im Kampfe mit den Giganten.

Die Giganten oder gewaltigen Riesen, welche Jupiter bekämpfte, waren nach einigen Sagen Kinder der Gäa und des Tartarus (der Erde und der Unterwelt); nach andern entstanden sie aus den Blutstropfen des durch Saturn verwundeten Uranos. Es waren Ungeheuer von riesenmäßiger Größe mit struppigtem Haare und wüstem Barte, hohlliegenden Augen, trotzigem Gesicht und mit Schlangenbeinen. Die Fabel läßt sie entweder auf den phlegräischen Gefilden bei Pallene in Thessalien, oder auch auf denen bei Cumä und Baji in Unteritalien aus der Erde hervorstürzen und den Kampf gegen Jupiter beginnen. Sie thürmten in Thessalien die Berge Ossa, Pelion, Oeta und Rhodope auf einander, und bestürmten von dieser furchtbaren Höhe den Olymp oder Himmel mit losgerissenen Felsenstücken und mit Feuerbränden. Jedes Felsenstück, das auf die Erde zurückfiel, ward ein Berg, jedes aber, das ins Meer stürzte, eine Insel. Schrecklich war der Kampf; aber die Himmelsbewohner wehrten sich nachdrücklich; doch würden sie den Sieg nicht davon getra-

gen haben, wenn Hercules ihnen nicht so treulich beigestanden hätte. Dieser erlegte und verwundete mehrere. Alle Götter thaten das Ihrige; Jupiter rollte unaufhaltsam mit seinem Donnerwagen über die kühnen Himmelsstürmer dahin, schoß seine Blitze auf sie ab, und zerschmetterte sie. Seine muthigen mitkämpfenden Rosse eilten so schnell über die Frevler dahin, daß auch nicht einmal eine Spur ihrer Hufe zurückblieb. Diese Scene ist es, welche die Figur nach einer antiken Camee darstellt.

Taf. 31. Fig. 5. Jupiter Ammon.

Ammon oder Hammon war eine berühmte Gottheit des Alterthums, die in Lybien vorzüglich verehrt wurde, aber auch bei Ausländern in großem Rufe stand. Ueber ihren Ursprung ist man ungewiß. Die Sagen darüber sind so widersprechend und vielfach, daß es der Mühe nicht werth ist, sie hier anzuführen. Nach Einigen war Ammon ein Sohn Jupiters und eines in einem Walde gefundenen Schaafes. Genug ists zu wissen, daß man den Ammon in der Folge mit dem Jupiter verwechselte, und ihn unter dem Namen Jupiter Ammon göttlich verehrte. In der lybischen Wüste hatte diese Gottheit einen sehr berühmten Tempel, der nach Einigen Bacchus, nach Andern aber Hiarbas erbauet haben soll. Ueber die Figur des Bildes, unter

welchem

welchem man die Gottheit in diesem Tempel verehrte, sind die Meinungen sehr verschieden. Bald soll es ein Widder, bald ein Mensch mit einem Widderkopfe, oder wenigstens mit Widderhörnern gewesen seyn. Die Griechen und Römer bildeten den Jupiter Ammon gewöhnlich in der Figur ab, worin wir ihn hier sehen. Es ist ein Jupiterskopf mit einer Art von Krone oder Mütze auf dem Haupte, und mit Widderhörnern.

Aus mancherlei Umständen erhellet, daß der Ort, wo der Tempel des Jupiter Ammons stand, eine Oase oder Insel von fruchtbarem Lande mitten in der öden todten Sandwüste Lybiens war, und daß die aus Aegypten in das Innere von Afrika reisenden Karawanen, hier einen Lagerplatz hatten. Theben in Aegypten war der Ort, wo die Karawanen ausgiengen. Von hier bis zum ersten Lagerplatze, dem Ammonstempel, machte der Weg zehn Tagereisen aus. Wahrscheinlich hatte sich hier auf dieser fruchtbaren Oase eine schlaue Aegyptische Priesterkolonie niedergelassen, welche reiche Geschenke von den durchziehenden Karawanen erhielt. Um diesen Lagerplatz noch anziehender zu machen, stifteten sie bei ihrem Tempel zugleich ein Orakel oder eine Weissagungsanstalt. Wer es weiß, wie begierig der Ungebildete noch heutiges Tages ist, durch Weissagungen sein Schicksal in der Zukunft vorher zu erfahren, der wird leicht begreifen, daß in einem Zeitalter, wo finsterer Aber-

glaube alle Gemüther beherrschte, mit dieser List nicht wenig zu gewinnen gewesen seyn müsse. Selbst Könige ehrten das Orakel des Jupiter Ammons. Alexander der Eroberer unternahm einen Zug nach dem Tempel, und ließ sich, vermuthlich nach Verabredung, von den Priestern für einen Sohn des Ammon erklären.

Taf. 31. Fig. 6. Juno als Götterkönigin.

Juno hieß bei den Griechen Hera. Ihr Ursprung ist schon erwähnt. Als Schwester und Gemahlin Jupiters war sie die höchste und mächtigste unter allen Göttinnen; ja nach ihrem Gemahl die höchste unter allen Gottheiten des Alterthums. Die Sage läßt sie in Arcadien geboren werden; aber auch Argos und Samos rühmten sich ihrer Geburt. Bei ihrer Vermählung mit dem Jupiter, welche auf Kreta geschah, waren alle Götter zugegen. Man hätte denken sollen, die Ehe der beiden höchsten Gottheiten müßte die glücklichste seyn, um allen übrigen als Vorbild zu dienen; allein das war sie gar nicht. Die Fabel schildert den Jupiter als einen sehr ausschweifenden Gatten, der unzähligemal der Juno untreu ward; diese aber als höchst stolz, gebieterisch und eifersüchtig. Entdeckte sie die Liebesverständnisse ihres Gemahls, so überhäufte sie ihn mit den kränkendsten Vorwürfen, verfolgte seine Geliebten bis zur vollendeten Sättigung ihrer grausamen Rache,

und erregte dadurch den Zorn des Donnergottes, der dann mit Härte und Strenge ihr begegnete. Drollige Geschichten erzählen die Dichter der Alten von den Mißhelligkeiten, die immerdar zwischen den beiden höchsten Gottheiten obwalteten. Einmal hatte Juno den Herkules, einen Sohn Jupiters und der Alcmene und Liebling seines Vaters, als er das Meer beschiffte, durch Sturm nach der Insel Cos verschlagen. Darüber ergrimmte Jupiter dermaßen, daß er ihr die Hände band, an den Füßen zwei Ambose befestigte, und sie so schwebend im Olymp aufhieng. Ja, ein andermal hätte sie beinahe gar Schläge erhalten.

Nicht bloß Jupiters Untreue, sondern auch gekränkter Ehrgeiz und Eitelkeit — denn beide Eigenschaften besaß sie im höchsten Grade — erregten die Rache der Juno. Schwer mußten die Trojaner in dem berühmten Kriege mit den Griechen dafür büßen, daß Paris nicht ihr, sondern der Venus den Preis der höchsten Schönheit zuerkannt hatte. Oft trat sie, von Rache glühend, auf die Seite der Griechen, und verschaffte ihnen den Sieg im Kampfe.

Es sind eine Menge vortrefflicher Kunstwerke aus dem Alterthume auf uns gekommen, welche Juno, die Götterkönigin darstellen. Man hat Büsten, Statuen, Reliefs und andere Bildwerke von ihr. Als Götterkö-

nigin, wie hier, erscheint sie in Gestalt einer edlen Matrone mit erhabener Stirn, großen, stark geöffneten Augen, vollem wellenförmigen Haar, über dem Scheitel mit einem Diadem in Form einer Schleuder. Eine fein gestaltete Tunika, meist unter der Brust ungegürtet, und ein Mantel, der gewöhnlich nur Eine Schulter deckt, und um die Hüften geschlagen ist, machen ihre Kleidung aus.

Außer dem Diadem gehören das Scepter, der Pfau, der Granatapfel und der Kukuk zu den Attributen dieser Göttin.

In Griechenland wurde Juno eifrigst verehrt; in Argos war ihr berühmtester Tempel, das Heräum. Auch zu Olympia hatte sie einen Tempel, und es wurden ihr zu Ehren hier die berühmten Spiele gefeiert. Die Römer verehrten sie unter demselben Charakter, wie die Griechen. Sie hatte in der Hauptstadt der Welt mehrere Tempel, und es waren ihr nicht nur der ganze Junius, sondern auch alle ersten Tage der übrigen Monate geweihet.

Taf. 31. Fig. 7. Juno die Erhalterin.

Den Beinamen Erhalterin oder Sospita legten die Römer der Juno wegen verschiedener Veranlassungen

bei. Sie wurde als solche vornehmlich zu Lanuvium verehrt. Als Sospita erscheint sie in ganz anderer Gestalt. Ihr Anzug ist kriegerisch, ihre Stellung die eines Kämpfenden, und ihre Gesichtszüge verrathen Entrüstung. Statt des Helms wird ihr Haupt von einem Ziegenfelle bedeckt, dessen Vorderbeine über die Achseln herabfallen, und über der Brust befestiget sind. Unter dem Felle befindet sich das Diadem, als beständiges Attribut der Juno. Der andere Theil des Felles ist um die Hüften gebunden, und dient gleichsam als Panzer über der doppelten bis zu den Füßen wallenden Tunika. Die hehre Gestalt, die kühne Stellung, die erhabene Anmuth im Gesicht zeichnet diese bildliche Darstellung der Juno sehr vortheilhaft aus. Ihre Waffen sind in der einen Hand ein Spies, in der andern ein Schild.

Als die Römer den Einwohnern von Lanuvium das Bürgerrecht ertheilten, wurde auch bei ihnen die Verehrung der Juno Sospita eingeführt, und man bauete der Göttin zu Rom einen Tempel.

XXXII. Tafel.

Gottheiten der Griechen und Römer.

Fig. 1. Neptun.

Der Neptun der Römer ist der Griechen Poseidon. Aus dem Vorhergehenden wissen wir bereits, daß er Jupiters Bruder und die Gottheit des Meeres war. Die alten Dichtersagen widersprechen sich in Rücksicht der Begebenheiten seiner frühesten Jugend. Nach einigen wurde er von seinem Vater Saturn wirklich verschlungen und wieder hervorgegeben. Andere lassen die Rhea statt seiner dem Saturn ein neugebornes Füllen geben, den Neptun aber in ein Schaffell gewickelt, Hirten zur Erziehung einhändigen. Als er herangewachsen war, bekämpfte er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Jupiter die Feinde desselben. Er erhielt von ihm den Dreizack zum Geschenk. Dieses Werkzeug, welches der Gott in unserer Figur in der Hand hält, ist sein beständiges

und charakteristisches Attribut, und dient ihm als Zepter zur Beherrschung des Meeres.

Die Fabel erzählt, daß Neptun, als einst die himmlischen Götter sich gegen Jupiter empört hätten, auch Theil nahm am Aufruhr wider seinen Bruder. Dafür verurtheilte ihn jener nach Ueberwindung der Rebellen, gegen einen bedungenen Lohn dem trojanischen Könige Laomedon, die Mauern von Troja zu bauen. Neptun vollendete diese Arbeit, und forderte nun den Lohn; Laomedon aber verweigerte ihm denselben. Dafür überschwemmte Neptun einen Theil seines Gebiets, und schuf ein schreckliches Meerungeheuer, welches unerhörte Verwüstungen anrichtete, und dem man zur Beruhigung, nach dem Ausspruche eines Orakels, zu gewissen Zeiten eine Jungfrau zum Verschlingen geben mußte. Man findet noch eine Menge anderer merkwürdiger Begebenheiten und Vorfälle aufgezeichnet, bei welchen Neptun seine Macht sehr thätig bewies. Er war der Schöpfer des Rosses, welches auf einen Schlag mit dem Dreizack aus der Erde hervorsprang, als Neptun mit Minerva um den Besitz von Attika stritt.

Homer giebt dem Neptun einen prächtigen Pallast in der Gegend von Aegä in Achaja, auf dem Meeresgrunde. Von hier aus fuhr, nach der Vorstellung des Dichters, Neptun mit seinem Wagen durch das Was-

ser, welches zu beiden Seiten wich, und die Achsen nicht benetzte, hinauf nach der Oberfläche des Meeres. Auf ihr gleitet er schnell dahin, während die unter ihm stehenden Gottheiten des Meeres hervorkommen und durch Jauchzen und Frohlocken ihrem Oberherrn ihre Ehrerbietung bezeugen. — Als Beherrscher des Meeres müssen ihm die Wogen gehorchen. Er erregt Stürme und furchtbare Ungewitter, und besänftigt mit seinem Dreizack die Wuth der Wellen. Auch die Erdbeben sind sein Werk, und die Wolken, die er schafft und zusammenthürmt, gehorchen seinen Befehlen. Die Seefahrer bedurften insbesondere der Huld dieser mächtigen Gottheit. Sie war es, von der sie sich eine glückliche Fahrt zu versprechen oder tobende Stürme zu fürchten hatten. Nach den verschiedenen Verrichtungen, die ihm die Alten zuschrieben, führte er mancherlei Beinamen.

Die Gemahlin Neptuns hieß Amphitrite, die er wider ihren Willen heurathete. Mit ihr erzeugte er den Triton und die Rhode. Neben seiner rechtmäßigen Gemahlin hatte er noch eine große Anzahl von Geliebten, mit denen er eine Menge Kinder erzeugte.

Sowohl die Griechen, als Römer verehrten den Neptun eifrig. In Griechenland war die Anzahl herrlicher Tempel des Neptuns groß, und in Rom, wo er

ebenfalls einen Tempel hatte, wurden ihm zu Ehren im Julius die Neptunalien und im August die Consualien gefeiert. Unter den Thieren war ihm zwar das Roß heilig, und in Illyrien opferte man ihm auch Rosse; allein sonst brachte man ihm schwarze Stiere dar.

Von antiken Darstellungen des Neptuns sind mehrere Statuen, Büsten, wenige Reliefs, aber eine gute Anzahl Vasenzeichnungen, Gemmen und Münzen auf uns gekommen. Er wird als zweiter Bruder Jupiters demselben in der Gesichtsbildung, Anordnung des Haupthaars und des Bartes sehr ähnlich vorgestellt; doch drückt seine Miene und ganze Figur das Große, Erhabene und Ehrfurchtgebietende nicht in dem Grade aus, wie beim Jupiter. Sein Körper zeigt etwas von der Rauhheit des Elements, über welches er gebietet. In aufrechter Stellung hält er in der Rechten den Dreizack, in der Linken einen Delphin, der ein Attribut dieser Gottheit war. Hier in unserer Figur ist der Obertheil des Körpers vorgelehnt und der eine Fuß auf eine klippenähnliche Erhöhung gestützt. Fast allemal ist Neptun unbekleidet dargestellt.

Taf. 32. Fig. 2. Ceres.

Ceres, bei den Griechen Demeter, war eine Tochter des Saturns und der Rhea. Sie wurde gleichfalls verschlungen und wiedergeboren. Jupiter liebte sie, ungeachtet sie seine leibliche Schwester war, und zeugte mit ihr die Proserpina. Auch Neptun hegte eine verbotene Liebe zu ihr, aus welcher auch Sprößlinge entstanden. Einst verließ Ceres aus Unzufriedenheit über ihre Kinder, den Olymp, und versteckte sich in eine Grotte auf der Erde. Nun entstand eine Theurung im Himmel, und Jupiter, dem Pan ihren Aufenthalt entdeckte, holte sie zurück. Ceres hatte auch Liebhaber unter den Menschenkindern. Jasion, der den Ackerbau auf der Insel Creta einführte, genoß das Glück, der Göttin zu gefallen, und zeugte mit ihr den Plutus, den Gott des Reichthums. Jupiter aber tödtete aus Eifersucht den Jasion.

Ceres war Gottheit des Getraidebaues. Alle Länder und Oerter, welche sich die Erfindung dieser unschätzbaren Kunst zueigneten, rühmten sich auch, der Wohnsitz der Ceres zu seyn. Es waren die Gegenden, wo die Aerndten vorzüglich reich ausfielen, insonderheit Creta und Sicilien. Auf der letztern Insel, der Kornkammer des alten Roms, entführte

einſt Pluto, der Gott der Unterwelt und Bruder der Ceres, ihre Tochter Proſerpina durch eine Oeffnung oder Höhle, welche zur Unterwelt führte. Die Mutter wandelte nun auf der ganzen Erde umher, und durchſuchte mit einer am Aetna angezündeten Fackel die finſterſten Gegenden und Höhlen auf einem mit Drachen beſpannten Wagen, um ihre Tochter wieder zu finden. Lange konnte ſie den Aufenthalt derſelben nicht entdecken. Endlich aber gelang es ihr: Jupiter bewilligte Proſerpinens Rückkehr aus der Unterwelt unter der Bedingung, wann ſie noch nicht von den Speiſen im Schattenreiche gekoſtet hätte. Dies war nun leider der Fall; indeß brachte es dennoch die Mutter dahin, daß Proſerpina einen Theil des Jahres im Schattenreiche, den andern außer demſelben zubringen durfte.

Die Fabel ſchreibt ihr mancherlei Verrichtungen zu, bei welchen ſie theils ihre Milde und Güte gegen das menſchliche Geſchlecht, theils ihren Zorn und ihre Rache wider ihre Beleidiger zu Tage legte. Wohlthätig ward ſie den Menſchen dadurch, daß ſie dieſelben den Ackerbau lehrte, und ſo die wilden, rohen, herumſchweifenden Horden der Menſchen in Geſellſchaften vereinte, und an feſte Wohnſitze gewöhnte. Wo geſellſchaftliches Verein Statt findet, da muß es auch Geſetze geben, und ſo verehrte man die Ceres

als Gesetzgeberin. In Hinsicht auf ihre Verrichtungen und Eigenschaften führt sie verschiedene Beinamen bei den alten Dichtern. Verehrt wurde sie besonders in solchen Gegenden, welche sich der Erfindung des Ackerbaues rühmten, z. B. in Creta, Attica, Sicilien ꝛc. Unter den Festen, die ihr zu Ehren gefeiert wurden, sind die eleusinischen die berühmtesten. Zu Eleusis war der prächtigste Tempel des Alterthums.

Unter den alten Kunstwerken, welche sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, kennt man keine Statue oder Büste, von welcher man mit Zuverlässigkeit sagen könnte, daß sie der Ceres gehöre. Reliefs, Vasenzeichnungen und Münzen enthalten diese Göttin öfter; seltner findet sie sich auf Gemmen. Im Allgemeinen hat Ceres den Charakter der Juno. Sie gleicht einer edlen Matrone von hoher Gestalt, aber von milderem Ansehen, als die Götterkönigin. Ihr Auge ist weniger geöffnet, aber sanfter blickend; die Stirn niedriger und ein Aehrenkranz oder ein simples Band vertritt die Stelle des Diadems. Die Falten der Tunika fallen geradlinigt nach den Füßen hinab, und nur das kurze Obergewand unterbricht diesen einfachen Anzug durch zierliche Falten-Enden. Der Mantel fällt hinten über den Rücken, und verhüllt nichts vom Vordertheile des Körpers; doch findet man sie auch mehr verhüllt.

Attribute dieser Göttin sind Scepter, Aehren und Mohnköpfe; der Drachenwagen; der geheimnißvolle Korb und die Fackel, die sie bei mehreren Vorstellungen in der Hand trägt, und die sich auf das Geschäft von Proserpinens Aufsuchung bezieht.

Taf. 32. Fig. 3. Apollo.

Apollo war ein Sohn Jupiters von der Latona. Seine Mutter mußte sich, während sie Apollon unter ihrem Herzen trug, vor der eifersüchtigen Juno aufs sorgfältigste verbergen. Es nahete endlich die Zeit heran, wo sie gebären sollte; aber Juno gestattete ihr nirgends ein Räumchen auf der Erde. Sie ließ sie durch den furchtbaren Drachen Python allenthalben vertreiben. Diese Noth rührte den Gott des Meeres. Da die Verfolgte nirgends auf der Erde weilen durfte, so ließ er die Insel Delos aus dem Grunde des Meeres emporsteigen. Hier entledigte sich Latona der Pfänder ihrer Liebe, und gebar unter dem Schatten eines Del- und Palmbaums den Apoll und die Diana. Die Göttin Themis reichte dem neugebornen Knaben Nektar und Ambrosia, d. i. Göttertrank und Speise, und bald wuchs das Kind zum blühenden Jüngling heran, dessen Anmuth und Schönheit nie verwelkten. Er erhob sich zum Olymp empor, und mischte sich unter die unsterblichen Götter. Er hatte die Zitter zu seinem

Lieblingsinstrument gewählt und mit in den Olymp genommen. Alle Götter staunten über die jugendliche Schönheit und Anmuth Apollo's, über den Klang seiner Zitter und die Vortrefflichkeit seines Spiels. Die Horen und Grazien tanzten, und die Musen stimmten vor Entzücken Wechselgesänge an.

Apoll ward nicht allein ein trefflicher Zitterspieler, sondern er wußte auch den Bogen sehr geschickt zu gebrauchen. Einen Beweis von seiner Kunst im Bogenschießen legte er bald, nachdem er wieder auf die Erde gekommen war, dadurch ab, daß er den furchtbaren Drachen Python erlegte, wofür er aber auf 9 Jahre aus dem Olymp verbannt und auf die Erde verwiesen wurde. Der Ort, wo er den Python tödtete, Delphi am Abhange des Parnassus, war von nun an der liebste Aufenthalt Apolls. Man baute ihm hier einen Tempel, der durch die Orakel, welche hier vertheilt wurden, einer der berühmtesten im Alterthume ist.

Mehr, als einmal fiel Apollo in Ungnade bei Vater Jupiter. Dieser hatte einst den Aesculap, Apolls und der Coronis Sohn, durch seine Blitze getödtet. Apollo ließ dafür seinen Zorn gegen die Cyklopen aus, welche dem Jupiter die Donnerkeile schmiedeten, und erlegte sie mit seinen Pfeilen. Zur Strafe verstieß ihn der zürnende Donnerer wieder aus dem Olymp, und

Apoll mußte so lange als Sterblicher auf der Erde bleiben, bis sich der Zorn des Vaters der Götter gelegt hatte. Während seines Aufenthalts auf Erden weidete er die Heerden des Admetus, und half dem Neptun die Mauern von Troja errichten. Dann stieg er wieder in den Olymp, und verrichtete dort sein gewöhnliches Geschäft, die tägliche Führung des Sonnenwagens.

Als Führer des Sonnenwagens, wozu spätere Dichtungen ihn machten, heißt er Phöbus. Ehedem führte der Titan Helios den Wagen der Sonne über den Himmel dahin. An dessen Stelle trat dann Phöbus, der in den Dichtungen der Alten mit dem Helios gleichasm zu Einer Person verschmilzt. Als Phöbus erzeugte Apollo mit des Oceans Tochter, Clymene, den Phaeton, der einst unbesonnen genug war, den Sonnenwagen führen zu wollen, aber die muthigen Rosse nicht zu lenken verstand, von der Bahn abkam, und einen Theil der Erde versengte, während der andere vor Kälte erstarrte, bis Jupiter einen Blitz auf ihn schleuderte, und ihn zu Boden streckte.

Es werden dem Apoll eine Menge Beinamen gegeben. So heißt er der pythische Apollo, weil er den Python erlegte; Phöbus Apollo, weil er den Sonnenwagen führte; aus gleichem Grunde aber auch Titan und Helios u. s. w. Die Dichtung von ihm

ist eine Allegorie auf die allbelebende und zerstörende Kraft der Sonnenstrahlen, oder auf die schaffende und vernichtende Kraft in der Natur. Diese bleibt ewig unverändert; daher bildete man den Apoll als einen ewig blühenden Jüngling, zugleich als Ideal der höchsten männlichen Schönheit, als Gottheit der schönen Künste, zumal des Gesangs, der Musik und Dichtkunst, aber auch der Weissagungs- und Heilkunst. Er gehört, wie Mars, Bacchus und Mercur, zu den unbärtigen Göttern. Seine Verehrung war im Alterthume sehr ausgebreitet, wurde aber am eifrigsten zu Delphi betrieben.

Die Künstler unter den Griechen und Römern boten alle Kräfte auf, um würdige Bildwerke vom Apoll, dem Ideale der männlichen Schönheit, aufzustellen, und es sind eine Menge trefflicher Kunstwerke von verschiedener Art auf unsere Zeiten gekommen. Fast von allen, diese Gottheit betreffenden Sagen, so viel ihrer auch sind, treffen wir unter den erhaltenen Kunstwerken irgend eine interessante Vorstellung an. Unter den Statuen, welche den Apoll vorstellen, ist diejenige die berühmteste, nach welcher unsere Figur genommen ist. Man kennt sie in ganz Europa unter dem Namen des Apollo von Belvedere. Sie wurde zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts zu Porto d' Anzio entdeckt, und zierte dreihundert Jahre lang das Museum Pio=

Pio-Clementinum, bis sie bei der Revolution vor einigen Jahren aus Rom nach Paris geschafft wurde, wo sie nun jetzt steht. Winkelmann spricht von ihr, als vom höchsten Ideale der Kunst. Sie stellt den Apoll in der schönsten jugendlichen Blüte dar; doch weiß man nicht genau, auf welche Scene in dem Leben des Gottes sie sich eigentlich bezieht. Man glaubt bald den Besieger des Python, bald den Gott zu sehen, der als Phöbus den Sonnenwagen lenkt, oder im Zorne die tödtenden Pfeile ins Lager der Griechen von Troja absendet. Das Material dieser herrlichen Statue ist lunensischer Marmor.

Taf. 32. Fig. 4. Apollo als Führer der Musen.

Als Führer oder Vorsteher der Musen trägt Apoll den Beinamen Musagetes, durch welchen Ausdruck eben jenes Amt bezeichnet wird. Er kommt als solcher in mehreren Statuen, auf Münzen, Reliefs und herkulanischen Gemälden vor. Gemeiniglich ist er als Musenführer nicht nackt, sondern mit einer weiblichen Tunika angethan, die schön gefaltet, bis zu den Füßen hinabreicht, und unter der Brust gegürtet ist. Die Palla, ein großer weiter Mantel, oder nach unserm Ausdrucke, eine Enveloppe, auf beiden Achseln mit Knopfen befestiget, wallt in breiten Falten über den Rücken bis zu den Ferſen hinab. Die Leier, eins von den Attributen

dieser Gottheit, hängt auf der einen Seite von der Achsel herab.

Taf. 32. Fig. 5. Apollo als Führer des Sonnenwagens.

Wenn Apollo den Sonnenwagen lenkt, wird er mit dem Titan Helios als Eine Person betrachtet, und heißt daher auch Helios oder Sol (Sonne), Phöbus und Sohn des Hyperions. Ungeachtet ihn die Dichter immer in diesem Falle als Apoll betrachten, so unterscheiden ihn doch die Künstler im Wesentlichen so, daß der Führer des Sonnenwagens als eine vom Apoll ganz verschiedene Gottheit erscheint. Es sind an größeren Kunstwerken, die Phöbus vorstellen, nur sehr wenige auf unsere Zeiten gekommen; meistens ist er auf Münzen, in Gemmen und Reliefs abgebildet. Man findet ihn auf mehrerlei Art als Phöbus vorgestellt. So z. B. auf einer Ara im kapitolinischen Museum auf einem Wagen, der von vier Greifen gezogen wird. In unserer Figur erscheint er mit einem volleren runderem Gesicht und einem in starken Locken frei herabwallenden Haar. Statt des Lorbeerkranzes, der sonst die Stirn des Apolls zu umgeben pflegt, ziert hier eine Strahlenkrone sein Haupt. Die Gestalt des Körpers ist gedrungener und weniger schlank, als am Apollo, und unter einer Chlamys (Mantel), die hinten über die Achseln

herabhängt, trägt der Gott eine kurze, um die Hüften gegürtete, Tunika. Die Kugel in der Linken ist das Sinnbild der Erde, die Helios erleuchtet, und das Füllhorn Symbol des Ueberflusses, den er durch seine wohlthätigen Strahlen auf der Erde hervorbringt.

Attribute des eigentlichen Apollo sind der Bogen und Pfeilköcher; die Leier, die Schlange, weil er den Python erlegte, und Gott der Arzneikunst war; der Hirtenstab, weil er einst Heerden weidete; der Greif und der Schwan, weil er von den Hyperboräern verehrt wurde, bei welchen Greifen die Goldberge hüteten, und Schwäne von den riphäischen Gebirgen kamen, um mit ihren Stimmen Apollo's Ankunft zu feiern. Der Dreifuß kommt ihm als Weissager zu Delphi zu. Der Lorbeer zielt auf seine Liebe zur Daphne; der Rabe auf die zur Coronis.

XXXIII. Tafel.

Gottheiten der Griechen und Römer.

Fig. 1. Diana als Jägerin.

Diana ist die Artemis der Griechen, Tochter Jupiters von der Latona, welche sie als Zwillingskind mit dem Apollo gebar. Indeß kommen bei den Alten fünf verschiedene Göttinnen unter dem Namen Diana vor; unter andern eine, welche als Tochter Jupiters und der Proserpina angegeben wird. Die übrigen 4 Göttinnen sind aber lange so berühmt nicht in der Mythologie, wie die Tochter Latonens. Sie kam vor dem Apoll zur Welt, und stand ihrer Mutter schon bei, als ihr Bruder geboren wurde. Einst hatte Jupiter diese seine geliebte Tochter auf dem Schooße; da bat sie ihn, daß er ihr gestatten möchte, ewig Jungfrau zu bleiben. Die Schmerzen ihrer Mutter bei der Geburt Apollo's hatten

in ihr diesen Entschluß erregt. Jupiter schenkte ihr auch auf ihre Bitte Bogen und Pfeile, um als Göttin der Jagd dem Wilde nachzustellen, und gab ihr eine große Schaar von Nymphen zur Begleitung.

Die alte Mythologie verschmelzt mehrere Göttinnen in Diana. Auf der Erde ist sie Vorsteherin der Jagd, und als solche heißt sie immer Diana; aber am Himmel leuchtet sie auch als Mond, und als dieser ist sie Luna. Illithya heißt sie, weil ihr Geschäft es ist, den Gebärenden beizustehen, und als Hekate gebietet sie im Schattenreiche, und hat die Aufsicht über die nächtlichen Zauberkünste und über Gespenster.

Als Jägerin durchstreift sie die Wälder, und verfolgt das Wild mit ihren Waffen. Ihre einzigen Vergnügungen sind Jagd, Spiel und Tanz. Nie gab sie den zärtlichen Empfindungen der Liebe in ihrem Herzen Raum. Sie konnte aber auch an ihren Gespielinnen die Verletzung der Keuschheit nicht leiden. Die Nymphe Calliste wurde von ihr in einen Bären verwandelt, als sie deren Unkeuschheit entdeckte, und als einst eine ihrer Priesterinnen ihren Tempel dadurch entweihte, daß sie Besuche von ihrem Geliebten annahm; so strafte sie das Land mit Pest und Seuchen, bis man ihr das frevlerische Paar zum Opfer brachte. Gränzenlos war ihr Zorn, wenn ein Mann ihre Keuschheit zu beleidigen

wagte. So wurde einst Aktäon, der sie im Walde im Bade belauschte, von ihr in einen Hirsch verwandelt, von seinen eigenen Hunden gehetzt und zerrissen. Nur Einem Sterblichen, dem reizenden Jäger Endymion, ward das Glück zu Theil, in Dianen den sanften Trieb der Liebe zu wecken. Wenn sie als Luna des Nachts die Erde erleuchtete, und den durch Jagd ermüdeten Jüngling schlafend fand; stieg sie herab zu ihm, und küßte mit heißer Sehnsucht seine rosenfarbenen Lippen.

Ungeachtet Diana so kalt gegen Liebe blieb, so war sie doch eifersüchtig, wenn schöne Jäger andern Göttinnen gefielen, und übte in dieser Leidenschaft tödtliche Rachsucht. So tödtete sie den Jäger Orion, weil Aurora, die Göttin der Morgenröthe, sich in ihn verliebt hatte. Auch bei andern Gelegenheiten verübte sie unbarmherzige Rache. Durch ihre Pfeile fielen alle Töchter der Niobe, so wie durch Apoll die Söhne, weil sie sich über Latonen, die Mutter der beiden Zwillingsgottheiten, erhob. Diana war so gar kühn genug, sich der Juno zu widersetzen; allein dies bekam ihr übel. Die Gemahlin Jupiters riß ihr zornig den Köcher von der Schulter, und schlug sie damit dermaßen, daß sie sich im Kreise herumdrehte, und die Pfeile aus ihrem Köcher auf die Erde fielen.

Diana wurde durch ganz Griechenland und über-

haupt fast an allen Orten, wo Apollo Tempel hatte, verehrt. Ihr vornehmster Tempel war der zu Ephesus, welcher in unserm Bilderbuche und dessen Kommentare, bereits als eins von den sieben Wunderwerken abgebildet und beschrieben ist. Denkmäler aus dem Alterthume giebt es von jeder Art mehrere, welche diese Göttin vorstellen.

Diana, als Jägerin, wie sie hier erscheint, trägt eine bis über die Knie aufgeschürzte Tunika, damit das lange Gewand ihr bei Verfolgung des Wildes nicht hinderlich sey. Die Beine sind sonst gemeiniglich mit Schnürstiefeln bekleidet; hier aber trägt die Göttin die gewöhnlichen Schuhe. Ueber der Schulter hängt der Köcher mit Pfeilen angefüllt. Neben ihr sieht man einen Hirsch in vollem Laufe, den sie mit der linken Hand bei dem Gehöre ergreift. Sonst hält sie in der einen Hand auch den Bogen und Wurfspieß.

Taf. 33. Fig. 2. Diana als Luna.

So wie ihr Bruder Apoll als Phöbus oder Helios am Tage durch die Strahlen der Sonne die Erde erleuchtet; so ist Diana die Führerin des nächtlichen Mondenlichtes. Als solche erscheint sie allezeit in einem Gewande, das zu den Füßen hinabwallt. Ueber ihrem Haupte wölbt sich segelartig ein großer Schleier, der

aber das Antlitz der Göttin nur nach einer Richtung hin verbirgt. Ihre Stirn ziert das beständige Attribut der Luna, der halbe Mond. Sie steht hier auf dem mit zwei Rossen bespannten Wagen in schwebender Stellung.

Taf 33. Fig. 3. Diana von Ephesus.

Die ephesinische Diana weicht von den übrigen Darstellungen dieser Göttin gänzlich ab, und hat eine ganz andere Bedeutung. Es scheint, daß ihr die Begriffe von der Rhea zum Grunde liegen. Sie hat hier kein jungfräuliches, sondern ein matronales Ansehen und eine Menge Brüste mit verschiedenen Binden umwunden. Die Hände stützt sie auf zwei Stangen, und neben jeder von diesen steht ein Hirsch. Die Stangen scheinen Leuchter oder Fackeln vorzustellen. Der Unterleib läuft in einen Block aus, der nach untenhin immer mehr abnimmt, und mit mancherlei Thiergestalten verziert ist, die Sinnbilder zu seyn scheinen. Diese ganze Gestalt der ephesinischen Diana verräth den ägyptischen Ursprung der Göttin. Sie wurde zu Ephesus nicht wie in Griechenland, als Göttin der Jagd und des Mondes sondern als Symbol der fruchtbringenden Natur verehrt.

Taf. 33. Fig. 4. Vulkan.

Vulkan hieß bei den Griechen Hephästos, und war nach Einigen ein Sohn der Juno, den sie durch sich selbst ohne Verbindung mit einem Manne gebar; nach Andern ihr und Jupiters Sohn. Das Alterthum kannte aber mehrere Vulkane. Ursprünglich ist diese Gottheit Symbol des Feuers und dann auch derjenigen Künste, welche bei Hervorbringung ihrer Produkte des Feuers bedürfen, z. B. die Kunst, Metalle zu bearbeiten. Er ist einer der häßlichsten unter den Gottheiten, und Juno schämte sich seiner so sehr, daß sie ihn bei seiner Geburt aus dem Olymp stieß, um ihn vor den Augen der himmlischen Götter zu verbergen. Die Meeresgöttinnen Thetis und Eurynome nahmen ihn aber in ihre Wohnungen auf dem Grunde des Meeres auf, und behielten ihn neun Jahre lang bei sich. Diese Fabel ist vielleicht Allegorie auf das unterirdische Feuer, welches in Verbindung mit dem Wasser das Erdbeben erzeugt.

Hernachmals kam Vulkan wieder in den Olymp, hatte aber wiederum das Unglück, daraus verstoßen zu werden, als er seiner Mutter beistehen wollte, welche Jupiter aufgehängt hatte. Der Donnergott, entrüstet über die Kühnheit des häßlichen Vulkans,

ergriff ihn beim Fuße, und warf ihn vom Himmel hinunter auf die Erde. Er fiel auf die Insel Lemnos lahm und halb entseelt zur Erde nieder.

Die Mythologie schreibt dem hinkenden Vulkan einen großen Antheil an der Bildung und Verfeinerung des menschlichen Geschlechts zu. Die Künste, die er Menschen lehrte, zogen sie von dem herumstreifenden rohen Leben ab, und führten sie zur gesellschaftlichen Verbindung. Die Dichter stellen ihn als den Erfinder aller Metallarbeiten und als den Vorsteher dieser Geschäfte dar. Sie geben ihm auch eine Werkstatt, welche frühere Mythen in den Olymp, spätere auf Lemnos, in den Aetna auf Sicilien, oder auf eine von den liparischen Inseln setzen. Im Olymp waren alle Metallarbeiten in den Zimmern der Götter sein Werk; auch schmiedete er ganze Waffenrüstungen für die Götter. Seine Arbeiten waren zum Theil so künstlich, daß man sie als Wunderwerke betrachten konnte. So machte er für die himmlischen Götter Dreifüße mit Rädern, welche von selbst in die Speisesäle des Olymps kamen, und von selbst wiederfortgiengen, wenn sie nicht mehr gebraucht wurden. Aus Gold verfertigte er zwei Sklavinnen, die neben ihm hergiengen, um ihn, weil er lahm war, zu unterstützen.

Auch der grundhäßliche, hinkende Vulkan fühlte in seinem Herzen die zärtlichen Triebe der Liebe, wurde wieder geliebt, und — was das Sonderbarste ist — von der allerschönsten unter den Göttinnen, von Venus selbst; wenigstens war sie, der Fabel zu Folge, seine Gattin. Doch die reizende Göttin blieb ihm nicht treu. Einst überraschte er sie in den Armen des Kriegsgottes Mars. Sogleich verfertigte er ein künstliches Netz, worin er die beiden Gottheiten fieng, und zur Schau hinstellte. — Von den drei Gratien war die jüngste, Aglaja, seine Geliebte. Minerva, die er auch liebte, verschmähete ihn.

Vulkan wurde in Griechenland an mehrern Orten verehrt, und zu Rom bauete ihm schon Romulus einen Tempel. Die Feste, welche man ihm zu Ehren in Athen feierte, hießen Hephästien; in Rom aber Vulkanalien. Seine Tempel wurden von Hunden bewacht; sonst war der Löwe ein ihm geweihetes Thier. — Man kennt nur Eine Statue von Vulkan aus dem Alterthume. Sie stellt den Gott nackend vor. Mehrmals ist er auf Reliefs, Gemmen und Vasen abgebildet. Bisweilen erblickt man ihn ohne Bart im jugendlichen Alter; meist aber stellt ihn die Kunst dar im gereiften männlichen Alter, untersetzt, mit starker Brust, starken Schultern und Armen, wie es sich für den Werkmeister der Metallar-

beiten ſchickt. Er hat nicht die edlen Formen der ältern Götter, des Jupiter und Neptun. Seine Stirn wölbt ſich ſtark über die Augenlieder, und ſein Geſicht drückt ein tiefes Nachſinnen aus. Das Haupt deckt eine oben abgerundete einfache Mütze; ſein voller gelockter Bart iſt von ganz anderer Form, wie beim Jupiter. Seine Kleidung beſteht in unſerer Figur in einer kurzen, über den Hüften gegürteten Tunika und einer gefalteten, um den Leib gewundenen Binde, die über die eine Achſel geſchlagen iſt, oder in der Binde allein. Die Schmiedewerkzeuge, Hammer, Ambos und Feuereſſe ſind die Attribute des Vulkans.

Taf. 33. Fig. 5. Minerva.

Minerva war der Römiſche Name dieſer Göttin; die Griechen nannten ſie Pallas und Athene. Sie iſt die Göttin der Künſte und Wiſſenſchaften und inſonderheit der Kriegskunſt. Das Alterthum zählte fünf verſchiedene Minerven von verſchiedener Abkunft. Die Göttin Minerva, von welcher hier die Rede iſt, hatte einen ganz ungewöhnlichen Urſprung. Die Fabel erzählt: Jupiter habe die Metis geliebt, ſie aber während ihrer Schwangerſchaft verſchlungen, weil ein Orakel ihm geweiſſagt hätte daß im Fall Metis einen Knaben gebäre, dieſer ihn des Throns berauben würde. Nach einiger

Zeit fühlte Jupiter einen peinlichen Schmerz im Gehirn. Er ließ sich durch Vulkan mit einer Axt den Kopf spalten, und siehe! ein rüstiges Mädchen, Minerva, mit Panzer und Waffen angethan, sprang heraus, tanzte und schwang ihre Lanze, als hätte sie zum Gefecht gehen wollen. Der Ort ihrer Geburt und ihre Erzieher werden verschieden angegeben.

Den ältesten Dichtern war Minerva unstreitig das Sinnbild der Weisheit und des Verstandes, womit die höchste Gottheit alle Dinge regiert; daher sitzt sie auch dem Jupiter beständig zur Seite. Insbesondere war sie Symbol derjenigen kriegerischen Tapferkeit, welche auf Klugheit und List sich gründet. In dieser Hinsicht unterscheidet sie sich gar sehr von dem wilden kriegerischen Mars, der bloß seinen ungezähmten Leidenschaften folgt, ohne schlau und mit Ueberlegung die Umstände zu benutzen. Als Göttin des Krieges beschützt und begleitet sie tapfere Helden, die sich an sie wenden, bei ihren Unternehmungen. — In Rücksicht der Künste des Friedens hat sich Minerva, nach der Mythologie der Alten, um die Menschheit nicht wenig verdient gemacht. Homer macht sie zur Erfinderin des Nähens, des Strickens, des Webens und der übrigen nützlichen Künste des weiblichen Geschlechts. Aber auch andere Künste, die von Männern getrieben werden, die Bildnerei, Bau- Dicht- und Arzneikunst

werden der Erfindung der Minerva zugeschrieben. Als Symbol der Künste des Friedens erscheint sie nicht gerüstet, wie allezeit, wenn sie die Kriegsgöttin vorstellt. Sie wird auch als Verleiherin körperlicher Reize angesehen.

So wie Diana nur Tanz und Jagd liebt, und ihr Herz stets gegen die Empfindungen der Liebe verschließt; so beschäftigt sich Minerva nur mit dem Kriege und den Künsten deren Vorsteherin sie ist, ohne der Liebe Raum zu geben. Doch soll sie einst Vulkans Wünsche erhört haben, der sterblich in sie verliebt war. Nach Einigen ist auch Apollo ihr Sohn.

Die Verehrung Minervens war sehr ausgebreitet. Fast in allen Städten Griechenlands hatte sie Tempel. Am eifrigsten betrieb man ihren Dienst in Athen, welche Stadt ihr ganz gewidmet und ihr zu Ehren benannt war. Die Athenienser hatten Ursach, sie zu verehren, denn durch Minerven erhielten sie den nützlichen Oelbaum, den diese Göttin im Wettstreite mit Neptun verwachsen ließ. Unter mehrern ihr in Athen geweihten Tempeln war das Parthenon der berühmteste und kostbarste, In demselben stand eine 26 Griechische Ellen hohe Bildsäule der Göttin, welche Phidias aus reinem Golde und Elfenbein gearbeitet hatte. Sonst gab es noch eine Bildsäule der Minerva in Athen, welche sehr roh aus

Olivenholze gearbeitet und sehr alt war. Die Fabel sagte, sie sey einst vom Himmel gefallen; daher man sie als großes Heiligthum betrachtete. In Rom hatte die Göttin mehrere Tempel.

Die Bildwerke von Minerven, welche aus dem Alterthume in großer Anzahl übrig geblieben sind, machen uns genau mit ihrer Charakterschilderung bekannt. Der Hauptzug ihres Charakters ist hoher jungfräulicher Ernst; ihr Auge ist in sich gekehrt und niederblikkend. Ein gleicher Ernst umschwebt ihre Lippen; ihr Gesicht ist schmal, voll und rundlich; der Haarwuchs dicht. Von Gestalt ist Minerva eher untersetzt, als schlank, und ihr ganzer Körperbau verräth eher einen Jüngling in weiblicher Kleidung, als eine zarte Jungfrau. Immer erscheint sie mit dem Helme auf dem Haupte, der verschieden gestaltet und mehr oder weniger mit Zierrathen versehen ist. Der Helm gehört zu den Attributen der Göttin. Ein anderes Attribut besteht in der Aegide oder dem Brustharnisch, der fast keiner ihrer Abbildungen fehlt. Er ist aus dem schuppigten Felle eines Ungeheuers gearbeitet, das Minerva erlegte, am Saume mit Quasten von Schlangen eingefaßt und in der Mitte mit dem Meduſenkopfe geziert. Die Aegide bedeckt die Brust bis zum Gürtel, läuft über beide Achseln, und hängt hinten gleichfalls bis zum Gürtel hinab. Der argolische Schild von läng-

lichrunder Gestalt und in der Mitte mit dem Medusenkopfe geziert, ist gleichfalls ein Attribut der Minerva und immer bei den Abbildungen derselben. Die Kleidung der Göttin besteht in einer Spartanischen Tunika ohne Aermel, über welche in verschiedenen Falten der weite Mantel geschlagen ist. In der rechten Hand hält sie die Lanze.

Die Statue, von welcher die Figur der Göttin genommen ist, befindet sich jetzt zu Paris im Louvre.

Außer den angeführten Attributen hat Minerva noch die Schlange, theils als Symbol der Heilkunst, theils als Zeichen, daß man Mädchen nicht allein lassen darf; ferner den Oelzweig, als Schöpferin des Oelbaums; die Nachteule, wegen der Aehnlichkeit der Augen Minervens mit den scharfen schillernden Eulenaugen; den Hahn als Sinnbild der Wachsamkeit und Streitbarkeit, und die Lanze.

XXXIV. Tafel.

Gottheiten der Griechen und Römer.

Fig. 1. Mars Gradivus.

Die Römische Benennung dieser Gottheit Mars oder Mavors ist aus dem Griechischen Ares geformt. Griechen und Römer verehrten den Mars als den Gott des Krieges. Er war ein Sohn Jupiters und der Juno; doch leiten spätere Dichter seine Abkunft auch anderswoher. In Thracien wurde er erzogen und zu mancherlei körperlichen Uebungen, insonderheit zur Tanzkunst, angehalten. Einst hatte er einen Kampf mit dem Otus und Ophialtes. Sie überwanden ihn, und warfen ihn in ein ehernes Gefängniß, worin er 13 Monate schmachten mußte. Endlich erfuhr Merkur seinen Aufenthalt, und befreiete ihn. Zweimal gerieth er mit dem Herkules in Streit. Das einemal wurde er von diesem verwundet, und wer weiß, wie es ihm das anderemal

würde ergangen seyn, wenn nicht Jupiter zwischen die Streitenden einen Blitz geschleudert und dadurch dem Kampfe ein Ende gemacht hätte.

In dem frühesten Zeitalter war Mars bei den Pelasgern und Thraciern das Sinnbild der göttlichen Macht; bei den Griechen aber, unter denen sich seine Verehrung von Thraciern verbreitete, das Symbol der kriegerischen Tapferkeit, insofern bloß Stärke und Kühnheit dazu gehört. Ungestüm, leidenschaftlich und verweyen zeigt sich daher Mars überall. Im Trojanischen Kriege, wo er den Trojanern wider die Griechen beistand, stürzte er einstmals mit wilder Unbesonnenheit, ungeachtet der Vater der Götter jeden Himmelsbewohner die Einmischung in den Kampf ernstlich untersagt hatte, wüthend aus dem Saale des Olymps, um seinen Wagen zu besteigen und Theil am Streite zu nehmen. Kaum ist die weisere und bedächtigere Minerva, die ihm seine Waffenrüstung entreißt, im Stande, ihn zur Rückkehr zu bewegen. So muthig und leidenschaftlich Mars sich zeigte, wenn es Streit und Krieg gab, so erschrocken war er, wenn er sich verwundet fühlte. Einstmals wurde er verwundet; da erhob er ein entsetzliches Klagegeschrei, eilte zum Jupiter, und zeigte ihm die Wunde klagend und heulend.

Diese Fabel ist beständige Anspielung auf den

Charakter des Kriegsgottes. So handelt wahre, leidenschaftslose, auf Stärke der Seele gegründete Tapferkeit nicht.

Seines Charakters wegen wird Mars als Kriegsgott mehr und eifriger von rohen barbarischen Völkern, als von feinern und gebildetern verehrt. Letztere finden den Charakter Minervens anständiger und würdiger. Mars ist überhaupt das Bild des Wüthenden, Tobenden, Furchtbaren und Verderblichen des Krieges. Nur nach Willkühr und eigenem Gefallen erregt und unterhält er Kriege; weswegen auch Jupiter den Mars unter allen Göttern am wenigsten leiden konnte.

Vermählt war Mars eigentlich nie; er hatte aber doch, der Fabel zufolge, mehrere Kinder. Am berühmtesten ist seine Liebschaft mit Vulkans Gemahlin, mit Venus. Helios oder Phöbus verrieth dem Gatten die unerlaubten Zusammenkünfte. Vulkan überraschte sie, fieng sie in seinem Netze, und rief zu ihrer Beschämung alle Götter herbei. Mit Unmuth hören beide die Strafrede des Vaters der Götter an. — Mars zeugte mit der Venus mehrere Kinder. Außer ihr hatte er noch andere Geliebten, und von ihnen ebenfalls Nachkommen.

Von den Griechen kam die Verehrung des Mars

auch schon früh nach Italien. In Rom hatte er in den frühesten Zeiten Tempel. Er galt daselbst besonders sehr viel, weil die Stifter der Stadt, Romulus und Remus, der Sage nach, Söhne des Mars und der Rhea Sylvia waren. Das Marsfeld in Rom war diesem Gotte geweihet. Am zwölften Mai und ersten August feierte man Spiele dem Mars zu Ehren. In Rom waren ihm Feuer, Soldaten, Fechter, Pferde, Raubvögel, Hähne, Spechte und Wölfe heilig. Auch gaben ihm die Römer die Bellona zur Gemahlin und Schwester.

Da Mars gleichsam der Schutzpatron von Rom war, und in dieser Stadt mehrere Tempel hatte; so ists um so mehr zu verwundern, warum so wenig Denkmäler von ihm auf uns gekommen sind. In der Villa Borgheſe befindet sich eine treffliche Statue des Mars, welche sehr schön die charakteristischen Züge und Formen darstellt, unter denen man sich den Kriegsgott dachte. Einige andere Statuen zeigen denselben Charakter. Es erscheint diese Gottheit als schöner, rascher und kraftvoller Jüngling, in seiner Bildung gar auffallend von den übrigen unbärtigen Göttern, vom Apollo, Merkur und Bacchus verschieden. Seine Stirne ist breit, und das volle Gesicht gedrungen. In den Mienen liegt etwas Düsteres, Drohendes und Verwegenes. Der ganze Körperbau verräth Kraft, aber auch zugleich

Schnelligkeit, und drückt mit einem Worte den Charakter des ohne Ueberlegung handelnden, raschen und leidenschaftlichen Kriegsgottes sprechend aus. Gemeiniglich wird er nackt, oder bloß mit der Chlamys, dem Helme und der Lanze vorgestellt. Unsere Figur zeigt ihn im schnellen Schritte, welches der Beiname Gradivus bezeichnet. Auf der Achsel trägt er eine Lanzenstange mit darauf gesteckten Waffen des erlegten Feindes als Siegeszeichen.

Taf. 34. Fig. 2. Venus.

Venus, bei den Griechen Aphrodite, war die Göttin der Liebe, und ursprünglich eine morgenländische Gottheit. Aus Syrien und den benachbarten Ländern zog sich ihre Verehrung nach den nahe liegenden Inseln, nach Griechenland und Rom. Sie war personificirte Idee der zeugenden Kraft in der Natur, Symbol der Erde, als Mutter aller Wesen insbesondere Sinnbild der menschlichen Fortpflanzung und zuletzt der sinnlichen Liebe. Die älteste Sage läßt sie aus dem Schaume des Meeres geboren werden. Auf der Insel Cypern trat sie ans Land, und sogleich sproßten Blumen unter ihren Tritten aus der Erde. Spätere Dichtungen machen sie bald zu Jupiters und der Dione, bald zu Saturns und der Evonyme Tochter.

Sowohl die alten Dichter, als Künstler haben alle Kräfte aufgeboten, ein den Reizen der Venus würdiges Bild darzustellen. Sie ist das Ideal der höchsten und entzückendsten Schönheit. Bei ihrer Geburt wurden Götter und Menschen sogleich von ihrer Schönheit bezaubert; sie zog aller Augen an, und beherrschte immerwährend die Herzen. Die Göttin, die aller Herzen mit dem süßen Triebe der Liebe erfüllte, konnte selbst nicht ohne Liebe seyn. Von ihrer Liebschaft mit dem Mars ist vorhin geredet worden. Sie gebär von ihm den Phobus und Deimus (Furcht und Schrecken). Im Kriege der Götter mit den Giganten war sie nicht unthätig. Durch ihre Reize lockte sie diese Riesen in eine Höhle, in welcher Herkules lauschte, und sie erwürgte.

Venus liebte auch sterbliche Erdbewohner. Zu diesen Glücklichen gehörte Anchises und insonderheit Adonis, ein reizender Jüngling, in der Blüte des Lebens, mit allen Vollkommenheiten des Körpers und Geistes ausgeschmückt. Er war ein Liebhaber der Jagd, und setzte sich auf derselben öfters Gefahren aus. Oftmals warnte ihn die liebende Venus; allein sein Hang war zu mächtig, um ihm zu widerstehen. Einst jagte er; ein wilder Eber fiel ihn an, und zerriß ihn. Trostlos war Venus über den Verlust ihres Geliebten. Sie beweinte ihn schmerzlich, und stiftete zu seinem Anden-

ken ein Fest, welches in verschiedenen Gegenden Griechenlands gefeiert wurde.

Merkwürdig in der Geschichte dieser Göttin ist der Triumph, den sie einst über Minerven und Juno davon trug. Auf der Hochzeit des Peleus und der Thetis waren außer Eris (Göttin der Zwietracht) alle Gottheiten eingeladen, und brachten dem Paare ein Hochzeitgeschenk dar. Aus Verdruß warf Eris einen goldenen Apfel in den Speisesaal, mit der Aufschrift: Der schönsten der Göttinnen! Von drei Göttinnen, Juno, Minerva und Venus, eignete sich jede denselben zu. Es entstand ein heftiger Streit unter ihnen. Endlich wählten sie den jungen, schönen und klugen Prinzen Paris, oder Alexander, Sohn des Trojanischen Königs Priamus, zum Schiedsrichter. Paris entschied für Venus, und erkannte ihr nebst dem goldenen Apfel, die höchste Schönheit zu. Sie versprach ihm dafür die schönste Sterbliche zum Weibe. Dies war damals Helena, Gemahlin des Griechischen Fürsten Menelaus, die Paris zur Untreue verleitete, entführte, und dadurch Veranlassung zu dem im Alterthume höchst berühmten Trojanischen Kriege gab.

Man kann leicht denken, daß die Göttin der Schönheit, Anmuth und Liebe, allenthalben verehrt wurde, wo man sie nur kannte. Griechenland weihete

ihr eine Menge von Tempeln; doch verehrte man sie nirgends mit so vielem Eifer, als auf den reizenden Inseln Cypern, Knidos und Cythere. Zu Eryx in Sicilien hatte sie einen Tempel, der nach dem zu Paphos auf Cypern, der prächtigste und berühmteste war. Junge schöne Mädchen wählte man zu Priesterinnen der Venus.

Die feinern Griechen machten einen Unterschied zwischen der geistigen und körperlichen oder sogenannten physischen Liebe, und verehrten daher eine himmlische und eine irdische Venus; jene hieß Venus Urania, diese Venus Pandemos. Auch dachte man sich noch eine dritte Venus, nämlich die Apostrophia, welche die Menschen von der sinnlichen Liebe entwöhnt. In Rom ist die Venus nie mit dem Eifer verehrt worden, wie in Griechenland und Sicilien.

Es haben sich eine Menge von Bildwerken aus dem Alterthume erhalten, welche diese Göttin auf sehr verschiedene Weise darstellen. Eine besondere Art der bildlichen Darstellungen macht die hockende oder badende Venus aus, wo diese Göttin nackt in hockender Gestalt abgebildet ist. In einer andern Art wird sie nur am Oberleibe nackt, übrigens mit einem Gewande bekleidet, gefunden. Unter allen, die Venus betreffenden Bildwerken verdienen die unsere größte Aufmerk-

samkeit, welche die schamhafte Göttin vorstellen. Eine solche ist unsere Figur, eine Kopie der berühmten mediceischen Venus, die sonst der Familie Medicis gehörte, jetzt aber in Paris aufbewahrt wird. Es ist eine Statue in Lebensgröße und unstreitig eins der vollendetsten und zartesten Kunstwerke des Alterthums. Bei der Entdeckung war sie in eilf Stücke zerbrochen, die aber alle sehr glücklich vereinigt sind. Arme hatte das herrliche Bildwerk gar nicht, und man hat sie ergänzt.

An Attributen war Venus sehr reich. Als aus Meeresschaum geboren, weihete man ihr Delphinen, Seedrachen und andere Bewohner des Meeres. Unter den Gewächsen waren ihr insonderheit die Rose und Myrthe heilig; unter den Vögeln die Tauben, als Sinnbilder der zärtlichsten und treuesten Liebe, und außerdem der Schwan und andere Gegenstände.

Taf. 34. Fig. 3. Geburt der Venus.

Diese Vorstellung ist nach einem Relief genommen, welches sich in der Villa Borghese befindet. Die aus dem Schaume des Meeres geborne Venus ist so eben den Wellen entstiegen, und sogleich finden sich Tritonen ein, die sie auf einer Muschel über dem Wasser sitzend, erhalten. Das Haar der neugebornen Göttin ist trie-

fend vom Meereswasser. Sie theilt es, um es abtrocknen zu lassen. — Die Tritonen, welche sie auf der Muschel tragen, waren Meergottheiten, deren Unterleib in Delphinenschwänze sich endigte. Sie thaten im Gefolge Neptuns und auf sein Geheiß allerlei Dienste, und bliesen auf Muscheln.

Taf. 34. Fig. 4. Amor.

Der Amor der Römer war mit dem Eros der Griechen einerlei Gottheit, und in den frühesten Zeiten Symbol der verbindenden Kraft der Elemente. In der Folge erlosch dieses Bild, und man stellte bald den Amor als Gottheit der Liebe vor. In dieser Hinsicht verdankt er seine Ausbildung den lyrischen und elegischen Dichtern. Nach ihnen ist Amor, oder Eros, Sohn der Venus und des Ninos; daher sein Charakter ein Gemisch von Liebenswürdigkeit und Grausamkeit. Nach Einigen hat er bloß eine Mutter; nach Andern kennt man weder diese noch den Vater, und noch Andere lassen ihn durch sich selbst entstehen, welche letztere Vorstellung eine passende Anspielung auf die Natur der Liebe ist, die ins Herz sich einschleicht, ohne daß man weiß, wie oder woher. Amor ist, wie die Liebe, die er bezeichnet, eine unwiderstehliche, mächtige Gottheit. Seine Waffen, Bogen und Pfeile wirken unaufhaltsam und sicher. Sie reichen bis in den Olymp und in den

Tartarus; denn die himmlischen Götter, wie die der Unterwelt, fühlen die Liebe, und werden besiegt durch die Götter und Menschen, ja selbst die reißenden Thiere stehen unter seiner Herrschaft. Er raubt den Göttern ihre tödtlichen Waffen und selbst dem Jupiter die Blitze. Wo er nicht mit Gewalt Eingang findet, da bedient er sich seiner Schlauheit und List. Amor ist, wie wir bereits bemerkt haben, bei aller Liebenswürdigkeit zugleich grausam. Jupiter las es bei seiner Geburt schon in seinen Mienen, welche Unruhe er in den Gemüthern anrichten würde; daher befahl er der Venus, ihn umzubringen; allein die zärtliche Göttin verbarg ihn im Walde, wo er von den Thieren gesäuget wurde. Neben der Grausamkeit ist Leichtsinn, Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit der Charakter Amors. Auch beträgt er sich kindisch, unvorsichtig, und zeigt viel Laune. Um alle diese Eigenschaften bildlich auszudrücken, stellten die Künstler den Amor als einen kleinen muthwilligen Knaben mit Flügeln vor. Er trägt öfters eine Binde vor den Augen, um damit die Blindheit der Liebe zu bezeichnen.

Amor war der Begleiter der Venus, und hatte selbst eine Menge Gespielen. Die Sehnsucht, das Verlangen, der Scherz, die Anmuth, das Glück, als Gottheiten personifizirt, waren in seiner Gesellschaft. Er liebte auch selbst. Eine der schönsten Dichtungen des

Alterthums veranlaßte seine Verbindung mit Psyche (Seele), der Tochter eines Fürsten auf Creta. Amor liebte sie. Ein Orakel forderte von ihren Aeltern, daß sie im Brautschmucke auf einen Berg gesetzt und einem Ungeheuer geopfert werden sollte. Als man sie dort allein gelassen hatte, hob ein sanfter Wind sie auf, und versetzte sie jenseit des Berges in reizende Gefilde. Hier stand ein prächtiger Pallast und ein elysischer Garten vor ihr. Neugier lockte sie in den Pallast, und was sie erblickte, versetzte sie in das höchste Erstaunen. Bezaubert von allem, was sie umgab, vernahm sie auf einmal die sanfte Stimme: Alles, was du hier siehst, Psyche, ist dein. Genieße! Wir sind deine Dienerinnen! Gebiete nur! Nun erhob sich ein Tisch aus der Erde mit köstlichen Speisen und Getränken, und eine liebliche Musik erscholl. Gegen die Nacht stellte sich ein Unsichtbarer ein, blieb bei ihr, und verschwand am Morgen. So verlebte Psyche eine Reihe von höchst glücklichen Tagen.

Jetzt erhielten ihre Schwestern auf irgend einem Wege Nachricht von ihrem Glücke, und versuchten, sich ihr zu nähern. Psyche selbst trug heftiges Verlangen, einmal wieder mit Sichtbaren umzugehen, und theilte dieses ihrem unsichtbaren Liebhaber mit. Allein er widerrieth ihr die Verbindung mit ihren Schwestern; als sie jedoch nur noch inständiger bat, gewährte er ihren

Wunsch, und warnte bloß, dem Rathe der Schwestern zu folgen.

Psyche befahl ihren unsichtbaren Dienerinnen, und sogleich trug ein sanfter Wind ihre Schwestern von dem Berge herüber in ihren Pallast. Die Herzen öffneten sich gegenseitig, und Psyche sprach auch von der Warnung des Unsichtbaren. Dies benutzten die neidischen Schwestern, und riethen ihr, trotz aller Warnung, die Gestalt des Liebhabers zu erforschen; denn es sey wahrscheinlich, daß er ein Ungeheuer sey, und sie ermorden werde. Zugleich gaben sie der Bethörten ein Messer, um damit in der nächsten Nacht den Unhold zu morden, und sich allein in den Besitz des Pallastes und seiner Schätze zu setzen. Darauf trug ein Zephyr die Rathgeberinnen zurück.

Psyche trat in der nächsten Nacht mit einer brennenden Lampe vor das Bette ihres Geliebten, als er schlief, und erblickte zu ihrem Erstaunen die reizendste Gestalt. Im Entzücken vergaß sie sich selbst, und ließ einen Tropfen des heißen Oels aus der Lampe auf die zarte Schulter Amors fallen; der Gott erwachte, machte ihr Vorwürfe über ihre Neugierde, und verschwand. Verzweiflungsvoll lief die Betrogene zu dem nächsten Flusse, und wollte sich hineinstürzen; allein die Wellen trugen sie sanft an das jenseitige Ufer. Hier weidete

ein Hirte seine Ziegen. Es war Pan. Als Gottheit wußte er, was der Psyche widerfahren war. Er tröstete sie, und rieth, durch Bitten und Flehen bei ihrem Geliebten Verzeihung zu suchen. Die arme Verlassene that alles, was in ihren Kräften stand, um den Amor zu versöhnen. Unterdeß hatte Venus die Liebschaft ihres Sohnes erfahren. Sie war unzufrieden darüber, und bezeugte dies laut ihrem Lieblinge. Psyche wandte sich selbst an die Göttin der Liebe; allein hier fand sie kein Gehör; doch brachte sie es nach vielem Bitten dahin, daß Venus ihr allerlei schwere Verrichtungen auferlegte, nach deren Erfüllung ihr Wunsch gewährt werden sollte. Die sehnsuchtsvolle Psyche that alles, und erhielt endlich von Venus die Erlaubniß, sich mit Amor zu vermählen.

In Griechenland wurden dem Amor an mehrern Orten Feste zu Ehren gefeiert. Die Spartaner und Cretenser opferten ihm, wenn sie in die Schlacht gehen wollten, und brachten überhaupt gern diese Gottheit mit ihren Kriegen und Kampfspielen in Verbindung, weil Liebe zu großen Thaten anfeuert. — Einige Thiere, z. B. der Haase, der Hahn und ein Fisch, der sich stark vermehrt, waren dem Amor heilig.

Die Figur, welche hier den Amor vorstellt, ist von

einer antiken Statue genommen, welche sich in dem Museum zu Paris befindet.

Taf. 34. Fig. 5. Merkur.

Es gab mehrere Merkure im Alterthume. Der berühmteste ist der Sohn Jupiters und der Maja. Im Griechischen ist Hermes mit Merkur gleichbedeutend. Die reizende Maja, Merkurs Mutter, war eine Tochter des Atlas und der Plejone. Nach Einigen wurde der Gott in Arcadien, nach Andern auf dem Berge Cerycius in Böotien geboren. Gleich nach seiner Geburt badeten ihn Nymphen in den Quellen des Berges Geronte. Die Fabel sagt, daß Juno selbst den Merkur gesäugt, ihn aber, als sie erfuhr, daß es der Maja Sohn sey, von der Brust weggeschleudert habe. Die herausfließende Milch bildete die Milchstraße am Himmel.

In der frühesten Kindheit zeigte der Götterknabe Merkur schon eine Gewandtheit, Klugheit und List, die in Erstaunen setzten. Er gab auch mannichfaltige Proben davon. Dem Neptun stahl er den Dreizack, dem Mars das Schwerdt aus der Scheide, dem Apoll Bogen und Pfeile, dem Vulkan die Zange, dem Jupiter das Scepter, und er würde selbst den Blitz entwendet haben, wenn er nicht das Feuer desselben gefürchtet hätte. Er war der Erfinder der Leier. Gleich am

ersten Tage seines Lebens stieg er aus der Wiege, gieng aus der Wohnung seiner Mutter fort, und fand unterwegs eine Schildkröte, deren gewölbtes Schild ihm die Idee zur Leier gab. Er tödtete das Thier, spannte 7 von dessen Sehnen statt Saiten über das Schild, und entlockte dem Instrumente harmonische Töne. Mit seiner Stimme begleitete er die Töne der Leier; und besang nun irdische und himmlische Dinge.

Am Abend seines ersten Lebenstages kam er nach Pierien wo Apollo die Heerden der Götter weidete. So aufmerksam dieser Gott auch war, so entführte Merkur ihm dennoch 50 Stück. Damit Apollo die Spur nicht fände, trieb er die Thiere rückwärts vor sich her, und band ihnen Baumzweige unter die Hufe, um dadurch die Spur der Fußtapfen zu verwischen. Es war tiefe Nacht, aber Mondenschein, als er endlich mit dem entwandten Vieh an den Strom Alpheus kam. Hier schlachtete er 2 Rinder, briet ihr Fleisch, und opferte den Göttern. Das Feuer zu dem Opfer zündete er durch Aneinanderreibung von zwei Zweigen an. Bei Tagesanbruch verbarg er die übrigen Rinder in einer Höhle, gieng nach Hause, legte sich, in Windeln gewickelt und die Leier in der Hand haltend, in die Wiege, und stellte sich. als ob er sanft schlummerte.

Am Morgen vermißt Apoll seine Rinder. Eilents macht er sich auf, sie zu suchen; allein die Spuren im

Sande

Sande sind verwischt. Nach vielen Erkundigungen sagt ihm endlich ein Greis, daß ein Knabe eine Heerde weggetrieben habe. Durch seine Wahrsagerkunst bringt Apoll es bald heraus, daß Merkur, der Maja neugebornes Kind, es gewesen seyn müsse, und begiebt sich zur Wohnung derselben. Apoll schilt und drohet; Merkur aber spielt den Schlafenden. Endlich öffnet er seine Augen, und sagt ganz gelassen: Wie kannst du dir einbilden, daß ein Knabe in der Wiege, der erst gestern das Licht der Welt erblickte, dir deine Rinder entwendet habe? Ich schwöre dirs, daß ich es nicht war, und auch nicht kenne den Thäter. — So unschuldig der Knabe schien, durchschaucte doch Apoll den Schalk, und brachte seine Klage beim Jupiter an. Merkur folgte ihm dreist in seinen Windeln, und vertheidigte sich mit der Miene der Unschuld bei dem Vater der Götter, daß er nichts von Apollo's Heerden wisse. Doch auch Jupiter erkannte den Schalk. Zwar hätte er zürnen sollen, aber er lächelte freundlich dem Knaben zu, und befahl ihm, den Ort zu nennen, wohin er die Rinder versteckt hatte.

Während er dem Apoll die Thiere wieder gab, spielte er auf der Leier so rührend, daß er den Gott entzückte. Dieser vergaß seinen Zorn, versöhnte sich mit Merkur, und erhielt von dem kleinen Diebe das neuerfundene Instrument zum Unterpfand. Zum Gegen-

geschenk gab Apoll dem Merkur den goldenen Friedens-
stab, der alle Zwiste schlichtet, vertrauete ihm die Auf-
sicht über seine Heerden, und machte ihn zum Herold
der Unterwelt. Merkur erfand nachher auch die Flöte,
und schenkte sie gleichfalls dem Apoll.

Der Friedensstab, den Merkur nun beständig führte, zeigte gar bald seine Wirkungen. Der Gott traf zwei mit einander streitende Schlangen an, und schlug mit seinem Stabe dazwischen. Plötzlich vergaßen die feindseligen Thiere den Zwist, und schlangen sich in sanften Windungen um den Stab Merkurs, wo sie freundschaftlich mit gegen einander gekehrten Häuptern hängen blieben. Der wunderbare Stab hatte auch noch die Eigenschaft, daß Lebende, damit berührt, in den Todesschlummer versanken; Verstorbene hingegen erwachten.

Die Dichter und Künstler der Alten stellten den Merkur als einen schönen, schlanken, unbärtigen, in die männlichen Jahre tretenden Jüngling dar, der Flügelschuhe an den Füßen hatte (ein Sinnbild seiner Schnelligkeit), und den Friedensstab im Arme trug. Er ist Gesandter der Götter, der ihre Befehle vollstreckt, den Speisesaal des Olymps auskehrt, Stühle setzt, die Tafel deckt u. s. w. Als Herold der Unterwelt führt er die Seelen der Abgeschiedenen dem Pulto vor. Wegen sei-

ner Klugheit, Geschicklichkeit und Gewandtheit sahe man ihn als Symbol dieser Eigenschaften und als Verleiher derselben an. List, Ränke, Betrug und selbst Meineid waren in den Zeiten der Rohheit eher Tugenden, als Laster. Daher stand man nicht an, sie im höchsten Maaße dem Merkur zuzuschreiben, und Menschen, die sich sehr durch diese Eigenschaften auszeichneten, waren Lieblinge Merkurs.

Schon in seinen Kindheitsjahren hatte Merkur Beweise von seiner Geschicklichkeit abgelegt. In seinem männlichen Alter gab er noch größere Proben davon. Er begleitete den Herkules in den Orcus, als dieser den Höllenhund Cerberus heraufholte; tödtete den hundertäugigen Argus, der die in eine Kuh verwandelte Jo bewachte; stand dem Perseus bei, als dieser die Medusa tödete, und verrichtete andere Thaten. Er erfand außer den sogenannten musikalischen Instrumenten auch das Würfelspiel, Maaße und Gewicht, die Feldmeßkunst, Fechtkunst, Traumdeutekunst und die Buchstaben.

Merkur unterhielt mehrere Liebschaften, worunter die mit der Chione und Creusa oder Herse die vorzüglichsten sind.

Man verehrte ihn durch ganz Griechenland, insonderheit in Arcadien, und feierte ihm eigene Feste.

Mehrere Thiere und Pflanzen waren ihm heilig. Von den Thieren opferte man ihm vornehmlich die Zungen, als Werkzeuge der Beredtsamkeit, deren Erfinder er war. Es sind eine Menge vorzüglicher Denkmäler aus dem Alterthume auf uns gekommen. Man hat ihn als Knaben, als angehenden und vollendeten Jüngling. Die Künstler bemühten sich, in ihren Darstellungen von dieser Gottheit das Gleichgewicht körperlicher Schönheit und geistiger Gewandtheit auf die schönste Art zu vereinigen. Sie bildeten ihn entweder ganz nackt, oder mit der Chlamys über der Schulter, oder um den Arm gewickelt. Der Kopf ist bald gar nicht, bald mit einem Hute bedeckt, der an den Seiten Flügel enthält. Der Beutel in der Hand, der mit Geld gefüllt ist, zielt auf Handel und Wandel, deren Vorsteher Merkur war. Zu den Füßen des Gottes erblickt man einen Hahn, das Sinnbild der Wachsamkeit, und einen Widder, der sich auf die Opfergebräuche bezieht, die Merkur anordnet. In gleicher Beziehung kommt ihm auch die Patera oder Opferschüssel zu, und findet sich unter seinen Attributen. Dem Aegyptischen Merkur gab man auch den Hund, dieses schlaue und kluge Thier, als Attribut. Der Strunk vom Palmbaume, an welchen sich Merkurs Statuen gemeiniglich lehnen, bezieht sich darauf, daß dieser Gott die Schreib- und Rechnungskunst erfand, denn zum Schreiben und Rechnen brauchte man Palmblätter.

XXXV. Tafel.

Gottheiten der Griechen und Römer.

Fig. 1. Pluto.

Pluto, der Gott der Unterwelt, ist Saturns und der Rhea Sohn und Jupiters Bruder. Die alten Dichter nennen ihn den unterirdischen Jupiter, den Unerbittlichen, Unversöhnlichen, und schildern ihn, weil er die Menschen durch den Tod in sein Reich zieht, als Göttern und Menschen verhaßt. In der Unterwelt bewohnt er einen schauervollen Pallast, dessen Eingang von dem Cerberus oder Höllenhunde bewacht wird. Er fährt auf einem Wagen mit vier schwarzen Rossen bespannt, die er mit goldenen Zügeln lenkt. Die älteste Fabel läßt ihn selbst mit seinem Stabe die Seelen der Abgeschiedenen, oder die Schatten in sein Reich treiben; die spätere Fabel aber, die ihn bloß als König und Richter vorstellt, giebt ihm den Merkur zum Herold, der ihm die Schatten zuführt.

Pluto war auch der Gott der in der Erde verborgen liegenden Schätze und Reichthümer: woher man auch seinen Namen zu leiten pflegt, da πλουτος im Griechischen Reichthum bedeutet.

Mit dem berühmten Heros oder Halbgott Herkules hatte Pluto mehrere Kämpfe, und wurde von ihm

besiegt. Einmal schoß Herkules in dem Eingange der Unterwelt einen Pfeil auf ihn ab, und verwundete ihn sie der Schulter. Die berühmteste Mythe von Pluto ist seine Entführung der Proserpina. Er raubte diese Tochter der Ceres, als sie auf einer Wiese bei Eleusis Blumen pflückte, setzte sie auf seinen Wagen, und kam glücklich mit ihr auf der Unterwelt an. Hier ward sie seine Gemahlin, und er ließ sie Theil nehmen an der Herrschaft in der Unterwelt. Zu seinem Hofe gehören die 3 Höllenrichter: Aeacus, Minos und Radamanthus, der Fährmann Charon und die Erinnyen.

Sowohl in Griechenland, als in Rom wurde Pluto verehrt. Es waren ihm Tempel und heilige Haine geweihet. Unter den Gewächsen hatte man ihm die Cypressen, den Buchsbaum, die Narcissen und einige andere geheiligt. Stiere und Ziegen brachte man ihm zum Opfer dar; in den frühesten Zeiten aber in Latium Menschen.

Die Künstler des Alterthums bildeten diese Gottheit den Brüdern derselben, dem Jupiter und Neptun, nach; daher trägt er den Hauptcharakter derselben an sich. Der vornehmste Unterschied liegt in den Haaren, welche bei Pulto über die Stirn herabfallen, bei jenen sich heben. Sie beschatten die Stirn, und zeigen dadurch den Ernst und das Düstere in der Miene des Beherrschers der Unterwelt an. Auf dem Haupte trägt er ein Maaß, als Symbol der strengen Gerechtigkeit.

Eine Tunika mit kurzen Aermeln ist seine Bekleidung. Der Thron, worauf er sitzt, ist von ziemlich roher Arbeit. In der Linken hält er den Stab, der ihm gleichsam als Scepter dient. Am Fuße seines Throns steht der dreiköpfige, mit einer Schlange umgürtete Hund Cerberus als Wächter.

Taf. 35. Fig. 2. Pluto und Proserpina, denen Merkur Seelen vorführt.

Hier sitzt Proserpina neben ihrem Gemahl Pluto auf dem Throne. Sie wird als Gemahlin des Beherrschers der Unterwelt als eine ernste Frau gebildet. Bisweilen ist ihr Haupt gekrönt; hier aber bloß verschleiert. Das Kleid besteht in einem langen weiten Gewande.

Proserpina wurde am eifrigsten in Sicilien und Unteritalien, oder dem ehemaligen Großgriechenlande, verehrt. Ihre Statue stand gemeiniglich neben der Statue ihrer Mutter in den Ceres Tempeln; doch hatte sie auch eigene Tempel. Einer der berühmtesten war der zu Lokri in Unteritalien, von welchem man noch jetzt Ueberbleibsel sieht. Die Griechen gaben der Proserpina den Beinamen Kore, d. i. Mädchen; die Römer aber nannten sie auch Libera. Oft wird sie Hekate genannt.

Taf. 35. Fig. 3. Vesta.

Die Vesta der Römer und Hestia der Griechen war, wie wir aus dem Vorigen bereits wissen, des Sa-

turn und der Rhea Tochter, und zwar die älteste unter ihren Geschwistern. Wenn sie auch die jüngste genannt wird, so ist dies so zu verstehen, weil sie zuletzt wieder aus dem Magen Saturns kam, der ganz natürlich die zuerst verschluckten oder die ältesten seiner Kinder, vermöge ihrer Lage im Magen, zuletzt wieder von sich geben mußte. — Vesta schwur bei ihres Bruders, des Donnerers, Haupte, daß sie ewig Jungfrau bleiben wollte; daher schlug sie sowohl Neptuns, als des schönen Apoll Heurathsanträge aus, und Jupiter ertheilte ihr für ihren Entschluß die Ehre, daß ihr Sitz in der Mitte des Hauses, oder daß der Herd ihr heilig seyn und ihr die Erstlinge von Allem geopfert werden sollten. Der Feuerherd befand sich bei den Alten in der Mitte des Hauses und des Vesta Tempels. Hier unterhielt man ihr zu Ehren ein immerwährendes Feuer, weil sie für die Erfinderin und Göttin des so nützlichen Feuers gehalten wurde. In den frühesten Zeiten war Vesta das Sinnbild des Feuers, welches man darum so verehrte, weil es auf die Kultur der Menschen und auf ihre Künste einen sehr großen Einfluß hatte.

Die Griechen verehrten die Vesta sehr, aber weit eifriger die Römer; denn bei diesen war sie die Schutzgöttin des ganzen Staats. Numa Pompilius, der zweite König des neuentstandenen Roms, der zuerst den Dienst der Vesta einführte, erbauete ihr den ersten Tempel. Er enthielt keine Bildsäule der Göttin; aber

ein immerwährendes heiliges Feuer loderte auf dem Altare im Tempel. Es wurde von Priesterinnen unterhalten, welche, wie Vesta selbst, ewige Jungfrauschaft gelobten. Im Monat Junius fiel das Fest dieser Göttin, welches unter dem Namen Vestalien bekannt ist. In diesem Vesta-Tempel befand sich das Palladium der Stadt Rom.

Die Priesterinnen der Vesta, deren Zahl nicht immer gleich war, mußten sich auf 30 Jahre zum Dienste der Göttin anheischig machen. Die zehn ersten Jahre lernten sie den Dienst, im zweiten Jahrzehend verrichteten sie denselben, und in dem letzten lehrten sie wieder Andere. Nach Verlauf dieser Zeit durften sie zwar ihrem Amte entsagen und heurathen; allein es geschah sehr selten, und es wurde für eine böse Vorbedeutung gehalten, wenn es geschah. Um das heilige Feuer Tag und Nacht zu unterhalten, mußten die Vestalinnen abwechselnd immer dabei wachen. Diejenige, welche es ausgehen ließ, wurde nackt, aber im Finstern gegeißelt. Das Feuer durfte nicht anders, als an der Sonne, oder, nach Andern, vermittelst des Aneinanderreibens von zwei trocknen Hölzern wieder angezündet werden. So wurde es alle Jahre den ersten März von neuem angezündet. Groß waren die Vorrechte, welche diese Priesterinnen in Rom genossen; aber auch schwer die Strafe, wenn sie ihr jungfräuliches Gelübde verletzten. Eine solche Verbrecherin wurde in einer unterirdischen Ka-

pelle, in welcher ein Bette, ein Licht, Brod, Milch, Wasser und Oel stand, lebendig begraben; der Verführer aber auf dem Markte zu Tode gepeitscht. Bei einem solchen Vorfalle trauerte ganz Rom, und fürchtete den Zorn der Schutzgöttin, die man daher durch jene, so wie durch andere Opfer zu versöhnen suchte.

Es sind nur wenig Denkmäler des Alterthums, welche die Vesta vorstellen, erhalten worden. Außer einer einzigen Statue in sitzender Stellung, hat man die Vesta nur auf einigen Reliefs und Münzen entdeckt. Sie hat die hehre edle Gestalt ihrer Schwestern, der Juno und Ceres; doch erscheint sie als Jungfrau von schlankerm Wuchse. Edle Simplicität, sittsamer Anstand und ruhiger Ernst in Geberden, Miene und Kleidung machen den Hauptcharakter der Göttin aus. In der einen Hand hält sie ein langes Scepter, welches ihr als einer der höhern Göttinnen zukommt; in der andern eine Lampe, als Symbol des Feuers.

Taf. 35. Fig. 4. Bacchus als Jüngling.

Der Bacchus der Römer war der Griechen Dionysos, und bei beiden der Gott des Weins. Seine Mutter war Semele, mit welcher Jupiter ein Liebesverständniß unterhielt. Juno, die allezeit höchst eifersüchtig auf die Mädchen war, die ihrem Gemahl gefielen, sahe auch Semele's Verbindung mit demselben mit Unwillen an, und sann auf Befriedigung ihrer Rache. Einst gieng sie

in Gestalt eines alten Weibes zu ihr, und suchte ihr Mißtrauen gegen die Göttlichkeit ihres Liebhabers einzuflößen. Fordere von ihm, rieth sie der Semele, daß er dir zum Beweise, daß er wirklich der Donnerer sey, in eben der Gestalt erscheine, wie er zur Juno kommt. Bei der nächsten Zusammenkunft beschwur die Geliebte den Jupiter, ihr durch einen Eid die Erfüllung einer Bitte zuzusichern. Nachdem Jupiter ihr das Versprechen gegeben hatte, eröffnete sie ihm ihren thörichten Wunsch, und nichts konnte sie von demselben abbringen. Durch den Eid gebunden erschien also der Vater der Götter unter Donner und Blitz; aber als Sterbliche konnte Semele diesen Anblick nicht ertragen. Sie sank vor Schrecken nieder, und hauchte ihren Geist aus. Gern hätte Jupiter die Geliebte gerettet; allein sie blieb todt; doch das Kind, daß sie unter ihrem Herzen trug, entriß er ihrem Schooße, und verbarg es bis zur Zeitigung in seiner Hüfte. Nach drei Monaten erschien es. Es war Bacchus, der durch die wundervolle Art der Geburt, alles Sterbliche abgelegt hatte, und gleich alle Eigenschaften eines unsterblichen Gottes besaß.

Nach der Geburt übergab Jupiter das Kind dem Merkur, um für dessen Erziehung zu sorgen. Dieser übertrug die Pflege des Kleinen der Ino, Gemahlin des Athamas. Der Tod der Semele hatte die rachgierige Eifersucht der Juno noch nicht gestillt; auch die Pflegeältern des Kindes verfolgte sie. Auf ihre Veran-

staltung entstand Mißwachs in dem Gebiete des Athamas, und Ino ward rasend, so daß sie ihre eigenen Kinder umbrachte. Um den Verfolgungen der Juno ein Ende zu machen, verwandelte Jupiter den kleinen Bacchus einstweilen in einen Bock, und ließ ihn, nach der einen Sage, in Indien, nach der andern, in Griechenland durch Nymphen erziehen.

Als Bacchus größer ward, erhielt er den Silenus zum Erzieher, Lehrer und Begleiter auf seinen Reisen. Mit ihm durchreiste er Indien, Aegypten und andere Länder, wo er die Menschen unterrichtete, ihre Sitten milderte, und besonders den Weinbau unter ihnen einführte. Alle, die sich ihm gefällig erwiesen, überhäufte er mit Wohlthaten. Wer ihn beleidigte, den strafte er nachdrücklich. Einstmals stand er am Gestade des Meeres, als eben Seeräuber vorbeifuhren. Sie hielten ihn für einen Königssohn, und banden ihn, um ihn mit fortzuführen. Um den Frechen zu zeigen, wer er sey, ließ Bacchus seine Fesseln sogleich fallen; doch dies wirkte nichts; vielmehr schleppten ihn die Räuber fort ins Schiff. Auf einmal ergoß sich ein duftender Strom von Wein über das Schiff; ein Weinstock mit Trauben belastet, wand sich am Maste in die Höhe, bekränzte nebst Epheu die Segel und Ruder, und Bacchus stand auf dem Verdecke des Schiffs schnaubend vor Zorn. Jetzt entsetzten sich die Räuber so, daß sie vor Angst ins Meer sprangen. Bacchus verwandelte sie sogleich in Delphine. Mehrere andere Frevler, die den Bacchus

auf seinen Reisen vorsätzlich beleidigten, wurden rasend zur Strafe.

Bacchus liebte schöne Mädchen und Frauen. Unter andern die Althäa, Gemahlin des Königs Oeneus, dem er für seine Gefälligkeit den Weinstock schenkte. Seine ächte Gemahlin war die berühmte Ariadne, des Königs Minos Tochter von Creta. Diese war mit dem Athenienser Theseus entflohen, der sie unterwegs auf der Insel Naxos verließ. Hier war es, wo sich der göttliche Jüngling bei ihr einfand, und mit ihr sich verband.

Die Sagen von Bacchus stimmen eben so wenig, wie bei andern Göttern, überein. Nach einer ganz andern Dichtung war er Jupiters und der Proserpina Sohn. Als solcher verrichtete er nicht geringere Thaten, und ward Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, indem er dasselbe den Pflug mit Ochsen zu bespannen und so den Acker zu pflügen lehrte. Als Sohn Jupiters und der Proserpina, heißt Bacchus Zagreus. Diese Dichtung ist älter, als die vorige, wurde aber hernach mit dieser so verschmolzen, daß beide Bacchus Eine Person ausmachen, und die verschiedenen Sagen auf dieselbe bezogen werden.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß unter dem Namen Bacchus der Erfinder des Weinbaues verehrt wurde; doch war diese Gottheit im Orient und Aegypten auch Symbol der Zeugungskraft in der Natur. Man trieb seine Verehrung zuerst im Orient, von woher sie sich

durch ganz Griechenland verbreitete. Eigentlich kam also Bacchus aus Asien nach Griechenland, allein als man hier die morgenländischen Dichtungen und Sagen von dem Gotte des Weins in dem Thebanischen Helden Bacchus vereinigte, und hiemit diese Gottheit als ursprünglich vaterländisch betrachtete; ließ man sie nicht aus Indien oder überhaupt aus Asien kommen, sondern aus Griechenland nach Indien ziehen.

Verschieden von der obigen ist die Dichtung, daß Bacchus auf seinem Zuge nach Indien von einer Menge Männer und Weiber beyleitet wurde, die statt aller Waffen Thyrsusstäbe führten, und ohne Krieg alle Völker bis zum Ganges den Gesetzen und Einrichtungen des Gottes unterwarfen.

Diesen Heereszug ahmte man bei den Bacchusfesten nach, wovon die berühmtesten unter dem Namen Bacchanalien in den frühern Zeiten bloß von Weibern gefeiert wurden. Diese traten, gleichsam durch den Gott des Weins begeistert, als Rasende auf, schrien Evoe Bacchus! besangen den Gott, und begiengen im Taumel mancherlei Ausschweifungen. Hernach mischten sich auch Männer in den Aufzug, bei welchem Könige den Bacchus vorzustellen als Ehre betrachteten. Die Römer lernten den Bacchusdienst erst späterhin durch die Griechen kennen. Auch sie feierten die Bacchanalien, die jedoch in der Folge um der damit verbundenen Ausschweifungen willen untersagt wurden, obgleich es scheint, daß man sie hernach wieder einführte.

Mit dem Dienste des Bacchus waren Mysterien verbunden, die zu den heiligsten und feierlichsten des Alterthums gehörten. Ueberhaupt wurde keine Gottheit eifriger und in so vielen Gegenden verehrt, als Bacchus.

Alte Denkmäler, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, stellen diese Gottheit als Kind, als Jüngling, als Mann mit einem Barte und mit Hörnern vor. Der jugendliche Bacchus, der immer unbärtig dargestellt wird, ist der Thebanische oder Sohn der Semele und Jupiters; der bärtige hingegen der Indische oder Orientalische Bacchus. Der gehörnte ist der Sohn der Proserpina. Man hat Statuen, Büsten, Reliefs, Gemälde, Vasenzeichnungen, Gemmen und Münzen, die diese Gottheit vorstellen. Einige dieser Kunstwerke gehören zu den vorzüglichsten. Der Bacchus in unserer Figur ist ein schlanker schöner Jüngling, dessen Gestalt, Gesichtszüge, Haarwuchs, Geberden und Bewegungen eher das Rundliche, Weiche, Anmuthige und Zarte, eines reizenden Mädchens ankündigen. Das schöne wellenförmige Haar ist hinten in einen Knoten geschürzt, und fällt vorn in einigen Locken zu beiden Seiten über die Achseln herab. Es wird von einer Weinlaub = oder Epheuranke umgeben. Die Binde, ein gewöhnliches Attribut des Bacchus, ziert seine Stirn. Gemeiniglich ist er ganz nackt; hier aber hängt ihm ein Rehfell quer über der Brust. — Außer der Stirnbinde und dem Weinlaub = oder Epheukranze, sind gewisse Trinkgefäße und der Thyrsus — ein mit Wein = und

Epheulaub umwundener Stab — seine Attribute. Unter den Thieren waren ihm der Löwe, der Tiger, der Panther und der Esel heilig.

Taf. 35. Fig. 5. Der Indische Bacchus.

Ganz anders, als der Thebanische oder der Bacchus der Griechen, bilden die Künstler des Alterthums den morgenländischen oder Indischen Bacchus, nach dem die Griechen den ihrigen dichteten. Er erscheint im morgenländigen Costüme mit würdevoller, hoher und königlicher Miene. Das charakteristische Abzeichen des Bacchus, die Stirnbinde, umschlingt sein Haar, welches hinten und an den Seiten in langen krausen Locken herabfällt. Der Bart ist lang, welligt und nicht, wie bei den höhern Göttern der Griechen und Römer, gerollt. Ruhe, Milde und Heiterkeit liest man in den Gesichtszügen. Eine weite vielfaltige Tunika, bis zu den Ellnbogen mit weiten Aermeln versehen und bis zu den Füßen herabreichend, macht die Bekleidung aus. Um dieselbe ist ein weiter prachtvoller Orientalischer Mantel geschlagen, welcher von der Weichlichkeit und Prachtliebe der Morgenländer zeugt. An den Füßen trägt der Indische Bacchus Cothurnen oder kurze Stiefeln. Die ganze Figur stellt das vollkommenste Ideal des milden Weisen, des beglückenden Gesetzgebers und des prachtliebenden Asiatischen Monarchen dar.

Acht und achtzigster Heft.

XXXVI. Tafel.

Gottheiten der Griechen und Römer.

Fig. 1. Herkules.

Herkules, oder Herakles bei den Griechen, war einer der berühmtesten Heroen oder sogenannten Halbgötter des Alterthums. Die Fabel nennt ihn einen Sohn Jupiters und der Alkmene, Gemahlin des Amphitryo. Am Tage der Geburt des jungen Herkules trat Jupiter in der Versammlung der Götter auf, und sagte, daß heute ein mächtiger Held würde geboren werden. Juno aber trachtete aus Eifersucht, die Erfüllung dieser Vorhersagung zu hintertreiben. Sie stellte sich, als ob sie Jupiters Aussage in Zweifel zöge, und er legte für die Wahrheit derselben den furchtbaren Eid beim

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Styx (dem berühmten Flusse der Unterwelt) ab. Juno verzögerte indeß die Niederkunft Alkmenens, und beschleunigte die von Sthenelus, Königs in Mycenä, Gemahlin, die mit ihr zugleich schwanger geworden war. So wurde denn der junge Eurystheus eher geboren, als Herkules, und ihm die Herrschaft über diesen zu Theil.

Mit dem Herkules gebar Alkmene zugeich noch den Iphikles von ihrem rechtmäßigen Gemahl, dem Amphitryo. Der Göttersohn zeichnete sich indeß gar bald vor dem Königssohne noch in der Wiege aus. Die rachsüchtige Juno ließ zwei Schlangen an die Wiege kommen, worin Herkules lag, in der Absicht, ihn zu erwürgen; allein das zarte Kind ergriff die furchtbaren Thiere, und erdrückte sie mit der Hand.

Von frühester Kindheit an war Herkules der Liebling seines Vaters, der sich seiner auf alle Art annahm, um ihn des Ranges eines unsterblichen Gottes würdig zu machen. Als Juno einst schlummerte, legte der Vater der Götter ihr heimlich seinen Liebling an die Brust, und ließ ihn Göttermilch saugen. Juno erwachte zwar, und schleuderte das Kind weit von sich weg; allein mit der Milch war schon Unsterblichkeit und die Fähigkeit, ein Gott zu werden, in ihn übergegangen. Durch Merkur ließ Jupiter die Erziehung des jungen Herkules besorgen, und durch geschickte

Meister den Knaben in allen gymnastischen Künsten und Fertigkeiten unterrichten.

Als Jüngling weidete er einst am Berge Cithäron die Heerden des Amphitryo. Hier war es, wo ihm, auf einsamem Scheidewege über sein künftiges Geschick nachdenkend, zwei liebliche weibliche Gestalten erschienen. Eine war die Wollust. Sie lud ihn ein, ihr auf dem blumenreichen Pfade zu folgen, den sie ihm zeigen würde. Die andere, die Tugend, zeigte ihm einen beschwerlichen, mühevollen Weg, auf dem aber, wie sie hinzusetzte, Ruhm und Unsterblichkeit zu erlangen sey. Der edle Jüngling bedachte sich nicht lange, folgte der Tugend, und erlangte in Kurzem unsterblichen Ruhm durch seine außerordentlichen Thaten.

An dem genannten Berge hausete ein grausamer Löwe. Herkules übernahm es, ihn zu erlegen. Es gelang ihm, und zum Lohne gab ihm Thespius seine 50 Töchter, mit denen er in einer einzigen Nacht eben so viel Söhne erzeugte. — Die Thebaner mußten dem Könige Erginus von Orchomenos einen schimpflichen Tribut geben. Herkules befreiete sie davon, und erhielt zur Dankbarkeit Kreons Tochter, Megara, zur Gattin, mit welcher er 8 Kinder erzeugte. Einst versetzte ihn Juno, die stets mit rachgieriger Wuth ihn verfolgte, in Raserei, und in diesem Zustande seines Verstandes nicht

mächtig, erschlug er Gattin und Kinder. Schrecklich folterten ihn nach wieder erlangter Gesundheit die Vorwürfe seines Gewissens wegen dieser That; doch söhnte er sich wiederum mit den Göttern aus, und suchte die Schuld durch Ausführung der schweren Unternehmungen abzubüßen, die ihm Eurystheus, König von Mycene, aufgab, um ihn, weil er die Macht des Herkules fürchtete, und eifersüchtig darauf war, vielleicht in Lebensgefahr zu stürzen. Zwölf Unternehmungen waren es, die er auszuführen übernahm, und alle beendigte er glücklich. Die Besiegung des nemäischen Löwens, der den Heerden des Eurysteus großen Schaden that, und durch dessen Fell kein Pfeil drang; die Vertilgung des vielköpfigen Ungeheuers Hydra, bei welchem an der Stelle eines abgehauenen Kopfs allezeit ein neuer wuchs; die Gefangennehmung des furchtbaren erymanthischen Ebers und des Hirsches der Diana mit dem goldenen Geweih, dem Herkules ein ganzes Jahr nachstellte; die Bekämpfung der Stymphaliden; die Reinigung der Ställe des Augias; die Einfangung des wüthenden Stiers in Kreta, der Feuer ausblies, und große Verheerungen anrichtete, und des feuerspeienden Rosses von Diomedes; die Herbeischaffung des Wehrgehenks der Amazonenkönigin Hypolite; der Raub der Rinder des Geryon, so wie der gol-

denen Aepfel der Hesperiden, und endlich die Heraufführung des Cerberus aus der Unterwelt, sind nach der Reihe die zwölf berühmten Arbeiten, welche mit unglaublicher Mühe und Beschwerlichkeit verbunden waren.

Außer diesen zur Büßung übernommenen gefahrvollen Arbeiten verrichtete Herkules noch viele andere freiwillig, z. B. die Besiegung der Giganten, welche sich gegen die Götter empörten, und durch sie ohne Herkules nicht würden gebändigt worden seyn. Die Dichter stellen am Ende die Macht dieses Halbgottes so groß vor, daß selbst die himmlischen Götter ihm nicht widerstehen konnten. Den Mars und Pluto überwand er wirklich; den Apoll zwang er, ihm das Orakel zu eröffnen; nach dem Führer des Sonnenwagens, nach Phöbus, schoß er einst Pfeile, als ihm die Sonne zu heiß schien, und der Gott suchte ihn durch einen goldenen Becher zu besänftigen. Selbst Juno, Jupiters Gemahlin, wurde einmal vom Herkules verwundet, und Neptun, der ihn auf dem Meere durch einen Sturm beunruhigen wollte, zum Nachgeben gezwungen.

Herkules durchzog ferne Länder, und ließ überall das Andenken großer Thaten hinter sich. Die Fabel ließ ihn von Italien aus über die Alpen bis nach Spanien ziehen, welches Land er ganz bezwang, und wo die

Felsen bei der Meerenge von Gades (dem heutigen Cadix) unter dem Namen der Säulen des Herkules die Gränze seiner Unternehmungen gegen Westen bezeichnen.

Nach dem Tode seiner Gemahlin Megara unterhielt Herkules mehrere Liebschaften. Die schöne Tochter des Königs Oeneus, Dejanira, welche bereits mit dem Flußgotte Achelous verlobt war, erkämpfte er von diesem ihrem Bräutigam. Als er mit ihr über den angelaufenen Fluß Evenos setzen wollte, versprach ihm der Centaur *) Nessus, sie sicher ans jenseitige Ufer zu bringen. Herkules gieng voran, und war eher am Ufer, als Nessus. Als dieser es bemerkte, wollte er wieder zurück durch den Fluß, und die Dejanira entführen; allein Herkules drückte sogleich einen Pfeil auf ihn ab, der ihn tödtlich verwundete. Sterbend überreichte Nessus der Dejanira ein in sein Blut getauchtes Gewand, mit der Versicherung, daß es ein Mittel sey, Liebe zu erwecken. Dejanira ward nun Herkules Gemahlin, und mit ihr erzeugte er mehrere Kinder. Doch er blieb ihr nicht treu. Auf seinen Zügen, zu welchen ihn sein Beruf aufforderte, verliebte er sich in die reizende Jole, die er, weil der Vater sie ihm verweigerte, mit Gewalt als Sclavin fortführte. Wichtige Unternehmungen hielten ihn noch einige Jahre von seiner

*) Centauren waren Fabelgeschöpfe der Alten, halb Pferd und halb Mensch.

Dejanira entfernt. Ihr schickte er unterdeß die schöne Jole als Sclavin. Aber Dejanira entdeckte bald, daß sie an ihr eine Nebenbuhlerin habe. Um nun die Liebe ihres Gatten wieder zu gewinnen, schickte sie ihm das Gewand, das Nessus ihr gegeben hatte. Dies ward die Ursache seines Todes. Das Blut des verrätherischen Nessus war giftig, also auch das Gewand. Dies wußte weder Dejanira, noch Herkules. Freudenvoll zieht der letztere es an; doch bald fühlt er, daß es fest an seinem Körper klebt. Die fürchterlichsten Schmerzen durchströmten den ganzen Körper, und ängstigten ihn so, daß er sich auf den Berg Oeta bringen, hier einen Scheiterhaufen anzünden ließ, und sich, um seine Qualen zu endigen, selbst verbrannte! Mitten in den Flammen schwebten Freude und Ruhe in seinen Mienen. Nur sein sterblicher Theil ward ein Raub der Flamme; sein Schatten gieng in den Orcus, und sein unsterblicher Geist schwang sich zum Olymp, wo der Lohn für seine edlen Thaten ihm bereitet war. Er trat in die Reihe der Götter, und erhielt zur Gemahlin Hebe, die Göttin der ewigen Jugend. Juno war nun nicht mehr seine Feindin.

Unstreitig liegt der Fabel vom Herkules und seinen großen Thaten wahre Geschichte zum Grunde. Wir wissen aus der Geschichte des Alterthums, daß große Helden, Erfinder und andere Männer, die sich durch

gemeinnützliche Thaten auszeichneten, von der staunenden Menge göttlich verehrt wurden. Herkules war gewiß ein Mann, der durch Besiegung gefürchteter Feinde, durch Bekämpfung grausamer und verheerender Thiere sich verdient machte. Es ist indeß nicht wahrscheinlich, daß alle ihm zugeschriebenen Thaten von ihm allein vollbracht wurden; vielmehr scheint es, daß die Unternehmungen mehrerer Herkulesse — es gab im Alterthume viele dieses Namens — auf Eine Person übergetragen wurden. Ueberdies leidet es keinen Zweifel, daß die Dichtung sehr übertrieb und viel hinzusetzte.

Die Verehrung des Herkules erstreckte sich über ganz Griechenland, und er hatte Tempel und selbst ein Orakel. Von alten Denkmälern sind sehr viele auf unsere Zeiten gekommen, die diesen Halbgott verschiedentlich abbilden. Man erkennt den Herkules leicht an dem nervigten robusten Körper, den breiten und starken Schultern, dem kurzen dicken Halse, der breiten hochgewölbten Brust und dem kleinen Kopfe mit dem gutmüthigen, oft aber auch wildem Antlitze. Das Haupthaar und der Bart bestehen aus kurzen krausen Locken. Mehrentheils wird er nackt abgebildet, doch so, daß eine Löwenhaut über den Achseln hängt. Die Keule in der Hand ist ein sehr charakteristisches Kennzeichen des Helden. Hier in unserer Abbildung trägt er ein Kind auf dem Arme, welches Telephus ist.

Taf. 36. Fig. 2. Aesculapius.

Aesculapius heißt bei den Griechen Asclepios, und war ein Sohn des Apollo, den er mit der Coronis erzeugte. Die Fabel sagt, Apoll habe diese seine Geliebte für untreu gegen ihn gehalten, und in der Hitze mit einem Pfeile getödtet, das Kind aber, womit sie schwanger gieng, erst dann noch gerettet, als der Leichnam schon verbrannt werden sollte. Andere Sagen geben die Geburt des Aesculapius so an: Coronis habe ihn auf dem Gebirge Epidaurus heimlich geboren und daselbst hülflos liegen lassen. Hier sey einem Hirten der Hund und eine Ziege weggekommen, die er gesucht, und beide — von einer Art himmlischen Glanzes umstrahlt — neben dem Kinde gefunden habe. In der Ueberzeugung, daß diese Erscheinung eine überirdische Abkunft des Kindes ankündige, nahm dann der Hirte es auf, und erzog es.

Aesculap zeichnete sich, als er herangewachsen war, gar bald durch die wichtige Kunst aus, Kranke gesund zu machen; ja, er trieb seine Kunst nach der Dichtersage so weit, daß er sogar Abgeschiedene wieder ins Leben zurückrief, und also dem Gott der Unterwelt Manchen entriß, der schon das Reich der Schatten betreten hatte. Pluto zürnte über diesen Eingriff in seine

Rechte, und verklagte den kunstreichen Arzt bei seinem Bruder Jupiter. Aus Gefälligkeit für seinen Bruder schleuderte der Vater der Götter einen Blitz auf Aesculap, und tödtete ihn. Apoll erschoß dafür die Cyklopen, weil sie dem Jupiter die Donnerkeile schmiedeten.

Aesculap war ein Halbgott, und seiner wohlthätigen Kunst wegen sehr verehrt. In ganz Griechenland diente man ihm und besonders in Epidaurus, wo ein Tempel und Hain ihm geweihet waren. — Einst wüthete in Rom drei Jahre lang eine fürchterliche Pest, die Alles in Schrecken setzte. Man schickte Gesandte nach Delphi, um Apoll's Orakel um Rath zu fragen, und erhielt zur Antwort, daß man sich an Aesculap in Epidaurus wenden müsse. Dies geschah. Die Römischen Gesandten giengen zu Schiffe nach Epidaurus, und kaum waren sie ans Land gestiegen, als plötzlich im Tempel des Gottes unter der Bildsäule desselben eine Schlange hervorkam, und schnurstracks dem Schiffe der Römer zueilte. Man hielt die Schlange für den Gott selbst, brachte sie mit großer Feierlichkeit nach Rom, und kaum war sie angelangt, so hörte die Pest auf. Von der Zeit an verehrte man denn auch in Rom den Aesculapius, und weihete ihm einen Tempel.

Der Gott der Arzneikunst hatte zwei Söhne, den Podalirius und Machaon. Beide zeichneten sich

im Trojanischen Kriege als Helden, aber auch als große Aerzte aus. Auch Töchter hatte Aesculap. Eine davon hieß Hygiea, und wurde als Göttin der Gesundheit verehrt. — Auch vom Aesculap sind mehrere alte Denkmäler auf uns gekommen. Die Statue, von welcher unsere Figur genommen ist, stellt ihn als einen alten bärtigen Mann vor, der sich auf einen Stab stützt, und neben sich eine Schlange, das Sinnbild der Wiedergenesung, führt. Den Untertheil seines Leibes umgiebt ein stark gefaltetes weites Gewand. Der Kopf Aesculaps ist gemeiniglich mit dem Lorbeer seines Vaters geziert. Auch trifft man neben ihm sehr oft einen Hahn an, das Bild der Wachsamkeit, welche dem Arzte sowohl, als dem Patienten sehr nöthig ist. Nicht selten findet man auf alten Denkmälern eine bloße Schlange als Sinnbild des Aesculapius.

Taf. 36. Fig. 3. Hygiea.

Hygiea oder Hygia war nach der alten Griechischen Fabel die Tochter Aesculaps, oder nach Einigen seine Gemahlin. Man verehrte unter diesem Namen, welcher Gesundheit bezeichnet, die Göttin der Gesundheit Hygiea ist also der personificirte Begriff von Gesundheit, und ihre nahe Verwandtschaft mit Aesculap, dem Gotte der Arzneikunst, zielt darauf, daß durch die Geschicklichkeit und Kunst des Arztes die Gesundheit

wieder hergestellt wird. Hygiea wurde in vielen Griechischen Städten verehrt, und hatte eigene Tempel und Altäre. Mehrentheils stand jedoch ihre Bildsäule neben der von Aesculap. Sie ist sehr häufig auf Münzen und Gemmen abgebildet, und wird von den alten Künstlern als eine schöne weibliche Figur in lachender Jugend mit sanftem und bescheidenem Blicke vorgestellt. Ihr Haarschmuck ist ganz einfach; hinten wallt das Haar nachlässig über den Nacken hinab. Das Haupt ist gesenkt, ein Charakter, der sich ganz für die hülfreiche Göttin schickt. Den rechten Arm stützt sie — dies ist das Merkmal der Ruhe — auf die Hüfte; in der linken Hand hält sie die Patera oder Schüssel, das Sinnbild der schützenden Gottheit; neben ihr befindet sich gemeiniglich eine Schlange als Symbol des Lebens und der Gesundheit. Den Körper deckt eine schön gefaltete Tunika, die bis zu den Füßen hinabreicht, und dieselben beinahe ganz bedeckt. Ueber die Tunika ist ein weites Gewand geworfen, welches von der linken Achsel in kunstlosen Falten über dem Rücken herabhängt, vorn bloß den untern Theil des Körpers umgiebt, und mit der linken Hand gehalten wird.

Die Statue, nach welcher die Figur gezeichnet ist, findet sich, wie fast alle übrigen, welche auf dieser und der folgenden Tafel vorgestellt sind, im Museum Napoleon zu Paris, und ist von parischem Marmor.

Taf. 36. Fig. 4. Vertumnus.

Vertumnus war eine Gottheit der alten Römer, die man nicht bloß als Vorsteher der Veränderungen betrachtete, welche in den Jahreszeiten bemerkt werden; sondern auch als Beschützer der Kaufmannschaft verehrte. Er gehörte zu den Halbgöttern, und hatte zu Rom einen Tempel mit einer Bildsäule. Die Feste, welche man ihm zu Ehren feierte, hießen Vertumnalien, und fielen in den Monat October. Die alte Römische Fabel legt ihm das Vermögen bei, verschiedene Gestalten anzunehmen, welches Allegorie auf die Veränderungen der Jahreszeiten ist. Er machte von seiner Fähigkeit Gebrauch, um die Pomona zur Liebe zu bewegen. Die verschiedenen Gestalten, welche er annahm, beschreibt Ovid. Man bildete den Vertumnus verschieden. Hier erscheint er fast ganz nackt; das Haupt mit einem Kranze von Fichtenzweigen geziert; in der Linken eine Schale mit Gartenfrüchten und in der Rechten ein Gartenmesser haltend. Ueber dem Rücken hängt ein Thierfell, und die Hüften umschließt ein Schurz. So steht Vertumnus als Feld- oder Gartengott neben einem Baumstamme.

Taf. 36. Fig. 5. Flora.

Die Flora der Römer ist vermuthlich einerlei Gottheit mit der Chloris der Griechen. Letztere war eine Nymphe, welche die Aufsicht über die Blüten der Bäume, des Getraides, des Weinstocks und überhaupt der Gartenblumen hatte. Die Flora der Römer war nun gleichsam Göttin der Blumen oder Blüten. Sie erhielt diese Herrschaft über das Blütenreich erst durch Zephyr, der sich einst in sie verliebte. Die reizende Nymphe suchte ihm zwar zu entfliehen; doch Zephyr holte sie ein, machte sie zu seiner Gemahlin, und ertheilte ihr jene Herrschaft. In Rom hatte die Flora einen Tempel; auch wurden ihr zu Ehren in den beiden letzten Tagen des Aprils Feste gefeiert, die unter dem Namen Floralien bekannt sind. Die Kosten dazu wurden von den Strafgeldern bestritten, welche diejenigen erlegen mußten, die einem andern ein Stück von seinem Acker weggepflügt, oder seine Weide durch ihr Vieh hatten abfressen lassen. Indeß unterschlugen die Römischen Aedilen diese Gelder öfters, und dann konnten aus Mangel die Floralien nicht gefeiert werden. Ein Römischer Dichter erzählt, daß Flora darüber erzürnt zur Strafe Mißwachs über das Gebiet der Stadt habe

ergehen lassen, worauf man denn nothgedrungen zur Feier des Festes schritt. — Man bildete die Göttin Flora als ein junges reizendes Frauenzimmer, mit einer Tunika leicht bekleidet, und zur Hälfte mit einem weiten Gewande umgeben, mit Blumen geschmückt.

XXXVII. Tafel.

Gottheiten der Griechen und Römer.

Sämmtliche auf dieser Tafel vorgestellten Gottheiten sind unter dem Namen der neuen Musen bekannt, welche die Alten als Vorsteherinnen und Beschützerinnen der Künste und Wissenschaften verehrten. In den frühesten Zeiten gab es nur drei Musen. In den Benennungen der nachher angenommenen neun findet sich bei den Alten einige Verschiedenheit. Die Abkunft dieser Göttinnen wird ebenfalls so verschieden angegeben, daß es zu weit führen würde, wenn wir uns darauf einlassen wollten. Die gemeinste Meinung ist, daß sie Töchter Jupiters und der Mnemosyne waren. Ihre Hauptsitze waren das Pierische und Aonische Gebirge und die Berge Helikon und Parnaß in Thessalien. Von hier verbreitete sich ihre Verehrung über ganz Griechenland. Die Fabel sagt, daß die Musen gleich nach

ihrer

ihrer Geburt singend und tanzend im Olymp erschienen, und dafür von Jupiter zu dem Range von Gottheiten erhoben worden wären. Sie sind bestimmt, an der Tafel der Götter das Lob derselben zu singen. Sie lassen aber auch ihre lieblichen Stimmen bei andern Gelegenheiten hören, und selbst bei Festen der Sterblichen. So sangen sie bei der Hochzeit des Peleus mit der Thetis.

Die alten Künstler bildeten die Musen als reizende Jungfrauen, und wetteiferten mit einander in würdiger Darstellung derselben. Diese Göttinnen verdienten allerdings die höchste Aufmerksamkeit und Verehrung der Menschen; denn ihnen verdankt man ja die feinern, edlern Beschäftigungen in Künsten und Wissenschaften, die den Geist und das Herz bilden und erheitern, also den höhern süßern Genuß des Lebens. Der Gott der edlern Künste und Wissenschaften, Apollo, war ihr Anführer oder Vorsteher; daher heißt er Musagetes, d. i. Führer der Musen.

Wenn gleich das Alterthum insgemein die Musen als Jungfrauen verehrte, so fehlte es doch nicht an Dichtern, denen es gefiel, mit der Geschichte dieser Göttinnen Liebschaften zu verweben. Diesen Dichtungen zu Folge haben dann mehrere Musen nicht nur Liebhaber, sondern sogar Kinder. So liebte Kalliope den Thracischen

König Oeagrus, und zeugte mit ihm den Orpheus und Linus. Klio, die es sich einst beikommen ließ, über Venus wegen ihrer Liebschaft mit dem Adonis zu spotten, entbrannte so gegen den Thracier Pierus, daß sie sich ihm ganz dahin gab. Hyacinth, der schöne Spartanische Jüngling, war das Pfand dieser Liebe. Auch Terpsichore und Melpomene unterhielten Liebschaften.

Allgemein anerkannt war die Geschicklichkeit der Musen in den schönen Künsten, besonders im Gesange und im Tanze; dennoch fehlte es nicht an Verwegenen, die sich in Wettstreit mit ihnen einließen. Die Sirenen — geflügelte Mädchen, deren Unterleib sich in einen Fischschwanz endigte, und die ihres reizenden Gesanges wegen den Schiffern gefährlich waren — forderten einst die Musen zum Wettgesange auf; allein sie wurden von ihnen besiegt, und mußten es geschehen lassen, daß die Musen ihnen Federn aus ihren Flügeln rupften, um sich Kränze daraus zu binden. An diesem Wettkampfe schienen Himmel und Erde selbst Theil zu nehmen. Als die Musen ihre Lieder ertönen ließen, blieben der Himmel mit allen Gestirnen, und die Flüsse und das Meer vor Verwunderung und Entzücken still stehen, und der Berg Helikon hüpfte vor Freuden dermaßen auf, daß Neptun fürchtete, er werde seine Spitze bis zum Olymp erheben, und daher seinen Pegasus abschickte, der ihn mit dem Hufe auf den Scheitel schlug.

Als aber die unglücklichen Sirenen ihre Stimmen hören ließen, deckte dicke Finsterniß das Land. — Der Sänger Thamyris, der gleichfalls einen Wettkampf mit den Musen unternahm, lag unter, und wurde für seine Verwegenheit mit Blindheit bestraft. — Der Gesang der Musen war so reizend, daß eine ganze Völkerschaft darüber alle Nahrung vergaß, und dem Hungertode nahe gebracht wurde. Die Göttinnen, durch den Beifall zum Mitleiden bewogen, verwandelte das ganze Völkchen in Heuschrecken oder Grillen; daher singen oder zirpen diese unaufhörlich, ohne Nahrung zu sich zu nehmen; welches letztere die Alten irrig glaubten.

In den frühern Zeiten hatte noch nicht jede Muse ihre besondere Bestimmung in Rücksicht der Künste und Wissenschaften, denen sie vorstanden, sondern es ruften sie Dichter und Künstler bei ihren Unternehmungen im Allgemeinen um Beistand an. Erst in den spätern Zeiten wurde jeder der vorzüglichsten Künste und Wissenschaften eine besondere Muse vorgesetzt. — Die Verehrung dieser Göttinnen zog sich aus Griechenland auch nach Italien. In Rom hatten sie nicht nur Tempel, sondern auch einen geheiligten Hain. Unter den Thieren waren ihnen die Schwäne, denen die Alten einen schönen Gesang zuschrieben, die Nachtigallen und die Grillen oder Cicaden heilig.

Der alte Griechische Schriftsteller, Diodor von Sicilien, leitet die Dichtung von den Musen von neun wirklichen Personen her. Es waren nach ihm neun Mädchen bei der Armee des Osiris, die ihrer reizenden Musik wegen sehr geachtet wurden, und den Apollo, einen Diener vom Hofe des Osiris, zum Vorsteher hatten. Es ist sehr glaubwürdig, daß historische Personen der Dichtung von den Musen zum Grunde liegen, mögen sie nun in Aegypten oder Griechenland gelebt haben. — Spätere Dichter legen übrigens den Musen Flügel bei, um den Schwung des Geistes anzudeuten, der erfordert wird, wenn Jemand ein Meisterwerk in den schönen Künsten und Wissenschaften liefern will. Die ältern Dichter beabsichtigten dasselbe Symbol durch den Kopfschmuck von Federn, den sie den Musen zuschrieben.

Fig. 1. Klio.

Klio war die Muse der Geschichte. Hier ist sie auf einem Felsen sitzend abgebildet, und hält in den Händen eine halbgeöffnete Bücherrolle, welches ihr gewöhnliches Attribut ist. Ihre Kleidung besteht in einer Tunika mit Aermeln, die bis zu den Elnbogen reichen, und mit Knötchen verziert sind. Den untern Theil des Körpers umhüllt ein weites, in Falten geschlagenes Gewand. Den Kopf ziert eine Lorbeerkrone. Nachdenken und Ernst drücken die Züge des Gesichts aus.

Taf. 37. Fig. 2. Euterpe.

Die Muse der Musik sitzt auf einem Felsen in reizender Stellung. Ihr Kleid ist eine lange Tunika, die in der Gegend des Busens mit einer breiten Einfassung versehen und mit einem kostbaren Steine geziert ist. Das weite Gewand, welches den untern Theil des Körpers umhüllt, ist zum Theil über den Felsen ausgebreitet. In der rechten Hand hält sie eine Flöte, das Attribut für diese Vorsteherin und Beschützerin der Musik.

Taf. 37. Fig. 3. Thalia.

Die Muse des Lustspiels, sonst auch die Erfinderin des Ackerbaues und der Baumzucht. Beides sind ländliche Beschäftigungen, und das Lustspiel ist ländlichen Ursprungs. Mehrere Attribute, die der Künstler ihr beigesellte, geben deutlich den Charakter dieser Muse zu erkennen. Sie sitzt auf einem Felsen, auf welchem neben ihr eine Maske von sehr abentheuerlicher Gestalt liegt. In der Rechten hält sie einen Hirtenstab, dessen sich wahrscheinlich die ersten Schauspieler auf der Bühne bedienten, und der an den ländlichen Ursprung der Komödie erinnert. Die linke Hand der Göttin ruhet auf einer Art von Wurfscheibe oder einem Discus, der unstreitig das Tympanum, ein musikalisches Instrument, vorstellen soll, welches mit dem heutigen Tambourin die

größte Aehnlichkeit hat, und vermuthlich auch bei den Luſtſpielen im Gebrauch war. Eine gleiche Tunika, wie die der Klio, macht auch das Kleid der Euterpe aus. Der Schauſpielermantel iſt auf den Achſeln mit Agraffen befeſtigt, und der Kopf mit einer Blätterkrone geziert.

Taf. 37. Fig. 4. Melpomene.

Die Muſe des Trauerſpiels. Sie trägt theatraliſche Kleidung. Die Tunika reicht bis zu den Füßen herab, und iſt unter der Bruſt gegürtet. Die Aermel verhüllen die Arme ganz, und eine Chlamys oder ein kurzer Mantel iſt mit einem Theile am Gürtel ſehr ſchön angeknüpft. Der Ausdruck der Mienen iſt Sanftheit und Anmuth. In der Hand trägt Melpomene eine tragiſche Maske als Sinnbild ihrer Verrichtung.

Taf. 37. Fig. 5. Terpſychore.

Terpſychore war Vorſteherin des Tanzes. Sie ſitzt, wie die meiſten ihrer Schweſtern, hier auf einem Felſen, und ſpielt die Lyra, nach welcher man tanzte. Gekleidet iſt ſie, faſt wie die übrigen Muſen.

Taf. 37. Fig. 6. Erato.

Sie war die Muſe der Liebesgedichte. An ſie

wandten sich die Dichter, welche in dieser Art der Poesie sich hervorthun wollten. Eine lange unter der Brust gegürtete Tunika mit Aermeln, die nicht halb den Arm verhüllen, und ein weites Gewand, das hinten von den Achseln herabhängt, machen die Bekleidung dieser Göttin aus. Eine Lyra, aber von anderer Form, als die der Terpsychore, oder vielmehr eine Cytara ist ihr Attribut.

Taf. 37. Fig. 7. Polyhymnia.

Polyhymnia, die Muse der dramatisch-lyrischen Poesie, wird von den Künstlern des Alterthums gewöhnlich ohne irgend ein Attribut dargestellt, aber ein besonderer Gest charakterisirt sie hinreichend. Er besteht bald in der nach dem Ohr aufgehobenen, bald in der von der Tunika umhüllten und gegen das Kinn gereckten Hand. Beide sind Symbole der Verrichtungen dieser Muse. Der Kopf ist mit einem Kranz von Rosen geschmückt; das Gewand sehr schön geworfen, und ungeachtet es alle Theile des Körpers umhüllt, sind dennoch die lieblichen Formen desselben zu erkennen.

Taf. 37. Fig. 8. Urania.

Die Muse der Astronomie oder Sternkunde, worauf auch ihr Name zielt. Unter den Musen war sie die

einzige, die ewig Jungfrau blieb, obgleich ein Dichter eine kleine Liebschaft von ihr weiß. Sie ist unter ihren Schwestern am leichtesten zu erkennen; denn sie hält fast immer in der linken Hand eine Himmelskugel und in der rechten einen kleinen Stab, mit welchem sie auf der Kugel etwas zu zeigen scheint. Sie erscheint hier auf einem Felsen sitzend oberhalb sehr leicht bekleidet und am Untertheile des Körpers dicht verhüllt. Der Kopf ist mit Federn zierlich geschmückt.

Taf. 37. Fig. 9. Calliope.

Die Muse des Heldengedichts, an die Homer sich wandte, als er seine unsterblichen Lieder sang. Calliope ist die vornehmste unter allen Musen. Ein Dichter, den sie ihres Beistandes würdigt, bringt Werke des Geistes für die Ewigkeit hervor. Sie erscheint hier in der gewöhnlichen Attitüde, wie die mehresten übrigen Musen. Die Tuba, eine Art von Trompete, oder auch ein Buch ist das Attribut, welches man ihr beilegt.

XXXVIII. Tafel.

Teutſche Giftpflanzen.

Fig. 1. Die violette Anemone.

(Anemone pulsatilla.)

Das Geſchlecht der Anemonen, wozu die hier abgebildete Gattung gehört, nimmt in Linné's Syſteme ſeinen Platz in der letzten Ordnung der dreizehnten Klaſſe (Polyandria Polygynia) ein. Der dreiblättrige, von der Blumenkrone entfernte Kelch, der aber den meiſten Gattungen fehlt; die ſechs- bis neunblättrige Blumenkrone; die kurzen Staubgefäße und die länger oder kürzer geſchwänzten, mit den zurückgebliebenen Staubwegen beſetzten, dem ausgehöhlten, getüpfelten Blumenboden einverleibten Saamen machen den Geſchlechts-

charakter der Anemonen aus. Man kennt eine große Menge Gattungen, von welchen in Teutschland mehrere wild wachsen. Die prächtige Garten-Anemone gehört zu den ausländischen.

Die violette Anemone wächst in Teutschland und dem nördlichen Europa überhaupt auf dürren, sonnenreichen Waldplätzen, vornehmlich, wo der Boden mehr sandig, als lehmigt ist. Sie führt verschiedene Namen in den verschiedenen Provinzen Teutschlands. Sehr gewöhnlich sind die Benennungen Küchenschelle, Bocksbart, Osterblume und Windblume. Es ist ein mehrjähriges Gewächs, dessen Höhe ungefähr 8 bis 12 Zoll beträgt. Einen eigentlichen Stängel treibt es nicht, sondern im Frühjahre kommen zuerst die Blumen, dann die Blätter einzeln aus der Erde hervor. Im Herbste stirbt die ganze Pflanze bis auf die in der Erde befindliche Wurzel gänzlich ab, so daß man den Standort nicht wieder findet. Die einblütigen Blumenstiele tragen statt des Kelchs eine Hülle; die Blumenkronblätter sind an der Spitze zurückgebogen und die Blätter, einigermaaßen den Mohrrübenblättern ähnlich, doppelt gefiedert. Sehr zeitig im Frühjahre, nämlich oft schon am Ende des März, gemeiniglich aber zu Anfange des Aprils sprossen auf den von der Sonne

beschienenen Plätzen, insonderheit auf der Mittagsseite der Hügel die herrlichen dunkelvioletten, glockenförmigen, über sich hängenden Blumen hervor. Die prächtigen goldgelben Staubgefäße, die innerhalb der Glocke einen dicht gedrängten Büschel bilden, und deren Anzahl sehr groß ist, stechen gar schön gegen das schöne Violet der Kronenblätter ab, und geben der Blume ein herrliches Ansehen. Stängel und Hülle sind mit einem seidenhaften, ungemein feinen, silbergrauen Filz, oder vielmehr mit sehr kleinen Härchen dicht überzogen. Die Blätter erscheinen oder entfalten sich doch erst ganz, wenn die Blüten schon verblühet sind. Der sonderbar gestaltete Saame hat den Namen Bocksbart veranlaßt.

Mit Recht verdient die violette Anemone einen Platz unter den Gartenblumen, nicht nur ihrer frühzeitigen Erscheinung, sondern auch ihrer großen Schönheit wegen. Da sie in der Wurzel ausdauert, so kostet sie gar keine Pflege; nur muß der Boden trocken und sandig seyn. Schwer ist's indeß, dieses Gewächs zu verpflanzen. Da, wo es einmal wild steht, wächst es leicht. Am besten bringt man es fort, wenn man die Wurzel im Herbste mit einem starken Ballen von dem Rasen ausgräbt, der sie umgiebt.

Die schädlichen Eigenschaften der violetten Ane-

mone verräth der Geschmack. Man zerbeiße und kaue etwas von den Blättern oder Stängeln, und man wird eine heftig brennende Empfindung im Munde wahrnehmen. Schon wenn man das frische Kraut zerschneidet, steigt ein Dunst auf, dessen beißende Schärfe man in der Nase, auf der Zunge und an den Lippen empfindet. Der beim Sieden des Krauts aufsteigende Dampf ist noch viel schärfer, und greift die Augen so an, daß sie dunkel werden. Mit dem Dunste gehen beim Sieden die kräftigen Bestandtheile der Pflanze fort. Will man daher zum medizinischen Gebrauche einen Extrakt aus dieser Pflanze haben, der noch alle Kräfte besitzt; so darf man den Dampf nicht fort lassen. Die Aerzte bedienen sich des Extrakts dieser an sich giftigen Pflanze mit glücklichem Erfolge wider verschiedene hartnäckige Uebel, z. B. wider den grauen Staar, in Geschwüren und selbst in Melancholie. Die Kamtschadalen sollen ihre Pfeile mit dem Safte vergiften.

Taf. 38. Fig. 2. Der Giftlattich.

(Lactuca vírosa.)

Lattich ist der Geschlechtsname von wenigstens 15 verschiedenen Pflanzengattungen, zu denen auch der allgemein bekannte Gartensalat gehört. Das Lattich-Geschlecht steht in der ersten Ordnung der neunzehnten

Klasse (Syngenesia Polygamia aequalis), und zeichnet sich vor andern in dieser Ordnung stehenden Gewächsen durch den nackten Saamenboden; den walzenförmigen, schuppigten, am Rande häutigen Kelch und dadurch aus, daß die glatten Saamen gestielte haarförmige Haarkrönchen tragen.

Der Giftlattich ist eine zweijährige Pflanze, die mit dem Gartenlattich oder gemeinen Salat viel Aehnlichkeit hat, einen 2 bis 3 Fuß hohen Stängel treibt, und im südlichen Europa und in Teutschland ziemlich allenthalben neben Hecken, an Wällen, Gräben und ungebauten Plätzen wild angetroffen wird. Die blaßgelben Blüten, welche im Julius und August zum Vorscheine kommen, haben mit den Blüten des Salats die größte Aehnlichkeit; die Blätter aber sind waagerecht, gezähnt und mit einer scharfen, dornigten Rückenrippe versehen. Alle Theile dieser Pflanze enthalten einen ekelhaft bittern Milchsaft, der zum Vorscheine kommt, wenn man sie verwundet, und der einen betäubenden Geruch hat. Schon die Dämpfe davon nehmen den Kopf ein. Der Genuß der Pflanze ist schädlich. Man spürt Betäubung darnach. Dioscorides erzählt, daß man zu seiner Zeit den Saft der Laktuke dem Mohnsafte beimischte. Vielleicht war es der Giftlattich. Die Alten

ſagen, daß 2 Quentchen ſeines Saftes Schlaf bewirke, den Harn treibe und ſowohl innerlich als äußerlich Entzündungen hebe, oder verhindere. Zum Theil haben auch neuere Verſuche dieſe Kräfte darin gefunden. Auch in der Waſſerſucht und andern Krankheiten will man dieſen Saft in unſern Tagen heilſam gefunden haben.

XXXIX. Tafel.

Sonderbar gestaltete Insekten.

Alle auf dieser Tafel vorgestellten Insekten gehören zu den ungeflügelten, und zeichnen sich durch ihre abentheuerliche Gestalt aus. Nach dem Linneischen Systeme gehören mehrere derselben in Ein Geschlecht, da sie doch so sehr von einander abweichen. So z. B. Fig. 5 u. 6. Der um die Insektenkunde so hoch verdiente Fabricius hat daher mehrere Geschlechter festgesetzt, und die ungleichartig gestalteten Individuen darin vertheilt. Wir folgen ihm hier in der Anordnung und Benennung der abgebildeten merkwürdigen Geschöpfe.

Fig. 1. Die schnakenfüßige Rüsselmilbe.

(Trombidium phalangioides.)

Das Geschlecht der Rüsselmilben ist nicht von Linné, sondern von Fabricius bestimmt. Die

Gattungen desselben haben 2 Freßspitzen, woran sich öfters unterwärts gegen die Spitze hin ein Anhängsel befindet, der bei dem vergrößerten Insekt Fig. 1. deutlich zu sehen ist. Der Saugrüssel dieser Insekten ist kegelförmig, und schließt 2 mit Klauen versehene Freßzangen ein. Sie haben 2 Augen. Dieses Insektengeschlecht ist ungemein zahlreich. Linné kannte wenig davon, und beschrieb sie unter den Milben, mit welchen sie freilich in der Lebensart große Aehnlichkeit haben. Es sind sehr kleine Geschöpfe, die man unter einem Vergrößerungsglase betrachten muß, wenn man ihre sonderbare Form recht kennen lernen will. Mehrentheils sehen sie roth aus.

Die hier abgebildete schöne Rüsselmilbe lebt zwischen allerlei Moosen an Baumstämmen und auf der Erde. In manchen Gegenden findet sie sich häufig auf der Erde unter dem trockenen Laube in Waldungen im März und April. Degeer, der sie auch in Schweden, obwohl sehr selten fand, rechnet sie zu den Milben. Sie ist in der Figur in natürlicher Größe und stark vergrößert vorgestellt. Ihr Hinterleib sieht roth aus; der ganze Körper ist platt gedrückt und mit schwarzen Haaren bedeckt. Ueber dem Rücken läuft eine breite Binde von blasserm Roth. Die langen Beine geben ihr einige Aehnlichkeit mit demjenigen Schnakenfuß, der gemeiniglich den Namen Weberknecht führt. Zu

den

den unterscheidenden Kennzeichen dieser Gattung gehört, daß das vierte Paar Beine am längsten ist.

Taf. 39. Fig. 2. Die scheerenfüßige Milbe.

(Acarus chelopus.)

Die Milben, ein zahlreiches Geschlecht, erkennt man an den vier Freßspitzen, wovon die mittlern mit Scheeren versehen sind, die ausgedehnt werden können, und Finger haben, wovon der eine auf dem andern liegt. Zwei Augen. — Die scheerenförmige Milbe ist ein gar sonderbares Geschöpf. Sie hat einen fast eiförmigen, blaßfarbigen Körper, der an den Seiten mit einem Zahne besetzt ist. Von den Beinen ist das letzte Paar am längsten und mit Scheeren versehen, welche den Krebsscheeren gleichen. Zu beiden Seiten und am Hintertheile des Körpers sitzen mehrere sehr lange Borsten. Dieses merkwürdige kleine Insekt wurde auf der Haut eines Blaukehlchens gefunden, und lebt wahrscheinlich noch auf andern kleinen Vögeln.

Taf. 39. Fig. 3. Die Gaukler = Wasserspinne.

(Hydrachna histrionica.)

Auch die Wasserspinnen sind ein neu festgesetztes Geschlecht, welches Linné noch nicht hatte. Die Insekten, die dazu gehören, sind sehr klein, und sehen auf

den erſten Blick wie Milben aus, wofür man ſie auch hielt, bevor ſie näher und mikroſcopiſch unterſucht waren. Sie zeichnen ſich durch einen walzenförmigen Saugrüſſel und zwei linienförmige, völlig ungetheilte Blättchen; ferner durch 2 Freßſpitzen aus, und haben 2 bis 6 Augen. Es giebt eine große Anzahl von Gattungen. Sie leben in ſtehenden Gewäſſern. Die hier abgebildete Gattung iſt in natürlicher Größe nur merkbar und ohne Vergrößerungsglas nicht genau zu unterſcheiden. Ihr Körper iſt eirund, roth mit 2 ſchwarzen, der Länge nach ausgeſchweiften Rückenbinden und zu beiden Seiten mit einem kleinen ſchwarzen Fleck. Der Augen ſind 2 bei dieſer Gattung. Man findet ſie im Frühjahre und Sommer in ſchlammigten Waſſergräben.

Taf. 39. Fig. 4. Die taubenfeindliche Sägemilbe.

(Rhynchoprion columba.)

Sägemilben werden dieſe kleinen Inſekten darum genannt, weil ihr Saugerüſſel zwiſchen ſägartig gezähnten Blättchen liegt. Sie haben 2 Freßſpitzen. Die taubenfeindliche Sägemilbe hat einen violetfleiſchfarbigen Hinterleib, der ausgerandet iſt. Das Maul befindet ſich unterhalb des Körpers, und die Blutgefäße deſ-

selben vereinigen sich mittelst ihrer Mündungen. Es ist ein ziemlich großes Insekt, und findet sich auf den Haustauben, zumal den Jungen, oft in so großer Anzahl, daß diese davon abgezehrt werden und sterben. Um so mehr ist es zu verwundern, wie es den Naturforschern so lange Zeit hindurch unbemerkt bleiben konnte. Farbe und Zeichnung dieses Thierchens sind sehr schön.

Taf. 39. Fig. 5. Der rothgelbe Schnakenfuß.

(Phalangium rufum.)

Dieses Geschlecht, zu welchem man ehedem ganz verschieden gestaltete Insekten zählte, führte sonst den Namen Afterspinnen. Vier Freßspitzen, wovon die mittlern mit Scheeren versehen und einwärts gebogen sind; Finger der Scheeren, welche zur Seite stehen; zwei Augen und ein Saugrüssel sind die Geschlechtskennzeichen. Der rothgelbe Schnakenfuß erscheint hier in seiner natürlichen Größe und Gestalt, sehr ähnlich dem gemeinen Schnakenfuße, der unter dem Namen Tod, Mäher und Weberknecht im Herbst an allen Wänden umher kriecht. Der Körper der hier abgebildeten Gattung ist überall glatt; der Hinterleib (beim Männchen) rundlich und rothgelb; die Erhabenheit, auf welcher die Augen sitzen, glatt und völlig ungetheilt; die Beine sind sehr lang und dünn.

Man findet dieſes Inſekt in den Wäldern an den Stämmen der Bäume, zumal der Eichen, auch an Mauern, im Auguſt.

Taf. 39. Fig. 6. Der Schmarotzer-Scheerenträger.

(Chelifer parasita.)

Die Gattungen dieſes Geſchlechts haben 10 Beine, wovon das vordere Paar mit Scheeren verſehen ſind; ferner 2 Freßſpitzen mit Scheeren, deren Finger zur Seite ſtehen; 4 Augen und keinen Schwanz. Da die Scheerenträger einige Aehnlichkeit mit den Skorpionen haben, ſo hat man ſie ſonſt Skorpionſpinnen genannt. Die bekannteſte Gattung iſt der ſogenannte Bücherſkorpion, den man in alten Büchern und ſonſt an verborgenen Orten, und unter den abgelöſten Schuppen der Baumrinden antrifft.

Der Schmarotzer-Scheerenträger iſt dunkelziegelfarben; ſeine Beine ſind viel heller und nur mit einem Nagel verſehen; die Glieder der Arme faſt gleich, das mittlere jedoch auf beiden Seiten conver, das untere aber an der innern Seite concav. Man fand dieſes kleine Geſchöpf mit ſeinen Scheeren an einer Fliege hängend, die es vermuthlich in der Stille neben ſeinem

Schlupfwinkel oder in der Nacht überrascht und angepackt hatte, um sich von ihren Säften zu nähren.

Taf. 39. Fig. 7. Die zweigliedrige Flohmilbe.

(Phthiridium biarticulatum.)

Bei diesen wunderbar gestalteten Insekten sind Kopf und Brustschild eins; die Fühlhörner fehlen; von den Stacheln am Schwanze sind zwei einwärts gekehrt; die Beine, sechs an der Zahl, zum Gehen eingerichtet. — Die zweigliedrige Flohmilbe wurde auf der Fledermaus entdeckt, welche unter dem Namen der Hufeisennase bekannt ist. Sie hakt sich mit den Fußkrallen so fest in die zarte Haut des Thieres ein, daß sie nur mit Mühe loßgerissen werden kann. Ihr Hinterleib theilt sich in zwei Abschnitte oder Glieder, und ist cylindrisch; der Kopf ganz glatt, und von den Stacheln am Hintern sind zwei borstenförmig

Taf. 39. Fig. 8. Das störfeindliche Scheermaul.

(Dichelesthium sturionis.)

Noch sonderbarer, als alle bisher beschriebenen Insekten, ist das Scheerenmaul gebildet. Lebte und bewegte es sich nicht, so würde man es für kein Thier

halten. Es zeichnet ſich durch die 10 Beine; die fadenförmigen, zurückgebogenen Fühlhörner; den hohlen, cylindriſchen häutigen Saugrüſſel; die ſechs ungleichen, verſchiedentlich gebildeten Freßſpitzen und dadurch aus, daß die Scheeren, welche vorn an der Stirn ſitzen, einen ſtumpfen Daumen haben. Das hier vorgeſtellte Scheerenmaul fand man auf den Kiemen eines Störs, der im Rhein gefangen wurde. Seine Farbe iſt blaßfleiſchröthlich; der Kopf mit dem Bruſtſchilde verbunden; Augen konnte man nicht entdecken, doch mögen ſie vielleicht auf gewiſſen Erhabenheiten liegen, die man zwiſchen den Armen und Fühlhörnern bemerkt. Die Beine liegen ſo verſteckt, daß man das Inſekt für verſtümmelt hält, wenn man es nicht unter dem Vergrößerungsglaſe unterſucht.

Taf. 39. Fig. 9. Der delphinähnliche Schiffer.

(Argulus delphinus.)

Dieſes merkwürdige Inſekt gehörte ehedem zu dem Linneiſchen Geſchlechte der Schildflöhe (Monoculus), macht aber jetzt ein beſonderes Geſchlecht aus. Es iſt hier in natürlicher und ſtark vergrößerter Geſtalt abgebildet. Zehn Beine; ein tellerförmiger Schild, der hinten zweilappig und auf der Oberfläche ſchwarz punktirt iſt, ſo wie der aus 2 lanzetförmigen Blättchen be-

stehende Schwanz, machen die Unterscheidungsmerkmale dieses kleinen Thierchens aus. Der Schild, welcher den Rücken, wie bei dem Schildfloh, bedeckt, ist oben convex, unten concav, durchsichtig, grünlich und unregelmäßig punktirt. Man findet dieses Insekt an Flußfischen auf der Oberfläche ihres Körpers, wo es ziemlich fest sitzt. Es schwimmt sehr geschickt, wälzt sich auf den Rücken, und macht vielerlei Bewegungen mit den Beinen. Die Fische, welche es in Menge an sich haben, werden abgezehrt, und sollen sogar davon sterben.

XL. Tafel.

Schöne Tagschmetterlinge.

Fig. 1. Der Schillervogel.

(Papilio Nymphalis gemmata Iris.)

Unstreitig einer der schönsten einheimischen Tagfalter! Er wird sonst Changeant und Iris genannt, und gehört zu der Schaar der Nymphen. Die Abbildung zeigt ihn hier in der gewöhnlichen Größe; es giebt aber auch kleinere, die zugleich in der Farbe einigermaaßen abweichen, vermuthlich sind beide nur Spielarten, die von der schlechtern oder bessern Ernährungsart der Raupe herrühren können. Die größere Art mißt mit ausgespannten Flügeln 4 Zoll in der Breite; die kleinere fast einen ganzen Zoll weniger. Alle vier Flügel sind am Rande sehr zierlich ausgebogenet und auf der obern Seite von einer Grundfarbe, die, aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, entweder prächtig lasurblau, oder ganz einfach sammetschwärzlich oder grau oder bräunlich erscheint. Dies ist der Grund, warum

in

in der Abbildung der eine Flügel blau, der andere schwärzlich gemalt ist. Bei manchen dieser Schmetterlinge ist der lasurblaue Schimmer nur sehr schwach. Das Grau oder Braun macht, aus allen Gesichtspunkten betrachtet, die Haupt- und Grundfarbe aus; andere dagegen schimmern in dem rechten Lichte rein lasurblau. Diejenigen scheinen am schwächsten ins Blaue zu schillern, welche schon lange Zeit umher geschwärmt haben. Die Weibchen aber erscheinen beständig weniger blau, als die Männchen.

Der künstliche Bau der Flügelschüppchen ist Ursache des Schillerns, welches man in dem Maaße bei keinem andern einheimischen Schmetterlinge wahrnimmt. Diese Schüppchen, wovon die Figur D. ein einzelnes darstellt, sind gefaltet, wie ein halb zusammengeschobener Fächer, so daß die Falten ungefähr rechte Winkel neben einander bilden. Nach der einen Seite hin sind die sämmtlichen Schuppenfalten blau, nach der entgegengesetzten aber von der andern Grundfarbe, wie Fig. C. deutlich zeigt. Hieraus erklärt sich nun die merkwürdige Erscheinung des Schillerns sehr leicht. Betrachtet man z. B. den Schmetterling aus dem Gesichtspunkte, in welchem die blauen Falten entgegen stehen, so muß er blau erscheinen und die zweite Grundfarbe versteckt seyn, und umgekehrt. Es gehört indeß ein hoher Grad von Vergrößerung dazu, wenn man

diese merkwürdige Beschaffenheit der Schuppen genau erkennen will.

Die untere Seite der vier Flügel hat eine röthlich graue Grundfarbe, die an verschiedenen Stellen anders schattirt ist. Eine unterbrochene weiße Binde und auf jedem Flügel ein Augenfleck sind unten eben so, wie auf der obern Seite sichtbar.

Figur c. stellt die Raupe dar, woraus dieser schöne Schmetterling sich bildet. Ihre simple gelblich grüne Farbe läßt die Schönheit des vollkommenen Insektes kaum vermuthen. Sie lebt auf Weiden, insonderheit auf den Sahlweiden, und verwandelt sich in eine dreikantige gelbgrünliche Puppe.

Häufig wird der Schmetterling nie gefunden; doch ist er in manchen Jahren ganz besonders selten, so daß man ihn da, wo er doch sonst gesehen wurde, gar nicht erblickt. Er pflegt sich gern in solchen Gegenden aufzuhalten, wo Weiden, Espen, Eichen und andere Bäume einzeln stehen, und der Boden mit Rasen bedeckt ist. Hier sieht man ihn nicht, wie andere Schmetterlinge, den Blumen nachfliegen, sondern am liebsten auf Fußstegen und Landstraßen die Stellen besuchen, wo thierische Exkremente oder vegetabilische in Fäulniß gerathene Körper liegen. Er setzt sich auch gern an die

Stellen der Baumstämme, wo aus offenen Schäden der Saft ausfließt und gerinnt.

Taf. 40. Fig. 2. Der Apollo.

(Papilio Eques Heliconius Apollo.)

Gemeiniglich der Teutsche Apollo genannt. Sonst heißt er rother Augenspiegel und Hauslauch-Falter. Den Namen Apollo hat man ihm darum beigelegt, weil er sich auf Bergen aufhält. Es ist einer der größten Tagvögel; denn seine Breite beträgt zwischen 3 und 4 Zoll. Die Grundfarbe aller vier Flügel, sowohl auf der untern, als obern Seite, ist weiß mit einem kaum merklich gelben Anstriche, der ihnen ein graulich weißes Ansehen giebt. Die Vorderflügel sind am Rande mit einem breitern und schmalern aschgrauen Bande eingefaßt, und jeder derselben hat auf beiden Seiten fünf große Flecke von unregelmäßiger Gestalt und schwarzer Farbe. Auf jeder Seite der beiden Hinterflügel erblickt man zwei schöne große Augenflecke oder Spiegel von rother Farbe und mit einem schwarzen Rande eingefaßt. Ein ähnlicher Fleck zeigt sich noch beim Anfange jedes der beiden Hinterflügel. Uebrigens sind die Flügel dieses schönen Schmetterlings nicht stark beschuppt und daher ziemlich durchsichtig, welches besonders von den Rändern der beiden vordern gilt. Der Körper des Schmetterlings ist schwarz und mit gelblich grauen seidenhaften Härchen bewachsen.

Die Raupe, woraus der Apoll entsteht, ist behaart, schwarz und mit vielen orangefarbigen Flecken gezeichnet. Sie nährt sich von der sogenannten Fettenhenne und andern Gattungen des Sedum, auch von den Blättern des Steinbrechs, und ist im Frühjahre, wenn der Schnee wegthauet, also schon im März, gleich in ihrer gehörigen Größe zu finden. Schon im Herbste kommt sie aus dem Ei, und erlangt beinahe ihr völliges Wachsthum, verkriecht sich aber bei eintretender Kälte, wie die bekannte Grasraupe, unter dem Rasen in der Erde, um hier zu überwintern. Im Frühjahre frißt sie noch eine kurze Zeit, wird ausgestreckt 2 Zoll lang, und verpuppt sich dann. Die perlgraue Puppe scheint der Gestalt nach die eines Nachtfalters zu seyn, so sehr weicht sie von der gewöhnlichen Puppengestalt der Tagfalter ab. Das perlgraue Ansehen bekommt sie von einem feinen Staube; wird dieser abgewischt, so erscheint die Puppenhaut schwarz und glänzend.

Der Apollo lebt nur in gebirgigten Gegenden, aber auch nicht allenthalben. Im Pappenheimischen und in mehreren Gegenden am Rheine und an der Donau ist er nicht selten. In unserm ebenen Nordteutschlande wird er nie gesehen. Er geht hoch in Norden hinauf, und ist in Schweden sogar um Upsal nicht selten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Funke, Carl Philipp,

Ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuche für Kinder ein Commentar für Eltern und Lehrer, welche sich jenes Werks bei dem Unterrichte ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen
Bd.: 9

Weimar 1805

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- 4 Bild 25 -9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11207812-5
VD18 15501531-001